Oa IV 49

9 E 4

I. N. Reuling, del,

Dublon, sc. Frfurth,

Des
Herrn von Loen
gesammlete
Kleine Schriften:
Besorgt und heraus gegeben
von
J. B. Müllern,
Hochgräfl. Löwenstein-Wertheimischer Hofrath.
Vierter und letzter Theil.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Pohln- und Churfürstl. Sächsisch. Allergnädigst- und Gnädigsten Privilegiis versehen.

Franckfurt und Leipzig,
Bey Heinrich Ludwig Brönner, 1752.

Vorrede.

DJe vortreflichen Schriften Sr. Hochwolgebohrnen, des Herrn von Loen sind bisher mit so vielem Ruhm und Beyfall dergestalt begierigst aufgenommen worden; daß sie nicht nur vielmahl aufgelegt, sondern auch unter die besten Schriften derer, die zur wahren Staats- und sittlichen Verbesserung der Menschen Anleitung geben, mit allem Recht gezehlet werden.

Welche Einsicht, welchen Muth erfordert es nicht, die Fehler des Staats und der Menschen so freymüthig zu zeigen, wie in diesen Schriften geschiehet; wie viel Wissenschaft und Ueberlegung wird darzu erfordert, nicht allein die Quellen der Mängel zu entdecken; sondern auch die Mittel solche zu verbessern vorzuschlagen? folglich offenbare Zeugnisse nützlicher Geschäften abzugeben, welche noch dabey mit solcher Klugheit und Deutlichkeit geschrieben sind, daß sie die schwächere verstehen und die witzigste hoch schätzen.

Wenn man dieses alles, und noch dabey den kurtzen lebhaften Vortrag dieses Herrn Verfassers und seine nette scharfsinnige und artige Ausdrückungen erweget; so wird man sich wohl nicht befremden lassen, daß, ob es zwar dem Herr von Loen an Gegnern, in Ansehung seines Wercks von der Religion, nicht gefehlet, seine übrige Schriften doch durchgängig einen allgemeinen Beyfall zu seinem vollkommenen Ruhm erhalten haben.

Dasje-

Dasjenige, was der hohe Verfaſſer des neuen Königlichen Preuſiſchen Land = Rechts in der Vorrede des zweyten Theils von dem redlichen Eifer des Herrn von Loen, in Anſehung der Verbeſſerung des Juſtitz = Weſens, erwehnet, giebt zu erkennen, wie viel Eindruck deſſen Schriften machen.

Da ich nun das Vergnügen habe, gegenwärtigen vierten Theil dieſer kleinen Schriften heraus zu geben, und mit einer Vorrede zu begleiten; ſo weiß ich davon nichts beſſers zu ſagen, als daß dieſer Theil gleich denen drey vorherigen unſern berühmten Herrn von Loen zum Verfaſſer habe.

Dieſes wird genug ſeyn, den geehrten Leſer mit einem gerechten Vorurtheil einzunehmen. Ich will alſo nur kürtzlich melden, daß dieſer vierte Theil in ſolchen Aufſätzen beſtehe, die noch nicht in teutſcher Sprache zum Druck kommen ſind. Die meiſten ſind in ſeinen jüngern Jahren, in franzöſiſcher Sprache, aufgeſetzet

setzet worden, welches man leicht aus ihren Wendungen und gewissen Redens-Arten wird abnehmen können?

Dieser letzte Theil hat verschiedene Abtheilungen: die erste enthält critische Anmerckungen über die schönen Künste und Wissenschaften. Es sind lebhafte und sinnreiche Gedancken, die der Herr Verfasser selbst für nichts anders als für Kleinigkeiten hält, indem sie die Sache nicht ausführlich behandeln. Der Leser aber wird leicht finden, was daran zu benutzen ist.

Die zweyte Abtheilung bestehet in vermischten Briefen und Betrachtungen über allerhand Materien, welche von des Herrn Verfassers Einsicht und Erfahrung in der grosen Welt sattsam Zeugnüs geben. Die darunter befindliche Betrachtungen über die wahre und falsche Demuth, welche auf Veranlassung des Herrn von Loen von dem Herrn de Beaumarchais sind geschrieben worden, werden dem geneigten Leser nicht unwürdig scheinen, hier eine Stelle zu finden. Sie sind aus den Amuse-

mens

mens literaires mit desto grössrem Recht unter diese Schriften gezogen worden, weil die Scharfsinnigkeit des Herrn Verfassers den meisten Theil daran hat.

In der dritten Abtheilung sind des Herrn Verfassers Jugendliche Reisen beschrieben, zu deren Mittheilung derselbe sich zwar durchaus nicht hat verstehen wollen. Allein da der neue Herr Verleger, der dem vorigen den Verlag dieser Schriften abgehandelt hat, auf dem Versprechen bestund, das man in der Vorrede des dritten Theils gethan hatte, so entschloß sich endlich der Herr von Loen ihm darin zu willfahren; allein so viel ich weis, ist wenigstens die Helfte davon ausgestrichen worden. Es wird aber dennoch genug übrig geblieben seyn, um den Leser zu vergnügen. Man muß damit die im ersten Theil enthaltene verschiedene Nachrichten der Länder vereinigen und also ein gantzes daraus machen. Der Herr von Loen hat zwar noch verschiedene andere Länder und Höfe gesehen, allein davon nichts schriftlich aufgezeichnet.

Dieses ist es, was ich bey der Ausgabe dieses vierten Theils anzuführen und zu erinnern nicht undienlich erachtet habe.

Von den weitern gelehrten Bemühungen des vornehmen Herrn Verfassers kan ich so viel melden, daß solche auf historische Sachen gehen, und daß er sich mit den Herrn Geistlichen weiter kein Geschäfte machen wird, nachdem er sich in seiner letzten Schrift seines prüfenden Lehr-Gebäudes darüber zur Genüge erkläret hat.

Gebrauche unterdessen, mein Leser, diesen vierten Theil gleich der ersteren zu deinem Vergnügen und Nutzen.

Geschrieben Franckfurt den
24. Mertz. 1752.

Inhalt.

Inhalt.

I. Abtheilung.
Critische Anmerckungen über die schöne Künste und Wissenschaften.

I. Vom Bücherschreiben an Herrn Prof. K** 3
II. Von der Rede-Kunst. 11
III. Von der Verbesserung der teutschen Sprache und Rechtschreiberey. 39
IV. Von der Dicht-Kunst. 53
V. Von der Schauspiel-Kunst. 100
VI. Von der Thon-Kunst. 117
VII. Von der Mahlerey und der Zeichnungs-Kunst. 127
VIII. Von den Passions-Oratorien in der heiligen Woche. 135
IX. Von der Bau-Kunst. 141
X. Von den Lust-Gärten. 152
XI Von den Mitteln die Gesundheit zu erhalten. 159
XII. Von der Haushaltungs-Kunst überhaupt. 183
XIII. Von der Theologie oder Gottesgelahrheit. 200
XIV. Von der Wahrsagerey und andern verborgenen Wissenschaften. 214

II. Abtheilung.
Briefe und Betrachtungen über allerhand Materien.

I. Beschreibung der Tugend. 245
II. Von dem Caracter eines Christen. 252
III. An einen Cavalier, der aus Verdruß den Hof verlassen und sich in die Einsamkeit begeben wolte. 262
IV. Von der Staats-Kunst des Machiavels. 270
V. Von der Erziehung eines Printzens. 282
VI. Von der wahren und falschen Demuth. 293

VII. Einige Nachricht von dem Herrn de la Barre de Beaumarchais. 306
VIII. Vom Stadt- und Land-Leben. An den Herrn von N. N. 318
IX. Beweis, daß das Geld den ersten Rang habe. 333
X. Kurtzer Vorschlag zur Religions-Vereinigung. Aus dem Send-Schreiben eines guten Freundes. 343

III. Abtheilung.
Jugendliche Reisen mit allerhand Anmerckungen.

I. Reise. Auf das Land. 347
II. Reise. Nach Wetzlar. 356
III. Reise. Von Regenspurg durch Schwaben, Bayern, Francken und Sachsen, im Jahr 1716. 360
IV. Reise: Von Halle durch Sachsen, Brandenburg, Schlesien und Mähren nach Wien, u. s. w. 375
V. Reise. Nach den Niederlanden, und von da über Bremen und Hamburg nach Berlin und Dresden. 400
VI. Reise. Durch die Schweitz nach Franckreich. 432
VII. Reise. Nach Nürnberg, Prag, Breslau, Berlin und Dresden. 451
VIII. Anmerckungen über einige Höfe. 463
XI. Beschreibung der Alpen-Gebürge. 471

Cri-

Critische

Anmerkungen

über

die schöne

Künste und Wissenschaften.

I.

Vom Bücher-Schreiben

An Herrn Prof. K...

Mein Herr!

Eine kleine Eitelkeit, die sich unter dem Schein etwas zum Besten der menschlichen Gesellschaft vorzunehmen listig versteckt hatte, bewog mich vor einiger Zeit die frantzösische Briefe zu schreiben, welche sie die Höflichkeit hatten von mir in Druck

zu geben*, ohneracht ich nur als ein Unbekanter erscheinen wolte, so unterlies ich doch nicht meinen guten Freunden mich zu erkennen zu geben, um durch ihren Beyfall die Früchte meines Ruhms ein wenig zu geniesen.

Ich wurde also einer von den Leuten die man Authoren nennet und von denen man mir sagte, daß sie öfters, wegen vielem Sitzen und Nachdenken, mit einem gewissen Ubel geplagt würden, welches man die Hypochondrie zu nennen pflegt. Die blose Furcht vor einem solchen Ubel gab mir vor einigen Tagen davon eine wirkliche Empfindung. Ich war so dickblütig und so verdrieslich, daß mir alles misfiel; ja, was am rarsten, ich misfiele mir selbst. Ich war wider alle Menschen aufgebracht; ich entdeckte an ihnen so viele Fehler, daß ich nicht wuste, ob ich mehr die Meinigen durch die Ihrigen, oder die Ihrigen durch die Meinigen entschuldigen solte. Meine Empfindlichkeit gieng darüber so weit, daß mich alles beleidigte.

Ich schalte dabey am meisten auf unsre neue Weltweisen, weil sie die Menschen bereden wolten, daß dieses die beste Welt sey; da man solche doch allenthalben so böse und so unartig findet. Ich beseufzete dargegen das allgemeine Elend

---

* Siehe Lettres curieuses d'un Gentilhomme allemand T. II. Lettre V.

Elend, und würde solches wie Heraclytus beweinet haben, wenn ich die Thränen wie er, zu meinen Diensten gehabt hätte.

Ist es nicht eine grosse Thorheit, sprache ich bey bey mir selbst, Bücher zu schreiben und andre Leute zu lehren, was man selbst nicht thut? Wie schwach ist doch unser Verstand; wie beschränckt unsere Erkentnis; wie ungewiß unser Wissen? Ist es auch wohl der Mühe werth, aus solchen Sachen sich einen Ruhm zu machen, die uns am ersten demüthigen solten?

Diese Gedancken setzten meine Eigenliebe halb in Verzweiflung: sie litt grausam. Ich hatte Mittleiden mit ihr: Ich suchte sie ein wenig zu trösten. Ich ergriffe meine französische Briefe. Ich hatte aber kaum angefangen, so erschien das ernstliche Gesicht der Vernunft und rieth mit einer pedantischen Mine die Eigenliebe abzuschaffen und ihre Thorheit zu erkennen. Die Eigenliebe begunt darüber zu zittern. Was ist natürlicher als sich ihrer anzun hmen? Ich nahme sie also in meinen Schutz und bote der Vernunft, mit einer einem Bücherschreiber geziemenden Hertzhaftigkeit, Trutz unser gutes Verständnis zu stören.

Ich setzte mich darauf unter den Schatten einer sich weit ausbreitenden Ulme, und lase den Anfang meiner französischen Briefe: „Bald „werden wir, heisen die Worte keine Laster

» mehr haben. Sie verwandeln sich in lauter
» Tugenden. Die Eigensinnigkeit hat den heß-
» lichsten Ursprung. Ihr Vater stamt aus
» dem Geschlecht der bösen Geister. Er nennet
» sich Hochmuth und vermischte sich mit seiner
» eignen Schwester, der Halsstarrigkeit.»

Kaum hatte ich diese Worte gelesen, so fieng die hönische Vernunft überlaut an zu lachen. Ich fragte sie, was sie hier zu erinnern hätte? Nichts! sagte sie spöttisch, lese nur weiter.

» Aus dieser schändlichen Ehe wurden ver-
» schiedene Kinder gezeuget, als nemlich die
» Einbildung, der Wahn, die Eifersucht, die
» Verstellung, die Gottlosigkeit und die Narr-
» heit.»

Dieses ist vortreflich, unterbrach hier abermahls die Vernunft; man siehet daß du ein Liebhaber der Stamm-Register bist. Wie! fuhr ich zornig heraus; dieses soll nicht schön sein? Nein, erwiederte die Vernunft, dieses ist nichts als ein bloser Galimathias. Du kennest noch nicht das schöne Einfältige und Natürliche, welches einen Vortrag beleben muß wann er gefallen soll. Du traust dir deswegen selbst nicht bey deiner hohen Schreibart, indem du gleich darauf für gut findest, von deinem Phöbus herunter zu steigen und dich der gemeinen Sprache zu bedienen. Laß sehen, was ist dasjenige, was du deinen Lehrern wichtiges vorlegest? Es ist die

traurige Begebenheit einer eigensinnigen Liebe. Wie klein lautet dieses? Eine Erzehlung, die man nicht würde haben ausleſen können, wann ſie wäre länger geweſen, beſchäftiget deinen Verſtand. O fürwahr! wenn du mir glauben wilſt, lege die Feder nieder und folge der weiſen Lehre des Molliere, ſie gehet dich mit an:

Si l'on peut pardonner l'effort d'un mauvais livre,
Ce n'eſt qu'aux Malheureux qui compoſent pour vivre.
Croiez moi, reſiſtez à vos tentations.
Derobez au Public ces occupations.
Et n'allez point quiter, quoique l'on vous ſomme,
Le nom que dans la cour vous avez d'honete homme,
Pour prendre de la main d'un avide Imprimeur;
Celui de ridicule & miſerable auteur.

Dieſe Verſe rührten mich ungemein. Ich fande mich getroffen, und wenn Molliere noch lebte, ſo hätte ich ihn in Verdacht, daß er ſie auf mich gemacht hätte. Ich ſchmiß darüber zornig mein Buch hinweg, und war ſo böſe auf die Eigenliebe, daß ich ſie mit Ungeſtüm von mir ſties. Geh Närrin, ſprach ich zu ihr, mit deinem Author; gehe und laſſe dich mit ihm auspfeiffen.

In diesen Umständen war ich, Mein Herr! als ich Ihren überaus höflichen Brief empfieng. Wie viel Danck, wie viel Erkentlichkeit bin ich Ihnen nicht schuldig? Ihre Schmeicheleien helfen meiner gepreßten Eigenliebe wieder auf; sie gewinnet neue Kräfte und ich fühle auf einmahl alle Annehmlichkeiten des Lebens wieder, um welche mich die tadelsüchtige Vernunft gebracht hatte. Ich dachte der Sache besser nach und fande daß die Vernunft einem mehr Verdruß als Vergnügen verursachte.

In der Religion will sie nichts mehr glauben als was kan bewiesen werden; und indem sie alles prüfet und untersuchet, so verfällt sie auf allerhand freigeisterische Gedanken und Ketzereien.

In dem Staat richtet sie lauter Unwillen an; sie verweigert das Recht der Macht, und will auch so gar die Regenten ihrer Botmäßigkeit unterworfen sehen.

In den Gerichts-Höfen will sie die Gesetze und die alt-herkömliche Gebräuche meistern, ja so gar auch die Processe abgekürzet wissen.

In dem Ehestand stiftet sie zwischen Mann und Frau mancherley Widerspruch und Zwietracht. Und hat diese nur ein wenig mehr Witz als der Mann, so spricht ihr die Vernunft die Herrschaft zu.

Welchen Lermen macht nicht das gelehrte Volk, seit dem die Vernunft sich zur Entscheiderin ihrer verschiedenen Meynungen und Lehr-Sätzen gemacht hat? der gantze Parnaß ist angefüllt mit Spöttern und critischen Zuchtmeistern, und es wäre schier Noth, man lies alle Pressen und Buchdruckereien ruhen, damit man diesen gefährlichen Leuten nicht in die Hände fallen mögte.

Vor diesem konte ein ehrlicher Mann so schlechte Reimen machen als er wolte, kein Mensch fand sich dadurch beleidiget. Man wurde für einen geistreichen Kopf gehalten, wenn man nur ein Kirchen-Lied zusammen setzen, oder einen trostreichen Roman schreiben konte. Glückselige Zeiten! ihr seyd nicht mehr. Man hat keine Freude mehr heut zu Tag etwas zu schreiben. Man mag sich auch noch so viele Mühe geben. Die Welt ist so boshaftig, daß sie alles nach der Vernunft abzirkeln, und was damit nicht übereinstimt, ihrer Spötterei aussetzt.

Sonst bestund die gantze Gelehrsamkeit in einem guten Gedächtnis, daß man wacker auswendig lernen, und, was man gelesen, fein wieder daher sagen, oder aus zwanzig Büchern das ein und zwanzigste schreiben konte. Nun will man haben, daß die Bücher-Schreiber auch selbst denken und nach der genausten Bestimmung der Vernunft ihre Werke einrichten sollen. Alle diese Dinge gehen fürwahr zu weit.

Solte man der stolzen Vernunft und ihrer noch immer mehr und mehr überhand nehmenden Herrsucht nicht ein wenig Gräntzen vorziehen? Lebet denn der Mensch nicht um vergnügt zu sein? Muß dann die Vernunft immer keifen und unsre Ruhe stören? Was ist süser als sich seiner Einbildung und seinen Fantasien zu überlassen? Warum soll man doch der Vernunft zu gefallen sich in einen steten Zwang setzen? Wozu dienen ihr scharfes Nachdenken, ihr verdriesliches Uberlegen und ihr unzufriedenes Forschen?

Nein, Mein Herr, glauben Sie mir, die Leute, die sich damit abgeben, sind mit nichten so glücklich als man meynt. Sie verbrechen sich die Köpfe mit allerhand Grillen und Meynungen. Sie wollen alles besser wissen als andre Leute. Sie bekümmern sich um Dinge, die nichts eintragen und sind misvergnügt, daß in der besten Welt noch so viele Thorheiten herrschen. Sie bedenken nicht, daß diese Thorheiten die Widerwärtigkeiten dieses Lebens versüsen, und manche Dinge uns angenehm machen, die sonst einem nothwendig verdrieslich fallen würden.

Ich beginne demnach, Mein Herr! die glückliche Vorzüge der Eigenliebe von neuem wieder einzusehen. Ohne sie genieset man keiner rechten Freude. Man muß sich ja wohl selbst ein wenig gefallen, wenn man anderen zu gefallen sucht.

sucht. Das Mistrauen, welches einem die Vernunft gegen sich selbst einflöset, ist nichts als eine Schwachheit, weil es uns zu allen grosen Unternehmungen ungeschickt macht.

Ich ergebe mich also, Mein Herr, Ihren höflichen Schmeicheleien. Ich will fortfahren zu schreiben, wann auch gleich die Vernunft noch so böse darüber werden solte. Sie werden vielleicht weniger Hochmuth in dieser Endschliesung finden, wobey ich es wage mich ein wenig lächerlich zu machen, als wann ich allzusteif auf meine eingebildete Weisheit halten und mich fürchten wolte, wie andre Menschen zu fehlen und zu irren.

Behalten Sie mich nur immer ein wenig lieb und glauben, daß ich mit wahrer Hochachtung stets sein werde Mein Herr u. s. w.

II.

Von der Rede-Kunst.

Die Natur allein giebt einer jeden Sache das Schöne und Angenehme, welches rühret und gefällt. Die Kunst wirket wohl auf den Verstand; allein so bald sie von der Natur abgehet, so macht sie sich nicht mehr empfinden. Soll demnach die Kunst das Herz bewe-

bewegen, Leidenschaften erwecken, oder das Gemüth besänftigen, so muß sie die Kräfte der Natur dabey zu gebrauchen wissen. Sie allein vermag nicht viel. Man bewundert sie und bleibt unbewegt.

Diese Betrachtung leitet mich auf die Untersuchung der schönen Künste und Wissenschaften.

Ich will von der Rede-Kunst den Anfang machen und zeigen, daß man die Menschen am wenigsten beredet, je mehr man dabey Künste brauchet.

❀ ❀ ❀

Die Alten haben wenig Regeln in der Rede-Kunst gebraucht, sie haben sich alles Zwangs und alles Gekünstels in ihrem Vortrag enthalten. Sie giengen auf die Sache selbst. Wie ein Satz natürlicher Weise aus dem andern folgte und die Fragen, die dabey vorkamen, auf die natürlichste Weise sich auseinander wickelten, so sprachen, so schlossen sie.

Nur Aristoteles, der künstliche Mann, hat die Vernunft durch Regeln gebunden und förmlich denken lernen. Ich bewundere die Geschicklichkeit dieses Weltweisen; ich mag ihm aber nicht folgen: Seine beide Lehrmeister Socrates und Plato, haben sich natürlich ausgedruckt,

und

und man versteht sie ungleich besser. Sie trugen meistens ihre Sachen in Fragen und Antworten Gesprächs weise vor. Was ist natürlicher?

Ysocrates, Demosthenes, Cicero und Plinius, waren die gröste Redner ihrer Zeit. Sie sprachen schön, weil sie schön dachten, und die Kunst war bey ihnen die Natur selbst. Alle Worte druckten auch Gedanken aus, und sie zwangen einen zum Beyfall, wenn man sie nur anhörte.

Darinn bestund überhaupt die Beredsamkeit der Griechen und Römer. Es herrschte bey ihnen eine so edle Einfalt, und eine solche eindringende Stärke, daß sie sich der Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer bemeisterten, ohne, daß es schien, als ob sie ihrer Denkensart die mindeste Gewalt thun wolten. Machten sie von einer Sache einen Abriß, so schilderten sie nach dem Leben. Wolten sie Leidenschaften erwecken, so sprach alles bey ihnen: Worte, Gebehrden, Gesichtszüge, alles gab einen Eindruck. Wolten sie Wahrheiten entdecken, oder doch einen darzu bereden, so folgten alle ihre Beweis-Gründe in einer natürlichen Ordnung aufeinander. Ein Schluß hieng an dem andern, wie die Ringe in einer Kette. Man muste ihnen zuhören. So viel Worte sie hervorbrachten, so viel Sachen machten sie auch erkennen. Erzehlten sie die Geschichten ihrer Helden, so wird man von den-

selben

selben eingenommen. Man schlägt sich auf ihre Seite; man zittert bey ihrer Gefahr, und freuet sich, wann sie siegen. Man begleitet sie bis zum Treffen; man streitet, man sieget, man triumfiret mit ihnen. Singen sie von Reitz und Lust, so wird man entzündet; man fühlet die Klagen der Liebe, man liebet selbst.

Der Dido Klag-Geschrei dringt bis in unsre Brust,

Man weinet bey der Glut die sie verzehren must.

Hört man sie von der Glückseligkeit der Tugend und von guten Sitten sprechen, so überzeugen ihre Gründe, weil sie aus der Natur und aus der Erfahrung hergenommen sind. Man wird gerühret; man empfindet die Annehmlichkeiten der Weisheit, und die Abscheulichkeit der Laster: Man wird selber Tugendhaft.

Unsere heutige Redekunst ist sehr von dieser edlen Einfalt und natürlichen Stärke der Alten abgewichen. Ein gekünstelter, gezwungener und übertriebener Geschmack hat sie verdorben. Wir sind auf ein weitschweiffendes Wörter-Spiel gerathen; wir haben uns von der Natur, welche allein rühren und gefallen kan, allzuweit entfernet. Wahrheit und Erkentnis leiden darunter. Der Verstand, an statt dadurch gereitzet zu werden, wird schläfrig, müde und verdrieslich.

lich. Er fühlet die Arbeit desjenigen, welcher redet, und seine eigene, um das zu verstehen was er höret; an statt daß ihn solches rühren und belustigen solte. Es fehlt an Feuer, an Geist, an Anmuth, um die Worte, wann sie auch noch so auserlesen sind, zu beleben und natürlich zu verschönern.

Wir suchen künstlich zu sein wo wir deutlich sein solten, und verwirren die Gedanken, wo wir nur einfältig darauf sinnen solten sie zu erklären. Wir gebrauchen Formen und Figuren mit schwülstigen Redensarten um eine Sache künstlich vorzustellen und tiefsinnig zu verwirren.

Ich habe mich im Französischen folgendergestalt darüber erkläret: Il s'en faut beaucoup que nous aïons encore cet art de toucher & de persuader. La plupart de nos discours sont secs & foibles. Il n'y a ni feu qui anime, ni eloquence qui touche. Le genie, les sentimens, sur tout cette aimable naiveté des Anciens, y manquent. Les constructions tortues, les periodes chargées d'un verbiage afreux, les parentheses, les antitheses, les periphrases, les combinaisons des paragraphes, les termes de l'art, les figures, les tropes, le haut stile, le faux sublime: Tout cela brouille l'attention d'un homme qui ne cherche que verité & que sentimens. *

In

* Lettres curieuses T. I. p. 129.

In Franckreich schreibet man leicht, artig und höflich; allein man treibt in dieser Sprache auch öfters die Höflichkeit so weit, daß sie an vielen Stellen fast gar nichts bedeutet: wie z. E. Wann sie zu allem setzen: J'ai l'honneur, ich habe die Ehre; ich bin euer unterthäniger und gehorsamster Diener. Diese Worte gebrauchen die Franzosen und wir Teutschen, ihre Affen, sie mögen sich schicken oder nicht. Die Engelländer schreiben vernünftig, frey und scharfsinnig; allein nicht so fliesend und nicht so sinnreich wie die Franzosen. Die Italiäner haben in ihrer Schreibart etwas überaus zärtliches und schmeichelhaftes, das sowohl die Ohren entzücket als das Gemüt rege macht, allein sie spielen zu sehr sehr mit ihren Worten: und die Natur leidet durch ihre allzugekünstelte Zierrathen einen Zwang der ihr unerträglich ist; ja, sie wird gleichsam heßlich, weil man sie gar zu schön machen will.

Unsere teutsche Sprache hat mehr Vorzüge als wir selber wissen. Man hat bisher Mühe gehabt solche von denen ausländischen Redensarten zu reinigen; und man hat durch geschickte Übersetzungen aus anderen Sprachen ihren Reichthum erstlich erkennen lernen. Nur mögte ich wünschen, daß wir uns nicht länger auf den schwindligen Höhen versteigen und die Schönheiten darauf vergebens suchten. Also ist z. E. die Schreibart in Wien noch überaus hoch. Die Perioden werden daselbst mit unleidlicher

Mühe

Mühe zusammen gepropfet; an statt einer jeden Sache ihren vollständigen Sinn, durch einen besondern Abschnitt, zu geben. Nichts macht das Lesen verdrieslicher und die Begriffe schwerer und dunckeler. Dargegen kan man die neuere Staats-Schriften, welche an diesem Hof den Herrn von Bartenstein zum Verfasser haben, nicht ohne Vergnügen lesen. Ich finde darin eine gewisse Stärke, die man fühlet und welche allen politischen Handlungen das nöthige Ansehen der Gerechtigkeit giebt, worauf es hauptsächlich in solchen Schriften ankomt.

Unser teutscher Cantzley-Stil ist durch die Nachahmung des wienerischen sehr gezwungen und hochtrabend worden; Die Rechts-Gelehrten haben solchen mit ihren Titeln, Formalien, und besondern Redensarten gar verdorben. Ich begnüge mich insgemein von einem Bogen solcher Schriften nur zwey oder drey Zeilen zu lesen, welche die Sache betreffen. Das übrige sind blose Worte, die niemand nutzen als den Abschreibern.

Es ist eine wahre Pedanterey unter unsern Staats- und Rechts-Gelehrten, daß sie sich mit so vielen eitlen Formalien und lächerlichen Titulaturen aufhalten, und dadurch die Ausfertigung der Geschäften weitläuftig und beschwerlich machen. Hier werden die Ehrenwörter und Redensarten nicht minder künstlich abgepaßt als bey den Regenten des kleinen Volks

in den Schulen. Die Superlativa müssen hier stets gebraucht und wiederholet werden; nicht anders als ob die Rechte selbst darunter litten.

Man beginnet diesen lächerlichen Zwang an einigen teutschen Höfen, insonderheit zu Berlin von Tag zu Tag mehr zu erkennen und denen Ausfertigungen aus den Cantzleyen ein leichteres und natürlicheres Wesen zu geben. Man bedienet sich in den Geschäften und Staats-Schriften theils der frantzösischen Sprache, weil man dabey der unnöthigen und übertriebenen Titulaturen nicht gebrauchet; theils aber mustert man unsere teutsche Sprache immer mehr und mehr nach frantzösischer Art und vermeidet darin alles weitläuftige und hochtrabende Wesen.

Ich weis nicht was uns noch hindert auch die gewöhnliche frantzösische Auffschrift auf unsern Briefen teutsch zu geben. Warum bedienen wir uns einer fremden Sprache, da doch unsre eigne so vollständig reich, und nachdrücklich ist als die Frantzösische immer sein mag?

Die viele Ehren-Wörter von Hoch-Edel, Wohlgeboren, Hoch-Edel, und Hoch-Wohlgeboren solten wir entweder gar abschaffen, oder doch wenigstens dem Sinn nach also bestimmen, daß sie nicht mehr so thöricht wie bisher könten übertrieben werden. Also solte man,

wie

wie es noch vor hundert Jahren gebräuchlich war, niemand edel nennen, als der wirklich den Adel führte. Nun heißt alles Hoch-Edel, Wohlgebohren und Hoch-Wohlgebohren. Ja wir treiben die Narrheit der Titel noch immer weiter, so, daß sie endlich gar nichts mehr bedeuten werden. Wie der Titel Illustrissimo Signor, welche die Höflichkeit der Italiäner so gemein gemacht, daß er gar nichts mehr heisset. Wann werden wir doch endlich einmahl wieder zu der vernünftigen Einfalt unserer Sprache und Redekunst, sowohl als in unsern Sitten und Handlungen, zurück kehren; mithin, einer jeden Sache diejenige Benennung geben, die ihr natürlicher Weise zukomt? Wann werden wir dadurch sowohl die Ehre der Wahrheit und der Aufrichtigkeit, als die vorzügliche Eigenschaften unserer Sprache retten?

Wir folgen denen Franzosen in ihren Narrheiten, warum suchen wir ihnen nicht vielmehr in dem was sie schönes und gutes haben, nachzuahmen? Ihre Schreibart ist natürlich; sie erzeigen ihrem König und ihren Grosen alle geziemende Ehrerbietung; Allein, sie thun solches ohne Niederträchtigkeit und schwülstige Titel. In ihren Schriften und Briefen wiederholen sie nicht beständig gantze Zeilen von Titulaturen, wie wir Teutschen solches nicht ohne Auslachenswürdigkeit zu thun pflegen.

Als ich vormahls die Prinzeßin von Hessen-Rothenburg als Braut des damahligen Cron-Printzens und jetzigen Königs von Sardinien begleitete, und der König gern die teutsche Briefe, die wir von der Braut Vater und anderen hohen Höfen mitgebracht hatten, in ihren eignen Ausdrücken verstehen wolte, ersuchte man mich, solche ins französische, so viel es sich thun lies, von Wort zu Wort zu übersetzen. Solches war eine lustige Arbeit für mich; und doch waren diese Briefe lang nicht so gezwungen, als man sie sonst in dergleichen Gelegenheiten zu schreiben pflegt. Der König las meine Uebersetzung, lächelte darüber und bewunderte nicht wenig die Höflichkeit unserer teutschen Schreibart.

Ich sahe bey dieser Gelegenheit wie unumgänglich nöthig es sey, entweder die lateinische oder französische Sprache in Behandlung auswärtiger Geschäfte zu gebrauchen. Was sollen die alberne Titel-Gepränge und die Riesenmässige Perioden, die den Lesern Kopfweh und den Verfassern die Hypochondrie verursachen?

Es ist noch nicht lang, daß ich in einer rechtsgelehrten Abhandlung folgende Wörter am Ende eines zwanzig Zeilen langen Perioden wunderbar zusammen gesezt fande: Abstammen solten, herstamt und ziehet, gekommen und gerathen haben. Hier galt es bey dem Leser um eine gute Auslegungs-Kunst, einem jeden

von

von diesen Schluß-Wörtern, ihren gehörigen Zusammenhang in den vorhergehenden Zeilen anzuweisen.

Der muntere Engelländer Schwift hat demnach wohl Ursache unsere Zeiten zu belachen, weil sie so sehr in das Bathos und in die Kunst zu Kriechen verliebet ist. Dieser Geschmack hat uns zur Niederträchtigkeit und zur Knechtschaft gewöhnet. Die Herrschaft und die Tyranney haben dadurch die Macht bekommen sich allenthalben über solche sclavische Seelen auszubreiten. Man hat Wörter und Redensarten erdacht, und derselben Gebrauch eingeführet, welche eine unbeschränckte Unterthänigkeit anzeigen. Die Mächtigen haben sich dadurch eine Art des Rechts erworben, diejenige zu unterdrucken, die ihrer Gewalt sich nicht wiedersetzen konten. Geflissen, treu, gehorsam, unterthänig war noch nicht genug. Die Regenten musten allergnädigst, und wir allerunterthänigst heissen. Pflicht, Menschen-Liebe, Leutseligkeit giengen auf solche Weise mit der burgerlichen Freiheit verlohren. Wir machten endlich unsere Fürsten zu eigenthümlichen Herrn der Länder und Völker, uns selbst aber zu leibeignen Knechten; Unsere Blöde und eigennützige Gemüths-Art verfiel auf weibische Schmeicheleien, und entzog uns alle männliche Empfindung. Wir verehren so gar die weibliche Geschöpfe als Gottheiten, und setzen uns bey nahe ihnen zu gefallen, mit den Liebhabern der

Penelope, an den Spinnrocken. Was Wunder! daß dieses so hochmüthige als schwache Geschlecht sich derjenigen Herrschaft bedienet, die ihnen unsre Thorheit und Niederträchtigkeit freiwillig einräumet. Sind dieses nicht sehr abgeschmackte Verdemüthigungen, welche aus der übelangebrachten Rede-Kunst, womit wir beides dem Frauen-Volk als dem Regenten zu schmeicheln gewohnt sind, herrühren?

Laßt uns doch ein wenig besser die Hoheit unsrer Natur und die edle Vorzüge der männlichen Freiheit einsehen lernen. Ein erhabener Muth, nebst den weisen Betrachtungen der Ordnung und der Tugend werden uns weitwürdigere Gesinnungen einflösen. Wir werden die Rechte der Menschen und die Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft erkennen. Unsere Fürsten werden sich schämen unsere Tyrannen zu sein. Sie werden die Laster strafen, die Unschuld schützen und die Verdienste belohnen. Wir werden das Verderben des Staats bejammern, närrisch übertriebene Titel meiden und alle unsre Beredsamkeit dahin anzuwenden trachten, um durch edle Empfindungen und natürliche Redensarten die Ordnung und die Gerechtigkeit in allen Ständen wieder herzustellen. Sehet hier den würdigsten Gebrauch vernünftiger Geschöpfe und rechtschaffener Redner.

❀ ❀ ❀

Nachdem ich nun den Misbrauch, so wohl als den wahren Endzweck unsrer Rede-Kunst gezeiget habe, so lasset uns nun ferner die Regeln derselben noch etwas genauer untersuchen, damit wir auch die glükselige Wirkungen davon empfinden mögen.

Ich habe bereits oben erwiesen, daß die beste Regeln der Rede-Kunst von der einfältigen Natur müssen hergenommen werden. Die Natur aber leidet nichts als Wahrheit, denn sie ist die Wahrheit selbst. Darum sagt auch die heilige Schrift: GOtt habe den Menschen aufrichtig geschaffen; das ist, ohne Falsch, ohne Verstellung, ohne Lügen; derselbe aber hätte Künste gesucht, das ist: er verlies die Einfalt der Natur und das aufrichtige unschuldige Wesen, vermög dessen er ein Spiegel der Wahrheit und ein Ebenbild GOttes war.

Die Natur lehret uns also nichts als Wahrheit reden. Je schöner wir nun diese beschreiben, erklären und ausdruken können, destomehr gefällt dieselbe. Die Lügen selbst müssen deswegen den Schein der Wahrheit borgen, weil sie als Lügen nicht gefallen noch bereden können. Deswegen muß auch so gar in den Fabeln und Gedichten die Wahrscheinlichkeit beobachtet werden.

Eine wahre Rede-Kunst muß demnach eine genaue Aehnlichkeit mit der Sache haben, welche sie vorstellig machen will. Sie muß von einer lebhaften Einbildungs-Kraft herrühren, und eben einen so reichen Wörter-Schatz stets im Vorrath haben, die Gedancken die man ausdrucken will, darin würdig einzukleiden. Sie darf sich deswegen in einem Vortrag an keine gezwungene Regeln binden; sondern das Schöne und das Rührende Anbringen, wo es natürlich ist und der Gedanke von sich selbst darzu mit einflieset. Doch muß man auch dabey alle mögliche Behutsamkeit gebrauchen, die Sachen nicht so verwirrt untereinander zu mengen, daß die Deutlichkeit und die natürliche Ordnung, des Vortrags darunter leiden mögte. Dann die Deutlichkeit und eine ordentliche Vorstellung lebhafter Begriffe, ist die Seele der Rede-Kunst.

Wir bewundern öfters die geläufige Zunge eines Weibes; sie entzücket durch ihre Lebhaftigkeit; sie rühret durch die Vorstellungen eines Affects, der sie beweget. Ihre Bilder, ihre Gleichnisse, ihre Redensarten, ihre Gebehrden, alles spricht, alles reizt, alles macht uns aufmerksam; und gleichwohl verstehet sie weder Tropen, noch Figuren. Ihre Logic ist so natürlich als ihre Rhetoric: sie macht Schlüsse, sie zieht Folgen, sie findet Beweisthümer; kurz sie überredet und weis gleichwohl nichts von den künstlichen Schul-Regeln, noch von dem berühm-

rühmten Krieg der Nominalisten und Realisten, wo der Doctor Subtil, und der Doctor Unüberwindlich einen solchen erschrecklichen Lermen unter dem Volck der Gelehrten machte, daß Ludwig der XI. sie durch ein Majestäts-Edict auseinander bringen muste.

Lasset uns demnach einmahl den albern Galimathias abschaffen. Nichts, ich muß es wiederholen, nichts kan in der Rede-Kunst gefallen als die Natur. Lasset uns beredt sein um verstanden zu werden. Derjenige ist der beste Redner der rühren und überzeugen kan. Die Leidenschaften und Empfindungen haben eine natürliche Beredsamkeit die eindringend ist; eine künstlich durchstudirte Rede, aber die kein Feuer, kein Geist, und kein Witz belebet, lässet uns kaltsinnig und unbeweget.

Die Beredsamkeit an und für sich selbst ist eine Gabe der Natur, sie allein formiret sich ihre Regeln und hasset deswegen alle geborgte Zierraten. Sie spricht, weil sie uns dencken lehrt, und wir dencken weil wir Empfindungen haben, die sich auszudrucken suchen.

Die Ausdrücke lehret die Sprach-Kunst, Dieses ist die einzige Wissenschaft welche sie lernen muß. Hierin muß sie rein, zierlich, fliessend, leicht, angenehm und prächtig sein, nachdem es die Umstände des Vortrags mit sich brin-

gen. Man muß zu diesem Endzweck die beste Schrift-Steller lesen.

Die gute Bücher sind mehr bekant als die schlechten. Ein allgemeiner Beyfall hat jene von diesen allzumerklich unterschieden. Es herrschet zwar zu allen Zeiten ein verdorbener Geschmack; Allein die Nachkommen sind unsre Richter, und der Werth derjenigen Schriften die durch einen langen Lauf der Zeiten und durch vielerley Völker ihren Ruhm zu erhalten wissen, muß nothwendig etwas vorzügliches haben. Unterdessen, daß mittelmäsige Scribenten ihr Ansehen kaum bis auf ein viertel Jahr hundert fort treiben, und die schlechten schon bey ihrer Geburt ihr Grab finden.

Man muß also die beste Muster wehlen; nicht allein um edel dencken zu lernen, sondern auch um unsre Gedancken mit einer reitzenden Stärcke und Zierlichkeit auszudrücken. Hier müssen wir Gedancken und Wörter unabläsig mit einander verbinden; dann eines ohne das andre kan unmöglich schön sein.

Man raumet einem Schrift-Steller den man widerlegen will, allzuviel ein, wenn man seine Schreib-Art für schön und reitzend angiebt; denn ich bitte, man sage mir doch, worinn bestehet dann eigentlich eine schöne Schreib-Art? Sind nicht die Gedancken das Nothwendige und das Wesentliche? Die Wörter haben ja

an

an und für sich selbst keine Schönheit als die sie von der Artigkeit und Scharfsinnigkeit der Gedancken erhalten: Um schön zu schreiben muß man also nothwendig schön dencken. Man setze die allerschönste Wörter in den prächtigen Wohllaut nacheinander, ohne sie durch Witz und Verstand zu beleben, wird man wohl sagen, daß es eine schöne Schreib-Art sey? Ich sage noch mehr: die Schreib-Art, ist alsdann nur schön, wann die Richtigkeit und Schönheit der Gedancken sich durch gleichförmige Worte und Redensarten auszudrucken weis. Dann eben die Gedancken sind es die in den Worten gefallen, sonst wären sie todte Buchstaben.

❀ ❀ ❀

Lasset uns nun von den Mustern und Exempeln reden, deren wir uns zum Behuf der natürlichen Beredsamkeit mit Vortheil bedienen können. Solche finden wir vornehmlich in den ältesten Schriften, welche sogar der gröste Theil von der Welt Alter durch die alles zerstörende Zeit noch nicht von dem Erdboden vertilget hat. Ich will hier nicht von den Dichtern reden, welche durch den künstlichen Klang, der Wörter und des Silben-Maases, die Rede-Kunst theils verbessert, theils verdorben haben. Ich werde ihnen eine eigne Abhandlung wiedmen.

Unter den Griechen, die ich leider nur in ihrer Uberſetzung lesen kan, gefällt mir der Sic.

Diodor, Herodot, Polyb, Thucydid, Xenophon; vor allen aber der unvergleichliche Plutarch. Er ist der erste Meister die Helden zu schildern.

Unter den Lateinern haben als Geschichtschreiber Livius und Quintilian sich viel Ruhm erworben.

Julius Cesar schreibt fliesend und natürlich. Man erkennet an ihm einen Kriegsmann und einen Heerführer. Tacitus ist durchgehends in seiner Schreibart erhaben, kurtz, scharfsinnig und hinterläßt seinem Leser mehr zu dencken als er ihm zu sagen scheinet. Allein, dergleichen grose Geister können nur von ihres gleichen wohl verstanden werden. Sueton, Plin, Sallust, Macrob, Apulee, Atheneus, Gellius, Flor, C. Nepos, welche Leute! welche geschickte Federn!

Was sag ich von den alten Weltweisen! wie schön, wie nachdrücklich, wie tiefsinnig haben sie ihre Gedancken wissen vorzutragen? Wem gefallen nicht die Schriften eines Plato, eines Cicero, des zweyten Plins? und des Seneca.

Sehet hier eine Stelle aus dem letztern, welche auch in dem Mund eines Christen schön lauten würde.

» Keine äuserliche Dinge können GOtt nö-
» thigen: Sein Wille ist allen Dingen ein Ge-
» den-

» setz. Was er ordnet, kan nicht geändert wer-
» den und die Gesetze können nichts anders ord-
» nen als was sie ordnen: Es reuet also GOtt
» niemahl was er beschlossen hat. Es ist bey
» ihm keine Veränderung oder Schwachheit
» von Neigungen. Er widerspricht sich nicht
» selbst. Seine Endschliesungen sind immer
» dieselbe, nicht deswegen weil er nicht solche
» ändern kan, sondern weil er nicht irret und
» immer das beste beschliesset.

» GOtt ist bey dir und in dir. Es wohnet
» in uns ein göttlicher Geist, der sowohl das Gu-
» te als das Böse in uns beobachtet. Wie wir
» uns gegen ihn verhalten, so verhält er sich wie-
» der gegen uns. Es ist kein ehrlicher Mann
» ohne GOtt. Er haftet an seinem Ursprung.
» So wie die Strahlen der Sonne den Erd-
» boden berühren, aber da nur ihren Ursprung
» haben von wannen sie kommen, so erkennen
» wir auch in uns einen grosen und göttlichen
» Geist, der zu uns hernieder komt, um uns
» mit dem was göttlich ist zu vereinigen. Also
» theilet sich GOTT uns mit, ob er gleich auf
» seinem Ursprung haften bleibet.

» Man leide grosmüthig was nicht zu än-
» dern ist und folge GOtt ohne Murren, weil
» er alles regieret. Das ist ein schlechter Kriegs-
» mann der seinem Obersten mit Zittern und
» mit Seufzen folget.

In den Briefen des Cicero fällt mir von ungefär derjenige in die Hand, welchen er an seine Frau geschrieben hat; er ist all zu schön, als daß ich ihn nicht nach einer freien Uebersezung hiermit beyfügen solte.

Meine liebe Terenzia!

» So viel ich von dem allgemeinen Gericht
» vernehme, so erträgst du deine Wiederwärtig-
» keiten mit einer bewundernswürdigen Tugend
» und Standhaftigkeit. Wie unglückselig bin
» ich nicht, daß ich Schuld an dem vielen Lei-
» den einer Frauen bin, die so grosmüthig als
» liebenswürdig ist. Meine liebe Tullia, die
» ihrem Vater eine so grose Freude gemacht hat,
» empfänget nun von seinetwegen nichts als die
» lebhafteste Ursachen sich zu betrüben. Und
» was soll ich von unserm jungen Cicero sagen?
» der nur beginnet zu verständigen Jahren zu
» kommen, als um desto mehr zu leiden. Kä-
» me uns alles dieses von der Hand der All-
» macht, wie du schreibest, so würde ich mich
» damit noch zu trösten wissen. Allein so bin ich
» selber Schuld daran. Ich schmeichelte mir
» von gewissen Leuten geliebet zu sein, die mei-
» ne Feinde waren, und ich entzoge mich im Ge-
» gentheil denenjenigen die es gut mit mir mein-
» ten. Ach! hätte ich doch nur deinem guten
» Rath gehör gegeben, an statt umweisen und
» unglücklichen Freunden zu folgen. Wie ver-
» gnügt wären wir jezt! Jedoch weil unsre

» Freunde mir rathen gutes Muths zu sein,
» und zu hoffen, so will ich meiner Gesundheit
» wahr nehmen, und ihren Anschlägen nicht entge-
» gen zu sein. Ich begreiffe nun wohl, daß es
» leichter sey zu Haus zu bleiben, als wieder da-
» hin zurück zu kehren. . . . Ach möchte ich
» doch den glücklichen Tag erleben, mich wie-
» der in deinen Armen zu sehen! Ach möchte
» ich dich, oder vielmehr mich selbst in dir wie-
» der finden, so würde ich dadurch die Früchte
» so wohl deiner als meiner Treue genieſen.
» Nichts übertrift die Höflichkeit, die Tugend
» und die Freundschaft des Piso für uns. Ich
» wünschte nichts mehr als daß ihm solche auch
» so viel Vergnügen verschaffen mögte, als sie
» seinen Ruhm vermehren. . . . Was du von
» dem Verkauf der Güter meldest, schneidet
» mir Wunden ins Hertz: Was wird uns dann,
» ich bitte dich, noch überbleiben? Wie wird
» es unserm armen Sohn ergehen? Ich kan
» nichts weiter sagen: Meine Thränen werden
» die deinigen heraus pressen. Wenn unsre
» Freunde uns helfen wolten, so würde es uns
» an Geld nicht mangeln; wollen sie uns aber
» nicht helfen, so wirst du mit deinem Geld auch
» nichts ausrichten. Beraube demnach nicht,
» ich bitte dich, das arme Kind des wenigen, so
» ihm allein noch könte übrig bleiben. Will er
» in der Welt sich dermahleins fortbringen, so
» muß er ein wenig Tugend und ein wenig Geld
» haben.

Lasset uns, um den Geschmack des Plins zu zeigen, auch ein kleines Muster von seiner Schreibart hier mit beyfügen. Der Brief findet sich im IX. Buch und lautet folgender Gestalt:

» Einer meiner Freunden bestrafte seinen
» Sohn, weil er ihm ein wenig zu viel Geld
» auf Pferde und Hunde verwendet hatte. Als
» der arme junge Mensch darauf aus dem Zim-
» mer gieng, fragte ich den Vater, ob er in
» seiner Jugend nicht auch dasjenige gethan
» hätte, was er jetzo an seinem Sohn auszuse-
» tzen find. Ja wohl, antwortete derselbe.
» Wie dann, fuhre ich fort, würde dir zu Muth
» sein, wenn du jetzt Sohn, der Sohn aber
» Vater wäre, und müstest dich auf gleiche Art
» von ihm ausschelten lassen? Fehlen dann die
» Menschen nicht zuweilen? der eine hier der
» andre darin. Lasset uns deswegen nicht all-
» zustrenge sein. Die väterliche Liebe will, daß
» du deinem Sohn nicht mit zu vieler Härte be-
» gegnest. Gedencke daß er jung ist, und daß
» du es auch gewesen bist; erinnere dich also,
» daß, ob du gleich jetzo Vater bist, du gleich-
» wohl auch noch ein Mensch, und was noch
» mehr der Vater eines Menschen bist.

Unter denen neuern Schrift-Stellern kan man wohl das erste Lob der Beredsamkeit dem berühmten Herrn von Fenelon, Ertz-Bischoffen von Cambray nicht absprechen. Dieser grose Prelat hat so wohl in der erhabenen als einfäl-

tigen

tigen Schreibart eine gleiche Stärke erwiesen. Was ist erhabner als sein Telemach? was ist einfältiger als seine Briefe? Alles ist darin natürlich und reich an schönen Gedancken und grosen Empfindungen. Man siehet, daß er dasjenige wircklich fühlet was erschreibt; wie Quintilianus sagt: Pectus est quod disertum fuit. Er hatte nicht nöthig die Wörter und Redens-Arten weit herzuhohlen; sie fanden sich bey seinen Gedancken, er dorfte sie nur niederschreiben. Die Ubereinstimmung eines scharffen Witzes mit den edlen Empfindungen eines guten Herzens machten ihn zu einem vollkommenen Redner. Man bewunderte seine Art zu dencken so sehr als seine Tugend.

Die Beredsamkeit ist nicht allein darin gros und vortreflich wann sie mahlet, und die Natur in ihren verschiedenen Wirckſamkeiten lebhaft abzuschildern weiß; sondern sie ist solches noch vielmehr darinn, wann sie auch die tiefsinnigsten Betrachtungen unseres Verstandes, die von allen äuserlichen Bildern und Vorwürfen abgezogen sind, deutlich kan zu erkennen geben. Niemand schreibet deswegen dunckler als die Methaphysicker und Mysticker.

Ich will hier eine Probe geben, wie der Herr von Fenelon über dergleichen Materien sich zu erklären pflegt. Man wird hier beydes seine Rede-Kunst als seine Scharfsinnigkeit bewundern.

„ Wie solte GOtt, spricht er, dasjenige
„ nicht wissen was er in uns thut? Wie könte
„ er gleichgültig über das Böse sein, so nur al-
„ lein dadurch geschiehet, weil man ihm inner-
„ lich wiederstrebet, und über das Gute so er
„ in uns thut, nachdem es ihm gefällt? Diese
„ Aufmerksamkeit kostet ihm nichts. So bald
„ sie aufhören würde, so würde kein Geschöpfe
„ mehr sein; alles müste umkommen. O wie
„ wenig kennen die Menschen die Allmacht! sie
„ bilden sich ein, daß es GOtt beschwerlich fal-
„ len müste aller Orten zugleich aufmerksam
„ und wirksam zu sein. Das Feuer brennet al-
„ lenthalben, wo es ist, man müste es auslö-
„ schen und vertilgen wo es nicht brennen solte;
„ so wirkend und verzehrend ist solches nach sei-
„ ner Art. Also ist auch in GOtt lauter Wirk-
„ samkeit, Bewegung und Leben. Er ist ein
„ verzehrend Feuer; allenthalben wo er ist, da
„ thut er alles, und wie er allenthalben ist, so
« thut er auch alles an allen Orten. Er ist be-
„ ständig fort in einer Schöpfung begriffen,
„ welche unaufhörlich in jedem Augenblick und
„ in einen jeden Cörper fortgehet und erneuert
„ wird. Er schaft nicht minder in einem jeden
„ Augenblick alle freie und verständige Geschöpfe.
„ Er giebt ihnen die Vernunft, den Willen
„ und den guten Willen, die verschiedene Arten
„ des Willens der dem seinigen gleichförmig ist:
„ denn er giebt wie Paulus sagt: Beides das
„ Wollen und das Thun. *

In-

* Geistlichen Schriften p. 83.

Indeme ich dieses schreibe, fällt mir noch folgendes kleine Sendschreiben von ihm in die Hände, welches er an die Frau von Lambert über den Todt des Printzens von Bourgogne, seinen Züchtling, geschrieben hatte. Der gantze Brief bestehet aus vier Zeilen.

» GOttes Gedancken sind nicht der Men-
» schen Gedancken. Er zerstöret, er macht zu
» nichte was Augenscheinlich zu seiner Ehre ge-
» schaffen war. Er bestrafet uns; wir verdie-
» nen es. Ich verharre zeit Lebens mit Ehrer-
» bietung und dem aufrichtigsten Eifer u. s. w.

Kan man in so wenig Worten mehr Gedancken und mehr Empfindungen ausdrücken? Diese Kunst war diesem grosen Geist so eigen, daß er darin nicht nachzuahmen scheinet. Doch wie man sich immer die beste Schriften zum Muster wehlen soll, so muß man sich auch hier nicht abschrecken lassen, solches zu wagen?

So viel Mühe wir Teutschen uns auch geben unsre Rede-Kunst empor zu bringen, so will es uns damit doch noch nicht recht glücken. Einige wollen die Schuld auf unsre Sprache legen: allein ich nehme die Freiheit ihnen zu sagen, daß sie die Stärke davon nicht genugsam kennen. Es ist unser Fehler, daß wir von dem schönen Einfältigen noch zu weit abgehen, und im Gegentheil, wenn wir erhaben schreiben, unsre Scharf-

sinnigkeit übertreiben, unsre Abschnitte zu voll propfen und in das Schwülstige verfallen. Folgende Probe mag hier dem Leser zur Prüfung einer moralischen Schreibart dienen:

» Wie wenig bedarf ein Weiser um glücklich
» zu sein; und wie viel müste ein Reicher ent-
» behren um so glücklich zu werden. Ein Wei-
» ser kan das nöthige erwerben, und das über-
» flüßige entbehren. Seine Güter sind ihm ei-
» gen, und die Quelle woraus sie fliesen, versei-
» get nie; sie haben ihren Ursprung in GOtt.
» Grose Güter erlangt man selten ohne Gefahr,
» man besitzt sie nie ohne Unruhe, und verlieret
» solche allezeit mit Verdruß. Ein wahres
» Gut beruhiget das Herz, tödtet die Leiden-
» schaften und vereiniget unsre Triebe mit GOtt
» als dem höchsten Gut. Die Freiheit, die
» Gesundheit und ein vergnügter Muth, sind
» unsre gröste Güter, und dennoch achtet man
» sie am wenigsten. Man macht sich damit
» nicht gros, und ist doch niemahls kleiner als
» wann sie uns fehlen. Man ist übel daran
» wenn man arm ist, und ist doch eben so wenig
» vergnügt wenn man reich ist.

Eine Probe von der schildernden Schreibart mag diese sein:

» Die Sonne war bereits hinter dem Ge-
» birge. Ein lieblich falbes Grau schimmerte
» auf den unbegränzten Tiefen des Ocean.

» Auf

» Auf dem Land war es finster. Doch glänzte
» noch auf den Gipfeln der Berge ein goldnes
» mit Purpur vermengtes Licht, welches seine
» Klarheit längst dem Horizont ausbreitete.
» Es wurde Nacht. Die Sterne loderten mit
» einem funkelnden Schein. Der Mond stieg
» als eine feurige Kugel aus dem weiten Busen
» des Meers, und warf seine auf den Fluten
» spielende Stralen in einer schiesenden Länge
» bis an das Ufer.

Dergleichen Schildereien fallen leicht ins Gesicht, sie sind aber schwer zu verfertigen; und doch besteht die gantze Kunst darin, die Natur zu bilden, und die Kunst dabey nicht merken zu lassen. * In den Uebersetzungen haben wir dieses zu beobachten, daß wir uns mehr an den Sinn als an die Worte binden; dann eine jede Sprache hat ihre eigne Schönheiten, die, wenn man sie in eine andre Sprache übersetzet, aufhören Schönheiten zu sein, ja öfters gar al-

* Wer einige Proben von der teutschen Beredsamkeit zusammen lesen will, der findet solche in des berühmten Herrn Canzler Estors Sammlung einer wahren und ächten juristischen Schreibart, welches schon zum andernmahl in Marburg ist aufgeleget worden. Die Ehre die derselbe mir darin erwiesen, einige von meinen kleinen Aufsätzen mit anzuführen, muntert mich nicht wenig auf der teutschen Sprache fernerhin mich anzunehmen; damit ich eines so grosen Kenners Beyfall mich nicht unwürdig machen möge.

ber und abgeschmackt klingen. Man muß einem Schrift-Steller den man übersetzet, eben diejenige Stärke und Annehmlichkeit des Vortrags geben, den er in seiner eignen Sprache hat, sonst schändet man ihn und seine Schrift. Findet man bey ihm Wörter und Ausdrücke die sich auch in unserer Sprache geben lassen, so ist es desto b sser; aber gezwungen und fremd müssen sie nicht lauten.

Einer unsrer Gelehrten, Namens Schmidt, der unlängst verstorben ist, hat es gewagt, uns Teutschen eine freie Uebersetzung der fünf Bücher Moses zu geben; allein er ist darüber aufs äusserste verfolget worden; und gleichwohl hatte der Mann eine gute und nützliche Arbeit unternommen. Wir würden nicht mehr um Worte zancken, wann man in den heiligen Schriften mehr auf den Sinn des Geistes als auf die todte Buchstaben sehen solte.

Doch müssen wir uns auch hier nicht zu vieler Freiheit gebrauchen, sondern in Sachen die hauptsächlich auf den Sinn gewisser Wörter ankommen, nicht leichtsinnig damit umspielen; denn darzu sind die Wörter, daß sie den Sinn einer Sache sollen ausdrucken, um aller Zweydeutigkeit und Dunckelheit davon vorzukommen.

III.

III.

Von der Verbesserung der teutschen Sprache und Rechtschreiberey.

Man hat sich seit einiger Zeit sehr beflissen, nicht nur unsre Sprache von den vielen ausländischen Wörtern zu reinigen, sondern auch eine neue Rechtschreiberey einzuführen. So wohl uns das erste geglückt, so weit haben wir uns im Gegentheil von dem Zweck in Ansehung des andern entfernet; und wenn wir so fortfahren unsre Sprache zu verbessern, so werden wir bald, an statt dieselbe geschickt und artig auszumustern, ihr eine solche Gestalt geben, daß sie der teutschen nicht mehr ähnlich sehen dürfte. Wir künstlen daran so lang und viel, daß es uns damit ergehen dürfte, wie einer der einen Spiegel zu poliren sucht und darüber das Glas verbricht.

Es ist eine kleine Vermessenheit, wenn gewisse Schul-Lehrer und Schrift-Steller sich

über die teutsche Sprache soviel heraus nehmen, daß sie gantz Teutschland darüber Regeln geben wollen; ob man ihnen gleich die Freiheit lassen muß die Wörter, als ihre Unterthanen zu tractiren, und so weit die Botmäsigkeit ihres Sprengels reichet, auch gelten zu machen.

Weil aber die Sprach-Lehre gleichwohl eine Wissenschaft ist, und alle Wissenschaften ihren zureichenden Grund und ihre vernünftige Regeln haben müssen, so bin ich auf den Einfall gerathen, diese Regeln zu untersuchen, wie weit sie dem Gebrauch und der Rechtschreiberey der Wörter eine Geltung unter denen Gelehrten geben können. In diesem Sinn habe ich dafür gehalten, daß es gut sein würde, wenn eine von dem Kayser und gesamten Reich darzu ernennte gelehrte Gesellschaft ein teutsches Wörter-Buch, mit einem grosen breiten Rand drucken lies, und einem jeden Gelehrten in Teutschland, der sich durch seine Schriften in teutscher Sprach einen Beyfall erworben hätte, ein Exemplar davon zusenden würde, damit er binnen einer Jahres-Frist über diejenige Wörter, die er anders zu schreiben und zu gebrauchen pflegte, seine Anmerckungen machen, und den Verfassern des obbenanten Wörter-Buchs zusenden mögte. Die Gesellschaft könte darauf die eingesandte Anmerckungen prüfen, und solche nach ihrer Erheblichkeit der neuen Ausgabe des allgemeinen Wörter-Buchs mit beyfügen.

Hier-

Hieraus würde zum wenigsten dieser Nutzen entstehen, daß man gewisse Sprach-Regeln zu verfassen die Gelegenheit bekäme; und also nicht ein jeder in den Tag hinein schreiben könte, wie es ihm aus eigner Gefälligkeit gut dünckte.

Wir sind dabey unserm noch lebenden grosen Welt-Weisen, dem Herr geheimen Rath von Wolf, besonders verbunden, daß er sich bemühet hat, denen schwersten und dunkelsten Kunst-Wörtern eine gleichfügige Bedeutung in der teutschen Sprache beyzulegen; oder doch in Ermangelung eines und desselben Ausdrucks, solche, durch eine zulängliche Umschreibung, deutlich zu machen; dergestalt daß wir uns dadurch im Stand sehen, unsere teutsche Sprache von allen fremden und ausländischen Wörtern durchaus zu reinigen.

Die Ober- und Nieder-Sachsen haben sich unstreitig mit ihren Nachbarn den Preussen und Schlesiern um die teutsche Sprache bisher am meisten verdient gemacht. Die drey hohe Höfe zu Berlin, Dresden und Hannover haben seit sechsig und mehr Jahren beständig grose Staats-Räthe und gelehrte Leute gehabt, welche durch ihre geschickte Federn die Zierlichkeit und Reinigkeit der teutschen Sprache vor andern befördert haben.

Da nun auch seit einiger Zeit hin und wieder sich ganze Gesellschaften zur Verbesserung

der teutschen Sprache hervorgethan, so ist keines-wegs zu zweiflen, daß jetzo die Zeit vorhanden sey, ein so nützliches, nöthiges und unserm teutschen Vaterland rühmliches Vorhaben durchzusetzen.

Weil es ihnen aber noch an dem Beyfall der übrigen Gelehrten in Teutschland mangelt, so hat man dabey nothwendig auf Mittel zu sinnen, um dieses Geschäfte auf eine allgemeine Übereinstimmung zu treiben.

Ich weis zwar, daß die Höfe sich das Recht allein anmassen wollen, den Werth der Sprachen zu entscheiden. Allein die Sprachen gehören unstreitig zu den Wissenschaften, und die Gelehrten sind allein die Sprachmeister in der Welt. Diejenige die sich durch ihre geschickte Federn in Teutschland den meisten Beyfall erworben haben, sind hierin die beste Schieds-Richter. Müssen doch die Fürsten und Monarchen selbst gewärtig sein, was die Gelehrten von ihnen und ihren Thaten urtheilen und auf die Nachwelt überbringen; Wie vielmehr wird es auf sie ankommen, wie sie die Wörter handthieren wollen. Die Höfe sind also bey diesem Geschäfte nicht weiter als in Ansehung ihrer Gelehrten und geschickten Federn zu gebrauchen. Der Kayserliche müste sonst, wann es nachdem Rang gehen solte, den Vorzug haben, und eben dieses wär das Mittel, die gantze Sache, wie es bisher geschehen ist, zu verhindern.

Ich

Ich habe hier eine kleine Probe geben wollen, wie man über gewisse Wörter und Ausdrücke sich erklären und die Ursachen beybringen könte, warum man sich derselben bediente, oder gut fänd solche zu ändern; und wie man folglich über die verschiedene Schreibarten und strittigen Wörter, zu einer allgemeinen Übereinstimmung, sein Urtheil geben könte. Ich habe hierbei keine weitere Ordnung beobachtet, sondern die Anmerckungen nur Exempels weise so hingesezt, wie sie mir ungefär beygefallen sind.

Anmerkungen.

Y: Wir haben einen unnöthigen Buchstaben, der heisset Y. Ich weis nicht, worzu er dienet, denn ich kan allenthalben dasjenige mit einem i sagen, was unsre eifrige Griechisch-Teutschen mit einem y vermeynen auszudrucken. Der Infinitivus vom Wort: Sein, hat nicht nöthig durch ein y von dem Adiectivo: Sein, unterschieden zu werden. Das Substantivum, welches dem Adjectivo den Sinn giebt, unterscheidet solches genug.

C. Das C würde ebenfalls ein ganz unnöthiger Buchstabe sein, wenn man ihn nicht mit einem H oder K verbindete; weiter will er fast nichts sagen. Wird er vor einem E oder I gesezt, so wird er ausgesprochen als ein Z, als Zedern, Zypern, Zeylon; vor einem A O und U aber als ein K, als Kamos, Kompo-

stell,

stell, Kumana. Ich schreibe auch nach dem teutschen besser: Körper, Katharina, Krummat und dergleichen, weil man das C Doch nicht anders als wie ein K ausspricht.

Sind und Sein: Diejenige schreiben übel, welche an statt der dritten Person. Sind: Sein schreiben. Sein ist und bleibet der Infinitivus, es heißt: Ich bin, du bist, er ist. Wir sind, Ihr seyd, sie sind. Ich wundre mich, daß ich diesen Fehler noch öfters bey den besten Schriftstellern finde.

T und D: Ich schreibe Teutscher, Tänzer, Todter, Täufer, Teufel, Tauber, Taube, und dergleichen mit einem T: Es mag so hart lauten als es will. Es ist diese Härte die Eigenschaft unsrer Sprache, die zugleich darum ihre Stärke zeiget, daß sie gewisse Wörter mit einer nachdrücklichen Aussprache, oder Emphasi, will ausgesprochen wissen. Die Herrn Sachsen wollen es mir zu gut halten, daß ich darin keinesweges die Zierlichkeit unsrer Sprache zu suchen für nöthig achte, wenn man alles weich und matt ausspricht. Keineswegs: Die Italiänische Sprache, die unstreitig unter allen europäischen Sprachen den Vorzug hat, beydes in der Stärke als in der Annehmlichkeit, bedienen sich das T. als eines Buchstaben von grösstem Nachdruck, und wir wollen solches seiner Härte wegen, so gar in den Haupt-Benennungs-Worten

aus

ausmerzen? Welche weibische Zärtlichkeit! welche unzeitige Veränderungen unserer Schreibart! Warum sagen wir nicht auch Balläste für Palläste, dreue für treue, blegen für pflegen, erdönen für erthönen u. s. w. weil alle diese Wörter eine harte Aussprache haben? In der That brauchten wir die zwey Buchstaben P und T weniger im Alphabet, wenn wir alles weich aussprechen wollen. Allein wie läppisch würde sodann unsre Sprache lauten?

Den und Denen. Das Wort: Den, ist eine Verkürzung von dem Wort Denen. Es kan nicht anders als in der mehrern Zahl gebrauchet werden. Ich bediene mich Bald der ganzen Bald der verkürzten Aussprache nachdem ich den Wohllaut davon unterscheiden kan; überhaupt aber halte ich mich nicht damit auf: Wenn man sich dessen in einem anzeigenden oder unterscheidenden Sinn bedienet, so muß man das Wort: Denen gebrauchen: z. E. Ich rede zwar von den Leuten, aber nicht von denen die ich nicht kenne.

Düncken. Viele brauchen das Wort: Dauchen, es Dauchte mich, an statt es Dünket mich: Ich halte solches für einen Barbarismum; denn Dauchen klingt wenigstens in meinen Ohren, über die massen wild. Man

wird

wird Mühe haben den Ursprung dieser Missgeburt ausfindig zu machen. Düncken komt von Dencken, Bedencken, Gutdüncken; Dauchen aber taugt gar nichts.

E. Der Buchstab E. am Schluß eines Wortes bedeutet in den meisten Substantivis das Fömininum z. E. die Taube, die Weise, die Schule, die Geschichte, da im Gegentheil, wo man solches nicht mit beyfüget, so ist solches das Masculinum oder nentrum, z. E. der Leib, der Haß, das Licht, das Holtz, das Bad, das Gras.

H. Der Buchstab H. ist in vielen Worten nöthig, welche langsam hart und nachdrücklich müssen ausgesprochen werden. Z. E. thun, That, Thränen, in welchen zugleich eine Aspiration auf dem H. liegt: Allein in den Worten Laimen, Kamen, Namen, Samen und dergleichen. Halt ich es für unnöthig und überflüßig, indem ihre Aussprache voll ist; es mag ein H. darzu kommen oder nicht.

Schwerigkeit. Hier schreiben unsre Gelehrten: Schwierigkeiten, oder auch wohl gar Schwürigkeiten. Ich habe in den Druckereyen von den Correctoren nie so viel erhalten können, daß sie hierin meine Schreibart gelassen hätten; dann Schwerigkeit komt von Schwer, und nicht von Schwül, Schwülig ꝛc.

Vor und Für. Vor heißt bey mir ante und für pro. Ich sage: für jemand bitten: für mich bezahlen, für einen andern etwas thun; im Gegentheil aber: vor einen kommen: vor einer Gefahr erschrecken. Vor Gericht erscheinen und so fort.

Würcken an statt Wirken. Würcken lautet zu hart; wo das i genug, da brauch ich keines ů, das Wort komt von dem Wort: Wercken. Ich sage etwas auswircken, das ist, so viel, ich thue dieses oder jenes Werck.

Fast, Schier, Beynahe. Einige wollen das Wort Schier, für pöbelhaft erklären; allein ich sehe nicht warum; Es ist eben so bräuchlich als die Worte Fast, Beynahe; ja es läßet sich bey vielen Stellen noch besser gebrauchen: als z. E. ich hätte schier gesagt: ich wär schier gestolpert; da im Gegentheil, das Wort fast sich besser gebrauchen läßet, wann ich sage: ich hätte fast geglaubet. Ich wäre bey nahe überredet worden.

Worte für Wörter, Denckmale für Denckmäler u. s. w. Es ist die Frage, ob man hier am besten die mehrere Zahl durch den Zusatz des Buchstabens e bezeichnet; oder, ob man die ganze lezte Sylbe verändert, und anstatt Worte Wörter, Denckmale Denckmäler u. s. w. setzet, beyde sind gebräuchlich. Es geht aber nicht mit allen dergleichen Wörter an;

dann

dann ich sage, Oerter nicht Orte: ich sage Schalen, nicht Schäler.

Titeln für Titel, Mitteln für Mittel. Einige wollen hier durchaus die mehrere Zahl, durch den Beysatz des Buchstabens n ausdrucken; Ich halte es für unnöthig, weil sich die mehrere Zahl in einer Rede von sich selbst ergiebet: und die wenigste Substantiva im teutschen eine Abänderung leiden. Also sag ich: der Mann bildet sich viel auf seine Titel ein: er hat viel Mittel; da es im Gegentheil allzu hart lautet, wenn man sagt: er hat viele Mitteln, seine Titeln sind gros u. s. f.

Gülden, Gulden, Golden. Diese Wörter gebraucht man, wenn man von Sachen spricht die von Gold oder mit Gold überzogen sind: ich sage die goldne Bull; andre die Güldne oder guldne Bull. Ich sage vergölden, anstatt vergulden: Dann das Wort heisst Gold, nicht Guld; das Verbum komt vom Substantivo: wenn wir genau reden wollen, so müssen wir solches nicht stärcker abändern als es nöthig ist.

Endschliesen, Endbehren, Entsetzen. Ich schreibe Endschliesen, weil es vom Wort Ende hergenommen ist, da man am Ende vorhergehender Rathschläge einen Schluß fasset, das ist, sich zu etwas endschliesset. Gleiche Ursache hat es auch mit dem Wort Endbehren,

ren, um zu sagen, daß am Ende sich ein Mangel zeiget und man etwas misset, das ist, endbehret. Ein anders ist sich über etwas entsetzen, dann dieses Wort drücket einen harten Stos in der Natur aus, da der Buchstabe t viel besser gebrauchet wird. Hier bedeutet das Ent nicht das Ende, sondern eine Art von Verwunderung, oder, Surprise, wie es im französischen heißt; imgleichen das Wort, sich entrüsten, sich entzweyen, sich entbrechen; denn alle diese Wörter deuten eine starcke Bewegung an, und setzen keine Zeit voraus, mithin kan das t bey ihnen zu einem bessern Ausdruck dienen.

Drey und mehr Consonanten. Diese pfleg ich nicht gern, wie es die Böhmen, Polacken, Russen und Ungarn thun, hintereinander zu setzen. Unsere Mundart ist eigentlich nicht zu hart und auch nicht zu weich. Wir können einen natürlichen Wohllaut heraus bringen, wenn wir die Consonanten nicht überhäuffen, und auch dem Nachdruck hart lautender Sylben nicht die Kraft benehmen. Die Sprachkunst bestehet nicht allein darin, daß man wie blose Grammatici, nicht wieder die Regeln der Rechtschreibung und den Syntax schlägelt; sondern das Schöne, das Starcke und das Erhabene davon ist dieses, daß man die Wörter so zu setzen und zusammen zu fügen weis, daß daraus gleichsam ein lebendes Bild von demjenigen entworfen

wird, wos man sagen will. Darin hatte der Virgil etwas, das ihm noch kein Mensch hat nachmachen können. Man muß also denen Wörtern, die einen starken Nachdruck geben sollen ihre zusammengefügte Consonanten und harte Buchstaben lassen: Also ist das h wenn es gleich nach einem t zu stehen komt, darum nicht gleich wegzuschmeisen ist: Wie z. E. That, Thränen, verthaidigen, thun, u. s. w.; aus welchen unsre heutige Sprachverbesserer zur Unzeit das h ausheben. Wie ich solches schon oben, Art. H. gezeiget habe; die Böhmen und die andre obgenandte Völker aber gehen darin gar zu weit, wann sie vier fünf und mehr Consonanten zusammen setzen. Als Whrbty Prßoffscky u. s. w. dann es ist fast unmöglich, daß man den Laut so vieler Buchstaben, ohne einen darzwischen kommenden Vocal, solte verspüren können. Die Franzosen machen im Gegentheil ihre Aussprache dadurch bey den Ausländern überaus schwer, da sie zu viele Vocalen hintereinander setzen, z. E. cuellir, auroient, joueur oeuilliade, oiseaux. Die Italiäner wissen damit am besten umzugehen, und darin übertrift sie auch am Wohllaut alle andere. Im teutschen haben wir viele Wörter, da das ck vollkommen unnöthig ist, wenn man einen Consonanten davor setzet. Als Wincken, trincken, Wercken, da meyn ich, könte man mit gutem Gewissen das c weglassen. Dargegen haben wir das sch, welches wir unmöglich

lich weglassen können; dann wolten wir hier das c weglassen, so müsten wir wie die Nieder-Sachsen, an statt schneiden sneiden, schnattern, snattern, schmähen, smähen, Schulden, sulden u. s. f. sagen.

Pracht. Dieses Wort wird sowohl weiblich als männlich gebraucht: Ich sage sowohl die Pracht als der Pracht. Frage: welches ist das beste. Das Wort im lateinischen Pompa ist weiblich, und das Wort Fastus welches eben so viel bedeutet, ist männlich.

Lief, Schlief, Schalt, Galt, Hielt, Schloß, Schoß. u. s. w. Alle diese Wörter in der dritten Person des Singularis præteriti, weil sie eine Abänderung mit dem Præsente haben, lauten ungleich besser ohne E als mit dem Zusatz dieses unnöthigen Buchstabens. In der ersten Person aber schreibet man zum Unterscheid besser: Ich liefe, schliefe, schalte, galte, hielte, schlosse, schosse u. s. w.

Ausländische Wörter. Solche wären meiner Meynung nach gar nicht zu gebrauchen, es seyen dann Namen die nur gewissen Personen und Oerter eigen sind, oder Kunst-Wörter die man nicht wohl in unsrer Sprache geben kan. Will man ja einige Wörter aus Scherz oder in Absicht gewisser Redensarten mit einfliesen lassen, so wären solche mit andern Buchstaben zu schreiben, wie die La-

teiner solches thun, wann sie Wörter aus dem Griechischen brauchen. Also klingt es wunderlich, wenn man im teutschen Damoiseaux, Chapeaux u. s. w. schreibet, denn ein Teutscher muß nach seiner Mund-Art diese Wörter silbenmäsig aussprechen, welches erschrecklich lautet. Gleiche Beschaffenheit hat es auch mit den Wörtern aus dem lateinischen, wo das T vor 2 Vocalen komt, und also wie ein C oder Z ausgesprochen wird. Z. E. Lucretia, Gratien. Ich schreibe: Lucrez, Grazien, u. s. f. Ist dis ein Kunstwort, so diese Veränderung von T in Z nicht leidet, so schreibe ich solches Latein, zum Zeichen daß es fremd ist und nach fremder Mundart ausgesprochen wird, als Leuteration, Intimation und dergleichen.

IV.

Von der Dicht-Kunst.

Horaz hatte wohl Ursache die Dicht-Kunst oder Poesie mit der Mahlerey zu vergleichen; dann in der That ist sie nichts anders als eine Abschilderung in Worten:

Ut pictura poesis erit quæ si propius stes
Te capiet magis & quædam si longius abstes;
Hæc amat obscurum, volet hæc sub luce videri
Judicis argutum quæ non formidat acumen.
Hæc placuit semel, hæc decies repetita placebit.

Die Thon-Kunst muß sie, als eine solche, die ihr mit eigen ist, begleiten, sie muß ihr diejenige Singweisen mittheilen, welche die gebundene von der ungebundenen Rede unterscheidet. Die Dicht-Kunst und die Thon-Kunst sind demnach gleichsam als zwey Schwestern zu betrachten, die einerley Ursprung haben, und auch zu einem gemeinschaftlichen Vergnügen geboren sind.

Allein, so empfindlich und so zart auch die Eigenschaft dieser beyden schönen Schwestern ist, so müssen sie sich doch öfters von groben und ungeschickten Leuten gar übel handthieren lassen. Doch diesem Unglück sind alle Wissenschaften unterworfen.

Ich liebe die Dicht-Kunst ungemein; ich bin aber selber kein Dichter, ob ich gleich zuweilen auch reime; allein meine Verse gleichen alle der lieben Prosa. Hier ist kein Apollo der mich begeistert, keine Entzückung die mich mir selbst entführet, noch wie Horatius sagt:

Meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet,
Ut Magus; & modo me Thebis modo ponit Athenis.

Genug, daß ich den Vortheil genieße, mit den schönen Geburten unsrer besten Dichter mich zu ergötzen, ohne die Geburts-Schmerzen und Begeisterungen davon zu empfinden.

Ich will mich hier vornehmlich bey den Schriften der Alten aufhalten, und weil ich für meine Lands-Leute schreibe, eine Untersuchung anstellen, wie hoch die teutsche Dicht-Kunst zu unsern Zeiten gestiegen sey. Ich will weder von dem Pindar, noch von dem Homer, noch von Eschin, noch von dem Anacreon sprechen. Sophocles, Euripides, Aristophanes, Hesiodus sind

sind mir auch nur im lateinischen bekant; Mein Lehrmeister der mich vollkommen griechisch lernen solte, verstund nicht viel von dieser Sprache. Ich kan es ihm also nicht wohl übel nehmen, daß er mich nicht mehr davon lernte, als er selbst wuste. Inzwischen muß ich das grose Vergnügen entbehren, die beste griechische Scribenten und Poeten in ihrer Grund-Sprache zu lesen. Wie glücklich sind diejenige, die darüber hundert Schläge bekommen haben, die sie nicht mehr fühlen, an statt daß ich nun diese Unwissenheit beständig mit Reue empfinden muß.

Es scheinet als ob die Griechen die Poesie unter den ältesten Völkern am weitesten getrieben hätten; man weis nichts von der egyptischen Dicht-Kunst, da doch Egypten die Pflanz-Schule aller Wissenschaften war. Die Juden aber hatten ihre Gesänge. Moses war der älteste Lieder-Dichter, von dem man etwas übrig behalten hat. Das Buch Hiob, die Psalmen Davids, die Sprüche und das hohe Lied Salomonis u. s. w. sollen auch in Versen gesezt gewesen sein, allein sie haben ihre Melodien durch die Länge der Zeit verloren. Homerus aber, der, nach dem Orpheus, einer der ältesten unter den griechischen Poeten war, und so gar, wie einige vorgeben, ein Schüler des Moses soll gewesen sein, wird noch immer gelesen, bewundert und für den Stamm-Vater aller Dichter gehalten.

Nach den Griechen haben es die Lateiner in der Dichtkunst am weitesten gebracht. Virgil insonderheit hat sie dergestalt verschönert, daß er auch so gar dem Sylben-Thon eine Aehnlichkeit mit derjenigen Sache hat zu geben wissen, welche er hat vorstellig machen wollen: Seine Beywörter sind ausgesucht und geben seinen Bildern Geist und Leben. Er schildert die Natur und wenn man seine Verse lesen höret, so höret man die Natur selbst. Kein Schreiber, kein Dichter, kein Weltweiser hat noch wie Virgil, eine solche Geschicklichkeit gehabt, mit dem Klang der Wörter, die Sache selbst zu verbinden und auszudrucken; dergestalt, daß man solche aus dem so künstlich zusammengefügten und sprechenden Thönen gewisser massen erkennen kan. Also stellet er zum Exempel, ein Pferd im vollen Rennen mit diesen Worten vor:

Quadrupedante pudrem sonitu quadit ungula campum.

Die auf dem Ambos ein glüendes Eisen schmidende Cyclopen, beschreibet er folgender Gestalt:

Tres imbris torti radios tres nubis aquoſe
Addiderant rutuli tres ignis & alitis Auſtri
Fulgores nunc terrificos ſonitumque metumque
Miſcebant operi flammisque ſequacibus iras.

Hier

Hier höre ich die Wellen an das Ufer schlagen:

Litora litoribus contraria fluctibus undas.

Dort sehe ich ein lustiges Gefilde mit schattigten Bäumen und einer Heerde Vieh:

Speluncæ vivique lacus ac frigida Tempe
Mugitusque boum mollesque sub arbore somni.

Hier fühle ich den Schrecken:

- - Frigidus horror
Membra quatit gelidusque coit formidine sanguis.

Dort hör ich einen in gröster Noth schreien:

Clamores simul horrendos ad sydera tollit.

Hier sehe ich den Krieg der Lerna:

Horrendum stridens, flammisque armata Chymera
Gorgones, Harpiæque & forma tricorporis umbra.

Ja die Gottheit selbst:

- - Deum ire per omnes
Terrasque, tractusque maris coelumque profundum.

Doch was thue ich? Man müste den ganzen Virgil abschreiben, wenn man alle die schöne und lebende Stellen, wo er die Natur selbst sprechen macht, anführen wolte. Herr Brocks, dessen würdiger Ruhm unsre Zeiten ehret, hat hin und wieder in seinen häufig heraus gegebenen Gedichten diese bewundernswürdige Schilder-Kunst des grosen Virgil nachzuahmen gesucht. Ich muß bekennen, daß ihm darunter viele Stellen geglückt sind, welche beides die Stärke unserer Sprache und des Dichters zu erkennen geben: Also beschreibet er eine Schlacht:

Seht das entsetzliche Gewühl:
Wie durch der Janitscharen Glieder
Die scheuche Hengste wiehernd sprengen.
Dort stürzt der Schwarm gepeitscht von Stal und Schrecken
Mit rasselndem Geräusch durch Dorn und Hecken
In die bestäubte Flut.

Noch schöner lautet die Beschreibung eines Donner-Wetters. Es finden sich darinnen überaus kühne Züge, die man bewundern muß, wenn man sie zu tadeln vermeynet.

Wie wann der grause Nord mit stürmerischen Brausen
In Hölen eingeschränckt, die Felsen spalten will.

Wenn ein von Schwefel, Stral und Flammen schwangrer Himmel
Die Wolken donnernd rollt, der Abgrund heulend kracht,
Die Erde berstend bebt; das Meer ein wild Getümmel
Von Eolus gepeitscht, durch strenge Wellenmacht.

So weit ist es treflich; nur mögte man anstatt des Flammen schwangren Himmels einen natürlichern Ausdruck wünschen. Die folgende Verse sind alle prächtig, aber dabey ein wenig zu weit über die Natur getrieben. Und so findet man verschiedene Stellen in des Herrn Brocks Gedichte, wo er in den schönsten und entzückensten physicalischen Schildereien, auf einmahl das Original verläßt und in das Schwülstige und Unnatürliche verfällt. Wie solches Herr Breitinger in seiner critischen Abhandlung von Gleichnissen wohl bewiesen. Ich zweifle nicht, wo Herr Brocks an statt zehen ganzer Bücher, nur so viel Gedichte als Virgil gemacht, solche beständig ausgebessert, und darzu, wie jener auf seine Eneide, zwanzig Jahre verwendet hätte, derselbe in der That unser teutscher Virgil würde geworden sein; denn die Kräfte seines Geistes und die Lebhaftigkeit seines Witzes, waren vollkommen darzu aufgelegt. Also beschreibet er die Sonne:

Helles Welt-Meer aller Freuden,
Fürst des Lichts Monarch der Zeit.
Glanz: vor dem die Schatten weichen
Gulden Uhr der Ewigkeit
Mittelpunct der Himmels-Kreise
Nahrung, Leben, Kraft und Speise
Aller Cörper, die die Welt
In dem weiten Schos erhält.

In Musicalischen Sing-Gedichten hat er noch nicht seines gleichen gefunden; Dann er verstund als ein Naturkündiger beides die Thon-Kunst und die Mahlerey vollkommen. Wo ich seine Bücher aufschlage, finde ich reitzende Muster. Wem solte nicht z. E. das Spiel von Glut und Flut entzücken, welche er folgender massen besinget:

Es bilden des Wassers sanftwallende Hügel
Viel tausend polirte bewegliche Spiegel
Mit Fulgen von fliessenden Silber versezt;
Von welchen ein jeder wie glatte Krystallen
Wenn flammende Stralen der Sonnen drauf
fallen,
Mit zitternden Blitzen die Augen ergezt.

Ferner eben daselbst:

Das zitternde Glänzen der spielenden Wellen
Versilbert das Ufer, beperlet den Strand,
Die rauschende Flüsse, die sprudelnde Quellen
Bereichern, befeuchten, erfrischen das Land

Und

Und machen in tausend vergnügenden Fällen
Die Güte des herrlichen Schöpfers bekant.

Dieses heißt Mahlen und Singen zugleich.

Ich komme wieder zu den lateinischen Dichtern. Horatz stehet bey mir in gleichem Rang als Virgil, und in verschiedenen Stücken ziehe ich ihn noch jenem vor. Sein überaus feiner Witz und die beliebte Kürze, in wenig Worten eine Menge vortreflicher Gedanken zusammen zu fassen, ist eben so schwer nachzuahmen, als die Mahlerey des Virgil. Es scheinet gleichsam, er habe für den Verstand wie jener für die Sinnen gedichtet. Seine Verse sind voller Scharfsinnigkeit: Alles ist darin mit den lebhaftesten Bilder und mit den sinnreichsten Sprüchen angefüllt; Kan man in wenig Worten mehr sagen als er in folgenden zusammen fasset?

Auream quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Ferner: beschreibet er die Gottheit:

Qui terram inertem, qui mare temperat
Ventosum, & urbes, regna que tristia
Divosque mortalesque turbas
Imperio regit unus æquo.

Wenn man seine Gedancken vom Land-Leben lieset, so wird man gereitzet, sich auf das Land zu begeben:

Tuta & parvula laudo
Cum res deficiunt satis inter vilia fortis
Verum ubi quid melius contingit & unctius idem
Hos sapere & solos ajo bene vivere quorum
Conspicitur nitidis fundata pecunia villis.

. . . .

Tu nidum servas, ego laudo ruris amoeni
Rivos & musco circumlita saxa, nemusque
Ladauturque domus longos qui prospicit agros.

Ferner:

O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit
Nunc veterum libris nunc somno & inertibus horis
Ducere sollicite jucunda oblivia vitæ.

Wenn er moralisiret, so fühlet man die Neigung dasjenige zu thun was er sagt:

Integer vitæ scelerisque purus
Non eget Mauri jaculis, nec arcu
Nec venenatis gravida sagittis
Fusce pharetra.

Man verachtet die Reichthümer und wehlet mit ihm die Annehmlichkeiten eines freyen Lebens:

Nam neque divitibus contingunt gaudia ſolis
Nec vixit male qui natus moriensque fefellit.

Von der allzugroſen Macht ſchreibet er ſehr ſchön:

Vis conſilii ex pers mole ruit ſua
Vim temperatam Dii quoque provehunt
In majus iidem odere vires
Omne nefas animo moventes.

Er iſt zu weilen, es iſt wahr ein wenig ſchmutzig und ſcheinet hin und wieder den ſinnlichen Lüſten zu viel, das Wort zu reden: Seine Wolluſt war nicht ſo rein wie diejenige, des Epicurs, deſſen Lehren er folgte.

- - Satur eſt cum dicit Horatius: Ohe!

Er nimt ſich ein wenig zu viel poetiſche Freiheiten. Im übrigen war er ein ehrlicher Mann, und ein feiner Sitten-Richter. Wie deſſen Satyren und Schriften überhaupt ſolches zu erkennen geben.

Unter unſern teutſchen Dichtern hat ihm der Herr von Haller am glücklichſten nachgeahmet. Dieſer berühmte Schweitzer hat durch ſeine wenige aber vortrefliche Gedichte gezeiget, wie man nicht den bloſen Worten zu gefallen reimen, ſondern die Dicht-Kunſt mit edlen und ſcharfſinnig

sinnigen Gedancken beleben müsse. Er hat dadurch den Ruhm der teutschen Poesie so hoch gebracht, daß sie auch so gar in ihrer französischen Ubersetzung nach ungebundener Rede, nichts von ihrer Anmuth und Scharfsinnigkeit verloren. Seine Gedancken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben begreiffen alles, was man scharfsinnig heisen kan:

Der Pöbel hat sich nie zu denken unterwunden,
Er sucht die Wahrheit nicht, und hat sie doch gefunden;
Sein eigner Beyfall ist, sein bindigster Beweis
Er glaubet kräftiger je weniger er weis.
Ihm wird der Weiseste zu schwache Stricke legen
Er spricht ein trotzig ja, und löst sie mit dem Degen.
Unselig Mittel-Ding von Engeln und von Vieh!
Du pralst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie.

Ich müste den gantzen Herrn von Haller mit hersetzen, wann ich ein Muster von einer vollkommenen Dicht-Kunst geben solte.

Ich setze ihm den gleich scharfdenckenden und starck sich ausdruckenden Herrn von Hagedorn an die Seiten; dieser hat insonderheit in einigen

gen Sendschreiben und Sitten-Gedichten den Horatz so glücklich nachgeahmet, daß man ihn mit entzücken liest. Die natürliche Einfälle, der ungezwungene Reim, und der glückliche Schwung bey der Anmuth fliesender und aufgeräumter Gedancken, erheben ihn über andere. Alles zeiget einen feinen Geschmack, eine grose Belesenheit und einen mit Menschen-Liebe angefüllten Witz. Von der Weisheit spricht er folgender Gestalt:

Die Weisheit findet sich in würdiger Gestalt
Bey jeglichem Beruf, in jedem Auffenthalt,
Sie dichtet im Homer, giebt im Lycurg Gesetze,
Beschämt im Socrates der Redner Schul-Geschwätze,
Bringt an den stolzen Hof den Plato, den Eschin,
Gehorchet im Esop, regiert in Antonin
Und kan in Curius sich den Triumf ersiegen;
Doch auch mit gleicher Lust die starren Aecker pflügen.

Die Weisheit selbst beschreibet er

Als eine Wissenschaft in sich beglückt zu sein:
Empfindung, Kenntnis, Wahl der Vollen-kommenheit
Ein Wandel ohne Reu und stete Fertigkeit
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflich-ten
Die freien Handlungen auf einen Zweck zu richten.

Und was folgt.

Dieses heißt nicht allein schön reimen, sondern auch schön dencken; nicht allein schön sich ausdrucken, sondern auch schöne und practische Wahrheiten sagen.

Noch eben einen so glücklichen Nachfolger des Horazens finden wir an dem Freiherrn von Creutz. Seine Bescheidenheit hat nicht einmahl seinen Namen vor seine Wercke setzen lassen. Sie sind erstlich zu der Zeit als ich dieses schreibe unter dem Titel Oden und andre Gedichte alhier in der Varrentrappischen Buch-Handlung herausgekommen. Unsere Freundschaft würde mein Lob verdächtig machen, wann nicht dieses gelehrten Cavaliers Schriften bey allen Kennern einen allgemeinen Beyfall gefunden hätten. Wie schön, wie erhaben besinget er nicht die Gottheit? Die Herrn Brocks, Drollinger, von Kleist, von Hagedorn, und Magister Naumann haben eben dieses erhabenste Wesen unter allem was erhaben ist zum Vorwurf ihrer vortreflichsten Poesie erwehlet. Einem jeden unter diesen Dichtern hat es geglücket, diesen würdigsten Vorwurf unsrer Andacht und Verehrung mit gleich starken Zügen vorzustellen: Ich finde bey Herrn von Hagedorn, unter andern folgende Stelle von der Allmacht.

Er spricht, so muß ein ganzes Heer
Sein ausgesandter Engel würgen
Der Winde Mund erzehlts dem Meer,
Das Meer verkündigts den Gebirgen

Es

Es zittern Berg und Wald und Feld
Es bebt die Veste dieser Welt
Sie kennt der Allmacht schwere Rechte.
Ihr Schöpfer ist es der sich zeigt
Die Sonn erschrickt. Die Erde schweigt
Es zagt das menschliche Geschlechte.

Ich nehme darauf meines lieben Herrn von Creutzen Ode vor mir, und finde darin eine gleiche Stärcke, aber von einer andern Art:

Seine Worte sind diese:

Aller Sinnen Kraft vergeht,
Vor der Nacht der Ewigkeiten;
Da mein Geist im Raum der Zeiten,
Bey dem Anfang stille steht
Hat nicht alles was wir sehen,
In dem andern seinen Grund?
O wie wollen wir verstehen
Was nicht in der Zeit entstund?

Wenn im Reich der Möglichkeit,
Sich verirrende Gedancken
Zwischen Nichts und etwas wancken,
Wer entscheidet ihren Streit?
Wo ich nun mein Aug hinlencke
Ist ein Stäubchen nicht so klein,
Es wird mir, wie scharf ich denke,
Stets sein Wesen dunkel sein.

Du, O GOtt, du denkest rein
Nichts kan deinen Geist umschränken.
Aber in mein schwaches Dencken
Mischen sich stets Bilder ein.
Was zukünftig, was geschehen
Und was gegenwärtig ist,
Kanst du so vollkommen sehen,
Wie du gegenwärtig bist.

Er endiget diese prächtige Ode mit folgender Strophe.

Schau ich nicht der Donner Heer
Und der Blitze Schaaren ziehen?
Seh ich nicht den Himmel fliehen
Wie die Wellen in dem Meer?
Sprich ein Wort, O GOtt der Götter!
Sprich, so schau ich wie die Welt
Durch ein plötzlich Allmachts-Wetter
In ihr altes Nichts zerfällt:

Man hat sich bisher sehr viele Mühe gegeben die Horazische Oden nachzuahmen; allein es hat noch keinem so geglückt wie dem Herrn von Haller in seiner Sapphischen Ode an Herrn Drollinger, und dem Herrn von Creutz in seiner Nachahmung des 73. Psalms. Ich muß ein Paar Strophen aus beiden zu meiner steten Bewunderung mit hieher setzen: Ich meine denen Empfindungen des Herzens noch immer besser entge-

entgegen zu sehen, je mehr ich hier die Kraft der Wörter prüfe.

Herr von Haller beginnt mit diesen Worten:

Freund! Die Tugend ist kein leerer Name:
Aus dem Herzen keimt des guten Same
Und ein GOtt ists, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede.
Wollust eckelt, Reichthum macht uns müde.
Kronen drücken. Ehre blendt nicht immer.
Tugend fehlt nimmer.

Herr von Creutz singt also:

Je mehr ich forsch; je tiefer wird mein Kummer
Umsonst vergißt der Mitternächte Schlummer
Mein wachend Aug; den strauchlenden Gedancken
Bestimmst du Schrancken.

Dum, wie ein Thier, muß ich vor dir mich biegen.
Du schriebst, O HErr, dein unbegreiflichs Fügen
Mit feurigen, doch mir unlesbaren Lettern
Auf ew'gen Blättern.

All in du sendst von deinem heiligen Lichte,
Mir einen Stral, daß er mich unterrichte;
Noch zweifelnd, noch erstaunt, seh ich be-
hende,
Der Bösen Ende.

Er beschreibet gleich darauf den Neid auf eine Art, daß man fast dieser heßlichen Neigung verbunden sein muß, daß sie Anlas zu so schönen Gedancken gegeben hat.

Der Mangel der Vollkommenheiten
Bracht aus dem Schos der Traurigkeiten
Dich blassen Neid herfür.
Du Gift des Alters! Pest der Jugend
Dein sterbend Antlitz schreckt die Tugend
Und lästernd folgst du ihr.

Tyrann des niederträchtgen Pöbels
Es gleicht dein Bild der Nacht des Nebels
Der oft die Sonne schwärzt.
Wann thauend auf beblümten Triften
In buhlerischen Morgenlüften
Sie, holderwachend scherzt.

Doch so wie ihre mächtge Blicke
Daß sie uns himlischer entzücke
Die Dünste leicht zerstreun:

So wird auch deine keusche Freude
Holdseelge Tugend einst vom Neide,
Nicht mehr umfinstert sein.

Da

Da ich hier einige Muster unsrer grösten Dichter von der Gottheit anführe muß ich nothwendig denenselben auch etwas von der Hand eines würdigen Frauenzimmers der vortreflichen Jungfer Waltherin mit beyfügen, welche sich in ihren Gedancken von den Religions-Spöttern folgender Gestalt ausdrücket: *

Der Höchste zürnt, sein Grim erwacht,
Der Donner rollt, die Erde kracht,
Der Blitz zerreißt die schwarze Luft;
Des Meeres ungezäumte Wellen
Erbeben, stürmen, brausen, schwellen
Da ihnen GOttes Stimme ruft.

Die Himmel wickeln sich zusammen
Die ganze Welt vergeht in Flammen
Der Richter sezt sich auf den Thron
Sein Ruf durchdringt des Grabes-Hölen
Die Todten die mit ihren Seelen
Aufs neu vereinigt, leben schon.

Der Herr Magister Naumann, den ich so wohl wegen seiner persönlichen Verdienste als wegen seiner ihm eignen Stärke in der teutschen Sprache ausnehmend hoch schätze, läßt sich in seinem Lob der Gottheit unter andern folgender Gestalt vernehmen:

* Ihre Gedichte die durchaus schön und flieſſend, sind in diesem Jahr 1750. zu Göttingen heraus gekommen.

Dort stralen bunte Regen-Bogen.
Der dicken Luft gewälzte Wogen,
Sind Stühle, wo die Gottheit wohnt,
Wo in den Wüstenlosen Sitzen
Mit feuerroth gekrümten Blitzen.
Der Schrecken reiche Donner wohnt.

Die Wetter fahren auf den Winden
Du heist sie leuchten und verschwinden,
O Allmacht voll Unendlichkeit!
Die Stürme hören dich von weiten
Sie wüten, brüllen, krachen, streiten.
Du winckst, und gleich sind sie zerstreut.

Ich komme wieder nach dieser langen Ausschweiffung auf die lateinische Dichter zurücke. Ovidius gehöret wegen seiner ausbündigen Lieblichkeit, womit sich seine Gedichte vor andern unterscheiden, mit unter die Dichter erster Grösse. Sein leichter und wohlfliesender Vers: seine fruchtbare Einbildungs-Kraft, die sinnreiche Erfindungen seines metamorphosirenden Geistes und die rührende Lebhaftigkeit, womit er alle Affecten und Leidenschaften, zärtlich stark weis auszudrucken, machen ihn zum Muster derjenigen, welche natürlich und fliessend zu schreiben aufgelegt sind. Er besizt bey aller seiner Annehmlichkeit eine feine Art zu dencken und artig sich auszudrucken. Also verweiset er seinen Freunden ihre Kaltsinnigkeit, wann er sagt:

Quod

Quod bene de vobis ſperavi, ignoſcite amici.
Talia peccandi jam mihi finis erit.

Die Klagen der Phylis an ihren Liebhaber ſind von gleicher Scharfſinnigkeit und gleichwohl ganz natürlich.

At tu lentus abeſt, nec te jurata reducunt
Numina, nec noſtro motus amore redis.

Diejenige welche die Sprache der Liebe verſtehen, mögen urtheilen, ob man ſich ſchöner und lebhafter ausdrucken könne. Ovidius war der Meynung, daß je mehr man ſich denen Wiſſenſchaften ergebe, je menſchlicher würde das Gemüth und je holdſeliger würden unſre Sitten.

Artibus ingenuis quarum tibi maxima, cura eſt
Pectora molleſcunt aſperitasque fugit.

Oder wie er eben dieſes anderwerts ſagt:

Ingenuas didiciſſe fideliter artes
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.

Allein es trift dieſes bey unſren heutigen Gelehrten nicht durchgängig ein. Die meiſten ſehen zimlich dunckel aus ihren Augen und runzeln die Stirn ſo bald man ihnen nicht in allen Recht läſſet, insbeſondere werden diejenige, welche die Menſchen-Liebe predigen ſolten, am wenigſten

davon gerühret, denn sie können einen, der nicht ihrer Meynung ist, mit unbewegten Gemüth verdammen und ins Verderben stürzen.

Tantæ ne cœlestibus animis iræ? sagt Virgil.

Mir fällt hier eine ganz unvergleichliche Stelle vom Herrn von Haller in die Hand.

Traut nicht dem schlauen Blick, der Demuths-vollen Minen!
Den Dienern aller Welt soll doch die Erde dienen.
War nicht ein Priester stets des Eigensinnes Bild,
Der Götter-Sprüche redt, und wann er flieht, befielt?
Trennt nicht die Kirche selbst sich über den Kalender?
Des Abends-Heiliger verbannt die Morgen-Länder,
Läßt Märtrer in den Streit auf andre Märtrer gehn
Und Insuln in dem Feld vor feindes Insuln stehn;
Den Baum vom Niedergang zerblizt der Bann aus Norden
Die Kirche, GOttes-Sitz, ist oft ein Kampf-Platz worden
Wo Bosheit und Gewalt, Vernunft und GOtt vertrieb
Und mit der schwächern Blut, des Zweyspalts Urtheil schrieb.

Grau-

Grausamer Wüterich, verfluchter Ketzer-Eifer!
Dich zeugte nicht die Höll aus Cerbers gelbem Geifer,
Nein, Heilge zeugten dich, du gährst in Priester Blut.
Sie lehren nichts als Lieb und zeigen nichts als Wut.

Die geistliche Wissenschaften müssen demnach nicht mit zu denenjenigen gehören, die das Gemüth weich und zärtlich machen und die Grausamkeit vertreiben; oder Herr von Haller hat sich geirret.

Ich komme auf Lucretzen; einer der grösten und scharfsinnigsten Geister des Alterthums: Er hat uns die Lehrsätze des Epicurs in einer reinen und erhabenen Poesie hinterlassen. Es ist ungewiß, ob er ein gröserer Dichter oder Naturkündiger gewesen sey. Er wuste beyde Eigenschaften so glücklich mit einander zu verbinden, daß man gelehrt wird, indem man seine Verse bewundert. Zuweilen mahlt er auch nach der Natur. Z. E. wann er im Anfang seines II. Buchs ein stilles Meer, welches auf einmal stürmisch wird, mit diesen sechs Worten beschreibet:

Suave mari magno, turbantibus æquora ventis.

Wie die drey ersten Worte eine angenehme Stille andeuten, so stellen die andere das Toben der Wellen und Winde vor. Man hat den guten Mann zu einem Atheisten gemacht; Man hat ihm aber, wie überhaupt den alten Weltweisen hierin Unrecht gethan. Folgende schöne Verse zeigen solches zur Genüge:

Quis regere immensi summam quis habere profundi
Endo manu validas potis est moderantes habenas
Qui pariter cœlos omnes convertere & omnes
Ignibus æthereis terras suffire ceraces;
Omnibus inque locis esse, omni tempore presto;
Nutibus ut tenebras faciat cœlique sereno
Concutiat sonitu tum fulmina mittat & ædes
Sæpe suas disturbet & in deserta recedens
Sæviat exercens telum quod sæpe nocentes
Præterit, examinatque indignos inque merentes.

Ferner:

Veridicis hominum purgavit pectora dictis
Et finem statuit torpedinis atque timoris
Ex posuitque bonum summum quo tendimus omnes

Quid

Quid foret atque viam monstravit limite parvo
Qua possemus ad id recte contendere cursu.

Juvenal weichet keinem der vorigen; allein seine Stärcke bestehet hauptsächlich in Satyren. Er hat den Hof, die Sitten und die Menschen kennen lernen; und schildert also die Laster seiner Zeit nach dem Leben.

Qui mores hominum multorum vidit & urbes. sagt Horatius.

Man pfleget an ihm nur dieses auszusetzen, daß er zuweilen in seiner Schreibart ein wenig nachläßig gewesen sey. Diese Anmerckung aber gehöret in die Sprachschule. Ich kan davon so genau nicht urtheilen. Ich halte ihn für einen der grösten und vortreflichsten Dichter, der natürlich, schön, fliesend, erhaben und sinnreich geschrieben hat.

Mir gefallen von ihm unter andern folgende Stellen.

Compositum jus fasque sanctosque recessus
Mentis & incoctum generoso pectus honesto
Hæc cedo ut admoveam templis & farre litabo.

Fer-

Ferner von den Empfindungen des Gewiſſens:

Exemplo quodcunque malo committitur, ipſi
Diſpliceat autori. Prima eſt hæc ultio quod ſe
Judice nemo nocens abſolvitur, improba quamvis
Gratia fallacis prætoris vicerit urnam.
. - - Cur tamen hos tu
Evaſiſſe putes quos diri conſcia facti
Mens habet attonitos & ſurdo verbere cæ- dit
Occultum quatiente animo tortore flagel- lum.
. . .
Pœna autem vehemens, ac multo ſævior illis
Quas aut Cæditius gravis invenit aut Rha- damantus
Nocte dieque ſuum geſtare in pectore te- ſtem.

Von der Thorheit des Adels:

Stemmata quid faciunt? quid prodeſt, Pon- tice, longo
Sanguine cenſeri, pictosque oſtendere vul- tus
Majorum, & ſtantis in curribus Amilianos

Et

Et curros jam dimidios nasumque minorem,
Corvini & Galbam auriculis nasuque carentem?
& seq.

Persius ist gleichfals voller Geist und Scharfsinnigkeit. Seine Gedancken sind unvergleichlich, und seine Poesie ist nicht minder schön und starck in ihren Ausdrücken. Ich bewundere ihn als einen Heiden, so oft ich folgende Zeilen lese.

- - Non tu prece poscis emaci
Quæ nisi seductis nequeas committere divis
At bona pars procerum tacita libabit acerra
Haud cuivis promptum est murmurque humilesque susurros
Tollere de templis & aperte vivere voto.

Wir haben heut zu Tag eine Menge Satyren-Schreiber, allein man lacht über das Lächerliche und bleibt doch immer lächerlich. Gleichwohl halt ich dafür, daß eine Satyre unter den Menschen ungleich mehr Nutzen schaffen könne als andere Arten von Gedichten, womit man den menschlichen Schwachheiten zu schmeicheln und öfters die Laster gar zu Tugend zu machen pflegt. Unter den Franzosen hat Boileau, unter den Engelländern Pope, und unter den Teutschen der Herr von Baar in dieser Schreibart

sich

sich besonders hervorgethan; wiewohl dieser letztere seine Satyre nur in Französischer Sprache herausgegeben hat. Einige sind davon übersetzt worden und zeigen, daß unsere Sprache zu dieser Art von Gedichten nicht minder aufgelegt sey als die Französische ist. Herr von Canitz, Herr von Haller und Herr von Hagedorn haben darin eine nachdrückliche Stärke.

Wir wollen hier zur Probe, wie weit es unsere Teutschen hierin gebracht haben, nur ein paar Stellen aus dem Schreiben des Herrn von Hagedorn, welche wir mit Recht den teutschen Juvenal nennen können, an einen Freund mit beyfügen.

Stolz, Aberglaube, Zorn, Bewundrung,
Geitz und Neid,
Sind alles was sie sind nur durch Unwissenheit.
Der Strohm der Bosheit quilt aus Wahn und Unverstand.
Ein Thor sucht blindlings Ruhm im Labyrinth der Schande.
Im Müßiggange Ruh und Zärtlichkeit in Brunst.
In todten Schätzen Trost und Heil in Fürstengunst.
Verlernt, wann er gefehlt, auch vor sich selbst erröthen.
Beugt ungescheut das Recht und zittert vor Cometen.

. . .

. . . .
Locustens würd'ger Freund, gekrönter Wüterich;
Du, Nero, quälst die Welt und jeder Frevel dich.
Versuch im besten Wein, die Sorge, die dich kränken
Mit glücklichern Erfolg, als Mütter, zu ertränckeu:
Pracht, Wollust, Uberfluß verherrlichen dein Mahl
Und Terpnus Spiel erthön in deinem Speise-Saal.
Beym wählenden Genuß gehäufter Lecker-Bissen,
Vergällt dir Speiß und Tranck, dein Hencker, dein Gewissen.
Er eilt, unstäter Fürst, dir in dein Schlaf-Gemach,
Dir in dein güldnes Haus, dir auf dem Schauplatz nach;
Und daß kein Augenblick dein armes Hertz erfrische
So wird die Angst dein Gast und setzt sich mit zu Tische.

Das gantze Gedicht ist von gleicher Stärcke, und die Reimen sind so schön und fliesend als man sie irgendwo finden kan. Um so edel zu denken muß man nothwendig auch edle Empfindungen haben.

Silius Italicus ist einer von denjenigen Dichtern, die sich in der erhabenen und prächtigen Schreibart hervorgethan haben. Er ist aber etwas ungleich und erhält sich nicht immer in der Höhe. Der Anfang seiner Gedichte laut überaus prächtig.

Ordior arma, quibus cœlo se gloria tollit
Æneadum patiturque ferox Oenotria jura
Karthago.

Statius ist von gleicher Erhebung, dessen Beschreibungen sind edel und lebhaft; nur fält er zuweilen ein wenig allzusehr in das Schwülstige, und zwinget seine Muse öfters wie unsere beschnittene Italiäner ihre Gurgeln, um hohe Thöne auszustosen. Doch schreibt er eben so wohl auch gantz natürlich, wie z. E. wann Phorbas die Soldaten zum Streit aufmuntert:

Ite alacres vestri nunquam morientur honores,
Bellaque perpetuo memorabunt carmine musæ.

Lucanus ist in seinen Erzehlungen sehr lebhaft und sinnreich: Ein prächtiger Ausdruck von ihm ist dieser:

- - - Inde ruendi
In ferrum mens prona viris animæque capaces mortis.

Wir

Wir haben verschiedene Teutsche Federn die sich in heroischen Gedichten hervor gethan haben, darunter insonderheit die Herrn von Besser, Amthor, Pietschen, König und andere mehr zu zehlen sind; allein, es gieng ihnen öfters auch wie den obigen lateinischen Staats-Poeten. So rar ein rechter Held unter den Menschen ist, so rar ist auch ein rechtes Helden-Gedicht.

Claudianus ist weit natürlicher und ungezwungener als die drei obigen: Seine Erzehlungen sind voller Witz und Geist und Anmuth und Menschen-Liebe. Seine Schreibart ist leicht, angenehm, fliesend, sinnreich und zugleich, wo es die Umstände erfordern, auch edel und erhaben. Man betrachte nur folgende überaus schöne Stelle:

. . . Qua sparguntur in omnes
In te mista fluunt & quæ divisa beatos
Efficiunt, collectum tenes.
. . . .
- - - Sub Principe duro
Temporibusque malis *Ausus es esse bonus.*
. . . .
Peragit tranquilla potestas
Quod violenta nequit, mandata fortior urget.
Imperiosa quies.
. . . .
- - - Mucrone cruento
Se jactent alii studeant feritate timeri

Lene fluit Nilus sed cunctis amnibus extat
Utilior, nullas confessius murmure vires.

. . .

Sed caret eventu nimius furor improba nunquam
Spes lætata diu.

Alle diese Stellen und deren noch viele andere, sind von einem ungemeinen Nachdruck. Die Verse sind durchgehends so schön nach den Worten als nach den Gedancken, und ob gleich dieser Dichter schon gegen die Zeiten gelebet hat, die man barbarisch nennet, so verdienen doch seine Ausdrücke und scharfsinnige Gedancken in den Zeiten des Augusts einen vorzüglichen Rang.

Unter den Alten, welche blose Sinn-Gedichte geschrieben haben, ist Martial unvergleichlich. Er ist so natürlich, so sinnreich, so angenehm in seinen Ausdrücken, daß man so viele Empfindungen hat als man bey ihm Wörter findet. Folgender Vers ist von ihm:

Sunt bona, sunt quædam mediocria, sunt mala plura
Quæ legis, hic aliter non fit, Avite; liber.

Hat jemahl ein Bücherschreiber demüthiger und bescheidener von seinen eigenen Wercken geurtheilet? Von seiner Scharfsinnigkeit zeigen unter andern diese Worte:

Nolo

Nolo virum facile redimit qui ſanguine famam
Hunc volo, laudari qui ſine morte poteſt.

Seine Beſchreibung aber von einer glückſeligen Lebensart betrift alles, was man davon ſagen kan.

Res non parta labore ſed relicta;
Non ingratus ager, focus perennis
Lis nunquam; Toga rara, mens quieta;
Vires in genuæ, ſalubre corpus,
Prudens ſimplicitas, pares amici,
Convictus facilis, ſine arte menſa,
Nox non ebria ſed ſoluta curis.
Non triſtis thorus, attamen pudicus
Quod ſis elle velis nihilque majus.
Summum nec meruas diem, nec optes.

Wir haben nach ſeinem Muſter eine Menge ſo genanter Epigrammatiſten. Allein ſie haben nicht alle des Martialis Geiſt.

Hierher gehören auch Catull, Tibull, Properz und Petron, welche mit unter die berühmteſte lateiniſche Dichter gehören, theils aber ihre Wercke, die ſonſt in Satyren vortreflich ſind, mit gewiſſen Freyheiten und Unfläterenen beſudelt, daß ſich kaum ein ehrlicher Mann rühmen darf, ſie alle geleſen zu haben.

Unter unsern französischen und teutschen Dichtern haben sie eine Menge Nachfolger gefunden. Der lustige Abt Gresset hat sich darin besonders hervorgethan, welches sich treflich für einen Geistlichen schickt. Noch neulich kam eine eigne Samlung von dergleichen Gedichten in Paris zum Vorschein, da alles was nur die Schwelgerey und Unzucht sinreich schandbares erdencken kan, in einer Theophilischen Schreibart vorgetragen wird.

Unser berühmter Günther war wircklich ein treuer Schüler der obigen Dichter. Doch hat man seiner jungen Muse, die gemeiniglich nur bey Bier und Brandwein und Toback sich ausgelassen hat, etwas zu gut gehalten. Was man von ihm gedruckt lieset, hat, einige Stellen ausgenommen, nichts freches, noch unanständiges. Hätte er die reife Jahre erlanget, wo die Erfahrung klug macht, so würde er so leicht keinen Teutschen in der Dichtkunst über sich gelassen haben.

Plautus, Terentius und Seneca haben für die Schaubühne geschrieben; die ersten beyde haben in den Lustspielen die Sitten und Thorheiten ihrer Zeiten mit den lebhaftesten Farben und sinnreichsten Vorstellungen entworfen. Seneca, aber welchen man zum Unterschied des Philosophen den Senecam tragicum nennet, hat uns die schönste Sittenlehre und erhabenste Gedancken in Trauerspielen vorgestellet.

Ich

Ich werde der Abhandlung von den Schauspielen eine besondere Betrachtung wiedmen.

Ich will nur einige wenige Stellen hier zur Probe ihres feinen Witzes und ihrer Denckens-Art mit beyfügen.

Plautus beschreibet einen Mann der ein gutes Gewissen hat, mit folgenden Worten:

Sat enim fautorum habet, qui recte agit.
Est profecto Deus, qui, quæ nos gerimus auditque & videt.
Is uti tu me sui habueris proinde illum illic curaverit
Bene merenti profuerit male merenti par erit.

Terenz sagt von der Eigenliebe:

Imperito nunquam quicquam injustius
Qui nisi quod ipse fecit, nihil rectum putat.

Seneca sagt in Hipp. sehr schön vom Kriegs-Wesen:

Invenit artes bellicus Mavors novas
Et mille formas mortis: hinc terras cruor
Infecit omnes etrubuit mare
Tum scelera dempto fine per cunctas domos
Jêre nullum caruit exemplo nefas.

. . . .
Quatiant altas sæpe procellæ
Aut evertit fortuna domos
Minus in parvis fortuna furit
Humida vallis.
Raros patitur fulminis ictus
Tremuit cœlo Jovis altisoni
Caucasus ingens, Phrygiumque nemus
Martis Cybeles.
Si æterna semper odia mortales agant
Nec coeptus unquam cedat examinis furor
Sed arma felix teneat infelix paret
Nihil relinquent bella.

Ich hätte schier den Boethium vergessen, der doch vor allen verdienet gepriesen zu werden, weil er seine Dicht-Kunst nur allein der Weisheit und der Sitten-Lehre geheiliget hat. Wie oft hat mich sein schöner und wohl fliesender Vers nicht zur Geduld und Standhaftigkeit ermahnet:

Atras pellere curas
Miserasque fugere querelas
Non posse, potentia non est.

Dieses wären also die alte lateinische Dichter, die man unter die so genante Authores classicos rechnet.

Als darauf die Wissenschaften mit der Macht der römischen Monarchie zugleich in Abnahme kamen,

kamen, und die Clerisey allenthalben in Europa den Meister spielte; geschah es, daß sie erstlich in dem funfzehenden Jahrhundert wieder Licht gewannen.

Petrarcha, Mantuanus, Vyda, Sannæzar, Eobanus, Buchananus, Baldus, Schoneus, Sabinus, Grotius, Heinsius, Barleus und andere mehr brachten die lateinische Poesie wieder empor; Allein so glücklich sie auch darinnen waren, so gelangten ihre Ausdrücke und ihre Stärke doch nicht bis zu derjenigen der augustischen Zeiten. Man fiel vielmehr darauf die mitlerweile in Italien aufgekommene Landes-Sprache, die ein von dem Einfall fremder Völcker verdorbenes Latein war, in Aufnahme zu bringen und auf gewisse Regeln der Kunst, der Zierlichkeit und der Beredsamkeit zu setzen. Dantes, Ariosto, Tasso, Petrarch und andere grose Geister verschönerten diese Sprache ungemein.

Die Spanier und Franzosen machten es ihnen in ihren Sprachen nach; darauf folgten die Engelländer und die Teutschen; wiewohl mit ungleichen Fortgängen: denn die Italiäner hatten bereits ihre Poesie zur Vollkommenheit gebracht, ehe noch die andere Völker anfiengen regelmäsige Verse zu machen. Ja die Teutschen, ohnerachtet im vorigen Jahrhundert Opitz, Flemming, Hofmans Waldau und Gryphius, die Sprache ziemlich gereiniget hatten, blieben dennoch einigermasen noch in einer ziemlichen

Unvollkommenheit, bis am Ende desselben ein Canitz und Besser sich hervor thaten, und den poetischen Galimathias in unserer Sprache mit samt dem gezwungenen und schwülstigen Wesen glücklich abschaften, denen dann zu unsern Zeiten eine Menge anderer geschickten Köpfe gefolget sind, indem sie beides die Sprache, als die Reimen, zu derjenigen Schönheit gebracht haben, worin wir sie jetzo sehen. Wie aber nichts so vollkommen ist, welches nicht noch immerfort wichtige Zusätze leiden kan, also müssen wir es auch denen Nachkommen überlassen, uns ebenfowohl zu übertreffen, wie wir unsre Vorfahren übertroffen haben.

Ob es aber dadurch geschehen wird, daß einige die Reimen als einen überflüßigen und gezwungenen Zierrath gar abzuschaffen anfangen, solches fält mir schwer zu glauben. Meine Ohren sind einmal an den süsen Klang der Reimart gewöhnt. Andere, die daran nicht so starck gewöhnt sind, und diese ungereimte Verse mit keinem solchen Vorurtheil lesen, dürfte vielleicht darinnen ehender das natürliche Schöne entdecken. Ich bekenne, daß der Reime kein wesentliches Stück der Dichtkunst sey, denn die Alten haben auch nicht gereimt und haben uns gleichwohl übertroffen. Es kan auch sein, daß die Nachsinnung auf ein geschicktes Reimwort uns eben so leicht von dem was wir sagen wollen, ableitet und unnöthige Dinge sagen macht; als es öfters zu glücklichen Einfällen und artigen

Bil-

Bildern Anlaß giebt. Der Herr Kloppstock hat in der That in seinem Meßias solche natürliche Schönheiten und prächtige Auszierungen mit angebracht, daß man kaum des Reimes dabey vermisset. Wenn ich aber, wie der Anfang lautet, die Worte in unzertrenten Linien nach einander fortlese; so wird man kaum verspüren, daß hier ein gekünsteltes Silben-Maas abgemessene Verse vorstellen soll. Also lese ich;

„ Sing, unsterbliche Seele der sündigen
„ Menschen Erlösung, wie der Meßias auf Er-
„ den in seiner Menschheit vollendet und durch
„ die er Adams Geschlecht die Liebe der Gott-
„ heit mit dem Blut des heiligen Bundes von
„ neuem geschencket hat. Also geschah des
„ Ewigen Wille. Vergebens erhub sich Sa-
„ tan wider den göttlichen Sohn.

Niemand wird sagen dieses seyen Verse. Eben so wenig als wenn ich aus einem epischen Gedichte folgende Zeilen dafür ausgeben wolte:

„ Cairus durchfloß mit schlänglenden Zügen
„ die Stille Thäler des Parnaß: ein dunckeler
„ Wald bedeckte mit erhabenen Hügeln das lu-
„ stige Gefilde. Ein steter Frühling von Blu-
„ men und Früchten herrschte hier mit immer
„ neuen Freuden; die zarte Lämmer weideten
„ auf den fetten Auen und hüpfeten für Freu-
„ den über den Genuß der freigebigen Natur.

Eine

Eine geringe Veränderung der Sylbe und Wörter würde jenes zu Prosa und dieses zur neumodischen Poesie machen. Liegt es an dem sogenanten Metro, oder an den Worten, oder an der Einrichtung und Aussprache, oder sonst an etwas anders, daß diese neue Art ungereimter Verse mir nicht versenmäßig klingen will? Ich weis es nicht: So viel weis ich, daß der berühmte Herr Bodmer in Zürch mir bereits vor mehr als zwanzig Jahren die Ehre gethan, und an mich dieser Sache wegen geschrieben hat, um meine Meynung von ungereimten Versen, davon er eine geschickte Probe mit beylegte, zu wissen. Ich habe aber, weil ich nicht seiner Meynung war, mich nicht darüber erklären wollen. Ich glaube, daß man diesen gründlich gelehrten Mann für den Urheber dieser neuen Dicht-Art halten kan.

Die Fabeln und Erzehlungen waren bey den Alten schon bekant wie Phoedri und Esopi Fabeln solches bezeigen; zu unsern Zeiten aber sind sie so gemein, daß man schier für keinen rechten Poeten gehalten wird, wenn man nicht auch in dieser Art von Gedichten sich vernehmen lässet. Den ersten Geschmack davon haben wir von den Italiänern, insonderheit aus dem Decameron des Bocaci, dem darauf unter den Franzosen der la Fontaine in seinen Fabeln und Erzehlungen gefolget ist. Gantz Europa war entzückt über die besondere Einfälle dieses sinnreichen Franzosen. Hundert Federn bemüheten sich um die Wet-

Wette, es ihm nachzumachen; allein keiner konte ihn darin erreichen.

Die Teutschen wagten sich gleichfals an diese Schreibart und waren darin nicht wenig glücklich. Herr Magister Gellert zu Leipzig, hat unter vielen sich dadurch einen eignen Ruhm erworben; man übersezte so gar seine Erzehlungen in die französische Sprache. Eine Ehre, die bisher noch wenig teutschen Schriften wiederfahren ist. Ich muß bekennen, daß mir diese Fabeln des Herrn Gellerts überaus gefallen: Das natürliche Wesen und der artige Schwung, denen er seinen Gedancken zu geben weis, erhebet dieselbe mit einem ganz besondern Vorzug, um so viel mehr, weil er dabey alle ungeziemende und anstößige Ausdrücke artigtugendhaft zu vermeiden und gleichwohl seine Leser scherzend zu belustigen weis.

Die Herrn von Hagedorn, Lange, Consbrich, Nauman und andre mehr sind ihm glücklich nachgefolget, sie machen allesamt teutschland Ehre; und zeigen durch ihre Erzehlungen, daß ihnen nichts an dem feinen Witz gebricht, den ehedessen der Pater Bouhours denen teutschen nicht hatte zutrauen wollen.

Wer die niedersächsische Samlung und die Beyträge des Witzes und Verstandes lieset, wird darinnen vortrefliche Meisterstücke, besonders von dem Herrn Richey, Schlegel und andern

dern mehr finden, die allesamt verdienen das Gedächtnis ihrer Verfasser unsterblich zu machen.

Was die Ausländer betrift, so haben sich unter denen Italiänern, nach den ersten Vätern der Dicht-Kunst neuerer Zeiten, deren wir oben gedacht, die Marini, Guarini, Bonarelli, Redi, Zappi, Manfredi ꝛc. mit Ruhm hervorgethan. Doch ziehen die Italiäner selbst die alten den neuern vor. Ja die Wercke des Dantes und Arioste sind so schwer zu verstehen, daß man meynet, sie seyen in einer andern Sprache geschrieben. Ich muß bekennen, daß ich unter allen lebenden Sprachen in Europa die Italiänische für die schönste halte. Die Music verständige scheinen darin meinen Geschmack zu rechtfertigen; indem sie dieselbe am liebsten zu ihren Gesängen gebrauchen. Dieses aber verdirbt die italiänische Poesie, daß sie sich allzuviel mit übertriebenen Bildern und Wörterspiel aufzuhalten pflegt, welches wohl den Ohren schmeichelt, aber den Verstand zu leer lässet: Also braucht Balzus den man den Lyrischen Dichter nennet, im lateinischen nur drey Zeilen, um dasjenige zu sagen, was Marini kaum in acht Zeilen hat auszudrucken gewust. Sie verdienen hier eine Stelle und enthalten eine Beschreibung von der Schönheit.

Violenza gentil che opprime, affrena
Tira, eforza, rapiſce, e pur non noce
Toſco vital che nutre & avelena
Eſenza danno, al cuor paſſa veloce
Magia dal ciel ch incanta & incatena
E non ha mano e non ha lingua ô voce
Voce che muta perſuade e prega
Man che ſenza legami annoda é lego.

Baldus faſſet alle dieſe Bilder und Wortſpielungen in wenig Ausdrücke, die nun ſo viel ſtärcker und ſchöner ſind, weil ſie den feinſten Witz und die artigſte Gedancken offenbaren: Alſo ſagt er von der Schönheit:

Dum tacet, clamat, facies venuſta.
Dum negat, poſcit, dolor eſt diſertus,
An loqui fruſtra prohibebis illam? muta
perorat.

Man würde mir einen Gefallen thun, wer dieſe Bewegungen und Gegen-Sätze ſo glücklich in etlichen teutſchen Verſen auszudrucken ſich bemühen wolte.

Die Engelländer, wie ſie alle Künſte und Wiſſenſchaften aufs höchſte zu treiben ſuchen, haben ſeit einem Jahr hundert auch vortrefliche Dichter ſo wohl in der Lateiniſchen als in ihrer Landes-Sprache gehabt. Unter dieſen leztern ſind inſonderheit Waller, Wicherley, Congreve,

Steel

Steele, Addison, Pope und andre mehr berühmt worden. Ihre Sprache ist zwar nicht rein, sondern gleichsam aus allen Sprachen von Europa zusammen gesezt. Allein dieses macht eben, daß man sich desto reicher und stärcker darin ausdrucken kan. Annehmlich und schön aber klingt sie, wenigstens in meinen Ohren, nicht; dann sie hat allzu viel einsilbige Worte und Consonanten, die sie theils noch darzu auf eine ganz andre Weise, als sie solche schreiben, aussprechen.

Die Holländische Sprache ist nichts anders als ein verdorbenes oder plattes Teutsch. Ehe noch die vereinigte Niederlanden eine besondere Republik ausmachten, schrieb man in den Provinzen jenseit der Maas Flammisch; dieses war ein verworrenes französisch Wälsch, oder Wallonisch. Wie solches noch die Urkunden ausweisen. Disseits aber in Geldern, Cleve, Holland, Utrecht, Friesland u. s. w. eine Art von Platteutsch. So bald aber diese Provinzen sich zusammen schlugen und einen neuen Staats-Cörper ausmachten, so musten nothwendig die Befehle der Regierung in einerley Sprache abgefasset werden. Es fanden sich darauf eine menge Bücher in dieser niederländischen Sprache, darunter auch viele Gedichte und Schauspiele sind. Des Pensionarius Catz, Vondel, Vanbruch und andre Wercke mehr haben darunter sich bekant gemacht. Ihre Sprache schickt sich

nicht

nicht allerdings zu heroischen Sachen; Es ist mehr eine weichliche Frauen-Sprache; dem ungeacht, so lassen sich doch ihre Verse wohl hören.

Die spanische Mundart ist reich, schön und wohllautend; sie komt viel auf das Italienische; ihre Aussprache aber in ios setzet ihren Endigungen einen prächtigen Thon mit bey. Sie haben aber auch viele Wörter, welche sie wie die Schweitze aus der tiefen Gurgel heraus ziehen, und welche man ihnen nicht wohl nachsprechen kan, als Caravagal, Almanzara ꝛc. Ihre Poeten sind bey uns wenig bekant, sie reimen nach Art der Italiäner.

Unter denen Franzosen sind die beide Corneille, Racine, Vater und Sohn, Rousseau, la Mothe, Regnard, Fontanelle, Corbillon, Chaulieu und die Frau von Deshouillieren berühmt. Vor ihnen waren solches Malherbe, Voiture und Molliere. Die Schriften des leztern dürften wohl ihren Ruhm noch lange behaupten. Unter denen noch lebenden hat sich der Herr von Voltaire so berühmt gemacht, daß man kaum von den andern spricht; doch haben die Herrn la Chausée, Destouches, und andre mehr durch ihre Schauspiele grosen Beyfall gewonnen.

Wie die ganze französische Völkerschaft vor andern dem Singen, Tanzen, Spielen und Plaudern ergeben ist, also giebt es unter ihnen

auch die meisten Sänger, Tänzer, Spieler und Poeten. Das französische Geblüt ist leicht, sinnreich, lebhaft und zur Fröhlichkeit geneigt: sie sind deswegen fruchtbar an allerhand Erfindungen, Lustbarkeiten und Schauspielen. Wir Teutschen, als ihre freiwillige Affen, thun ihnen alles nach. Jährlich kommen eine menge Lieder, Schauspiele, Übersetzungen, Fabeln, Helden- und Schäfer-Gedichte und dergleichen bey uns heraus; Ja was am meisten zu verwundern ist, so sind es nicht unsre ihnen nahgelegene Rhein- und Wein-Länder, die denen Franzosen hierin nachahmen und sich in der Dicht-Kunst hervorthun, sondern es sind meistens die Bier- und Nord-Länder. Wo man bey einem glüenden Ofen, bey Bier und Toback, die schönste Lieder und Gedichte ausbrühet. Ich selbst fande ehemahls den lieben Phoebus viel günstiger bey den leichten Getränken der Ceres in Sachsen, als in den lustigen Gefildern des Bachus. Ich habe unsern Naturkündigern darüber schon öfters die Frage zur Erörterung vorgelegt, warum in Italien und in Franckreich der Wein; und in den nordischen Ländern das Bier die beste Dichter zeuget? Allein darüber noch keine Auflösung bekommen.

Unsere teutsche Dicht-Kunst komt unterdessen noch immer mehr und mehr empor: Selbst das schöne Geschlecht scheinet sich an verschiedenen Orten damit ein eignes Geschäfte zu machen; wie die Exempel der Frau von Ziegler, der Fräulein von Pönigkau, der Frau Prof. Gottsched,

der

der Jungfer Waltherin und Jungfer Löberin zeugen, bey denen man nicht nur die zärtliche Schönheit in den Reimen, sondern auch eine männliche Stärcke in den Gedancken findet. Lehm hat schon vor längst eine ganze Samlung von galanten teutschen Poetinnen herausgegeben. Sicheres Kennzeichen, daß es uns Teutschen nicht an poetischem Geblüte mangelt.

Ja, die Dicht-Kunst steiget so gar zu unsrer Zeit mit den schönen Wissenschaften bis auf den Königlichen Thron und vereiniget den Lorbeer-Cranz des würdigsten Siegers mit demjenigen des Apollo. Nur sind dabey unsre teutsche Musen ein wenig eifersichtig, daß ihnen hier ein Ausländer, so schön er auch singet, die Ehre des Vorzugs raubet.

V.

Von der Schauspiel-Kunst.

Die ganze Welt ist ein Schauspiel. Die Spielende sind wir und die Veränderungen machen unsre Leidenschaften:

- - Vita hæc est fabula quædam
Scena autem mundus versatilis; Histrio & Actor
Quilibet est hominum. Sagt Palingenius.

Wann ein geistloser Prediger seine mühsam ausgestudirte Predigt, zum Vergnügen seiner eingebildeten Weisheit, heilig stolz daher saget: Wann die Auszierungen in der Kirche, die prächtige Ceremonien mit untermengten Chören und musicalischen Instrumenten eine geistliche Opera vorstellen: wann ein verbuhltes Weib einen jungen Stutzer mit reitzenden Blicken in ihr Garn zu locken suchet: Wann ein Spieler bey dem Umschlag einer Carte die Farbe verändert, und mit erhabenen Flüchen auf das ihm feindselige Glücke lästert? Sind dieses nicht solche Um-

Umstände die ein wahres Schauspiel ausmachen? Findet man nicht allenthalben lächerliche Geitzhälse, arme Prahler, listige Betrüger, scheinheilige Frommen, leichtsinnige Prasser, kleine Hoffärtigen und grose Taugenichts?

Was ist nun hier der Unterscheid zwischen der Schauspiel-Kunst und zwischen dem gemeinen Leben? kein andrer als zwischen einem Gemählde und zwischen einem Original. Siehet man nicht mit Entzücken die Schildereyen des berühmten Coypel, von den ritterlichen Thaten des Don Quichotten? Wen beleidigen die lustigen Figuren eines Breugel und eines Callot? Schätzet man sie nicht um so viel höher, weil sie nach dem Leben gezeichnet sind? Die Schauspiel-Kunst stellet die Menschen in ihren Leidenschaften und Thorheiten vor: sie sucht den Menschen die Tugend liebenswürdig, die Laster abscheulich und die Thorheiten lächerlich abzuschildern, mithin zugleich zu unterrichten und zu ergötzen. Kan ein zur Belustigung des Menschen angestelltes Spiel einen edlern und würdigern Endzweck haben?

Die Schauspiele sind schon in den ältesten Zeiten im Gebrauch gewesen. Die gesitteste Völker haben jederzeit dieselbe in Ehren gehalten, weil man sah, daß die Menschen durch nichts leichter konten gerühret werden, als durch die lebhafte Vorstellung gewisser Exempel und Begebenheiten. Was nicht in die Sinnen fällt,

macht bey den meisten Menschen wenig Eindruck. Blose Vernunft-Schlüsse und Lehr-Sätze lassen insgemein den Menschen wie er ist. Dann der Weisen, die solche verstehen, sind nicht viel. Es gilt bey dem gantzen Volk um solche Mittel, die ihm dasjenige vor Augen stellen und begreiflich machen, was die Tugend und die Pflichten des burgerlichen Lebens von ihm erfordern.

GOtt selbst lies sich so weit zu den Schwachheiten der Menschen herunter, daß er sie durch äuserliche Bilder und Vorwürfe in seinem Gehorsam und in einer seinen Geschöpfen gebührenden Abhänglichkeit zu erhalten suchte. Er rührte ihre rohe Sinnen durch Donner und Blitzen, als er ihnen sein Gesez gab. Er befahl ihnen Opfer-Dienste und Ceremonien um ihrer Herzen Hårtigkeit zu bewegen; zugleich aber ihnen dadurch die Geheimnisse beyzubringen, die zu ihrer näheren Erkentnis und zu ihrem Glauben dienen solten.

Der heidnische Gottesdienst war nichts anders als ein Schauspiel, welches die Priester dem Volk gaben. Bachus war den Trauerspielen und Apollo den Lustspielen vorgesezt. Mitten in den Tempeln richtete man Altäre auf und heiligte sie entweder einem Helden oder einer Gottheit, nach denen Absichten desjenigen Festes das man feyern wolte.

In Ansehung des burgerlichen Regiments verfuhr man auf gleiche Weise: Alles geschah mit Pomp und Pracht, mit Aufzügen und mit Ceremonien, um das Volk aufmerksam zu machen, und diejenige Begriffe ihnen beyzubringen, die man zum besten des gemeinen Wesens für nöthig und gut fand.

Die älteste und beste Bücher waren in diesem Geschmack geschrieben. Es waren Erzehlungen, Fabeln und Gespräche, worzu man die Umstände theils aus den Geschichten entlehnte, theils ganz und gar erdichtete. Diese wurden auf die Schaubühnen gebracht, durch geschickte Redner vorgestellt und dem Volk zur Ergötzlichkeit gespielet. Auf diese Weise wurden die Sitten der Völker in den ältesten Zeiten formiret. Nachdenckliche und rührende Exempel thaten hier die beste Wirckung. Das Volk lief haufenweis zu, wo sich nur etwas einem Schauspiel ähnliches zeigte.

Epicharmis, Eschil und Crates waren die ersten, welche diesen Vorstellungen eine gewisse Einrichtung und Ordnung gaben. Sie stellten die Götter und die Helden vor, und legten ihnen solche Worte und solche Gedancken in den Mund, welche ihrem Caracter gemäs waren. Die Poesie brauchte hiebey ihre reitzende und durchdringende Anmuth, und der menschliche Witz alle Scharfsinnigkeit, um die edelste Empfindungen der Tugend so liebenswürdig als die Laster

abscheulich vorzustellen. Man mengte darunter das beissende Salz einer lebhaften Satyre: Die Tänze, die Lieder, die Chöre, die Thon-Kunst; mit einem Wort, alles was rühren und die Einbildung der Menschen einnehmen konte, das wurde hier mit aller möglichen Geschicklichkeit angebracht.

Es ist wahr, einige muthwillige Dichter trieben die Sachen hier zu weit. Insonderheit bedienten sich die Herrn Philosophen und Poeten zu Athen einer allzugrosen Freiheit. An statt die Thorheiten und Laster überhaupt auf die Schaubühne zu bringen, führten sie auf derselben wirkliche Personen auf, denen sie gehäßig waren. Die artigste und vornehmste Leute in dieser Republick wurden öfters auf diese Weise dem Volk zum Gespötte ausgesezt. Die Wohlanständigkeit der Sitten litt darunter ungemein; Eifersucht, Feindschaft, Verbitterung und Zwietracht wurden dadurch genährt. Dieses konte nicht anders als ehrlichen Leuten misfallen. Plato machte deswegen, daß ein so schändlicher Gebrauch abgeschaft und durch ein besonderes Gesez verboten wurde.

So sah die Schaubühne bey den Alten aus. In den Trauerspielen sah man die Thaten der Helden, die Wuth der Leidenschaften und die wichtigste Handlungen des menschlichen Lebens vorstellen. In den Lustspielen oder Comedien aber wurden die Laster und die Thorheiten der

Men-

Menschen in ihrer Auslachenswürdigkeit aufgeführet. Der Zweck von beyden war die Sitten der Menschen zu verbessern, indem man sie zu belustigen suchte.

Wir lesen mit einer entzückenden Bewunderung die Gespräche und Schauspiele des Pyndarus, des Euripides, des Menander, des Sophocles, des Aristophanes, des Lucian, welche nach dem Griechischen Geschmack geschrieben sind; und die Wercke der beyde überaus glücklichen Comedien-Dichter bey den Lateinern Plautus und Terenzius, davon der eine den Pöbel und der andere den Adel lustig-sinnreich vorstelte. Hieher gehöret auch Seneca, welcher von seinen Tragedien den Namen Seneca tragicus bekommen hat: Zum Unterscheid des grosen Weltweisen, der durch seine herrliche Schriften in ungebundener Rede sich einen unsterblichen Namen erworben hat. Wiewohl viele der Meynung sind, beide wären einer gewesen; welches daher fast wahrscheinlich wird, weil man von den Lebens-Umständen des tragischen Seneca keine weitere Nachricht hat. Die Schauspielkunst aber zu den Zeiten des Senecæ philosophi am höchsten getrieben wurde.

Die an schönen Geistern so fruchtbare Zeiten der Römer hatten noch verschiedene vortrefliche Schauspiel-Schreiber, deren Wercke aber nicht bis auf die unsrigen gekommen sind. Man rechnet darunter die gröste Kayser und Häupter der

Republick, als den Sylla, den Cesar, den August, den Germanicus und Titus; ja gar, vor ihnen, den grosen Scipio. Auch melden Cicero daß Lelius und Furius Schauspiele sollen geschrieben haben. So viel ist gewiß, daß zu denen Zeiten, da in Griechenland und zu Rom die gröste Leute gelebet, folglich die edelmüthige Empfindungen der Ehre und der Tugend am weitesten sind getrieben worden, die Schauspielkunst in ihrem erhabensten Glantz gewesen ist; und in der That, wodurch hätte man solche lebhafter und rührender können vorstellig machen, als durch die auf den Schaubühnen mit der geschicktesten Redekunst begleitete Poesie?

Der Verfall der Griechen und der Römer zog zugleich den Untergang der schönen Künste und Wissenschaften nach sich. Finstere und barbarische Zeiten folgten auf den Glanz zweyer Völcker welche den Witz und die Tugend der ganzen Welt schienen mitzutheilen. So wie die alte Einwohner dieser beglückten Gegenden von rohen und ungesitteten Völckern vertrieben und ausgerottet wurden, so befiel auch ein gleiches Schicksal die Künste und Wissenschaften. Die gantze Welt verfiel in eine grobe Unwissenheit.

Niemand legte sich mehr auf Sprachen und Wissenschaften als einige Geistlichen in den Clöstern. Der Adel konte weder schreiben noch lesen. Er wuste genug, wann er seinen Speer

und

und seinen Gaul regieren konte. Kriegen und Jagen, und ein wenig beten, das war sein Handwerck. Die Fürsten und Majestäten hatten selten mehr gelernt als ihren Namen schreiben, und dieses noch so schlecht, daß man, nach Ausweisung des Mabillons Diplomatic, solche kaum zusammen buchstabiren kan. Die Schauspieler hatten zu diesen Zeiten keine schwere Stellen mehr auswendig zu lernen, und die Zuschauer begnügten sich mit Zoten und Narrenspossen. Die Schauspieler selbst waren ein Schaum von liederlichem Gesindel: ihre abgeschmackte Fratzen und Unflätereyen beleidigten die Religion und alle gute Sitten. Die Kirchenväter eiferten deswegen auf sie mit Recht; beydes, die bürgerliche als geistliche Gesetze, erklärten ein so unwürdiges Handwerck für schändlich und ehrlos, und berechtigten die Eltern ihre Kinder zu enterben, wann sie sich zu denen Banden der Gauckler und Comedien-Spielern schlagen würden.

So bald aber in dem funfzehenden Jahrhundert mit den mathematischen Wissenschaften auch die Sprachkunst wieder empor kam, so suchte man auch die Schriften der Alten wieder hervor; Man unterwies darinnen junge Leute, und machte sie den Schulen gemein: Wer etwas schönes schreiben wolte, der legte sich solche zum Muster vor, und man wurde nicht ehender stark in der Sprache und Dichtkunst, als nach dem man solche glücklich nachzuahmen wuste.

Erasmus, Melanchton, Beza, Buchanan nus, Pontanus, Schonäus, Grotius und andere vortrefliche Leute mehr, gaben hiebey Gespräche und Schauspiele heraus, welche nach dem Geschmack der Alten verfertiget waren, und durch junge Leute auf den Schulen vorgestellet wurden, beides um ihnen dadurch die Geschicklichkeit der Redekunst als erhabene Exempel der Tugend und der Sittenlehre beyzubringen.

Die Italiäner, wie sie sonsten die schöne Künsten und Wissenschaften in ihren Provinzen beherberget hatten, waren unter allen Völkern auch die ersten, welche solche wieder hervorbrachten. Sie verfertigten vortrefliche Werke für die Schaubühne, und weil sie dabey auch ein feines Gehör in der Thonkunst hatten, so suchten sie solche mit der Schauspielkunst auf eine desto sinnreichere und reitzendere Art zu verbinden. Daraus entstunden die sogenante Opern. Nur findet man dieses an den Italiänern auszusetzen, daß sie sich durch die Lebhaftigkeit ihrer Bilder allzusehr aufbringen liesen, dergestalt, daß sie dabey nicht selten in das Unnatürliche und Schwülstige verfielen, mithin sich in ihren eigenen Gedancken übersteigen.

Die Teutschen, welche sonst in andern Dingen die Franzosen sich zum Muster erwehlet hatten, folgten Anfangs in der Dichtkunst denen Italiänern: Sie übersetzten ihre dramatische Gedichte, und gewannen dadurch den Geschmack

der

der übertriebenen Figuren und Gleichnissen. Opitz, Lohenstein, Hofmannswaldau und Gryphius, als die Großväter der teutschen Dichtkunst, formirten davon den ersten Geschmack. Ihre Schäfer- und Helden-Gedichte waren nicht wohl auf die Schaubühne zu bringen. Die Meister-Sänger hatten bis dahin die teutsche Schaubühnen meistentheils eingenommen. Dieses waren gute ehrliche Handwercks-Leute in Nürnberg, Augspurg, und andern Reichs-Städten, welche die Schauspiele von den alten Helden und ihren ritterlichen Thaten Gesang-weise vorstelleten.

Unterdessen geschah es, daß die italiänische Opern bey uns Teutschen Mode wurden. Es fanden sich deswegen bald einige geschickte Leute, die auch dergleichen in unserer Sprache verfertigten; Allein ihr Werth ist noch nicht so weit gestiegen, daß man sie an grosen Höfen anstatt der italiänischen gebrauchen solte. Die italiänische Kehlen können in keiner andern als in ihrer eigenen Sprache singen.

In Sing-Stücken haben sonst Herr Brocks und Herr von Uffenbach gezeiget, was unsre teutsche Sprache in Beziehung auf die Music vermag. Doch beyde haben selbst als grose Kenner der Thon-Kunst, gleichsam, als ob sie darinnen ihrer eigenen Muttersprache nicht traueten, die schönste italiänische Cantaten verfertiget.

So sehr auch in Franckreich die beide Cornellen wie auch Racine und Crebillon in Trauerspielen sich hervor gethan haben, so waren unsre teutsche Schaubühnen doch noch viel zu schlecht eingerichtet einige Stücken von ihnen vorzustellen. Unsere teutsche Comedianten, welche meistens verunglückte Studenten waren, die sich mit einigen ihrer Gattung Weibsbilder verkuppelt hatten, und ohne Ordnung und Regeln von einem Ort zum andern auf die Jahr-Messen herum zogen, machten sich keine Mühe mit dem Auswendig lernen. Sie spielten die Stücke des Molliere und der obbenanten französischen Dichter, nach ihrer eigenen ihnen selbst beliebten Gedancken, und wie ihnen ungefehr die Redens-Arten darüber in den Mund flossen. Der Hanswurst in Wien, als das Haupt der teutschen Comedianten, erhielt mehr Beyfall durch seine schmutzige Einfälle und lustige Schwäncke als alle traurige Tragedien Spieler. Bis endlich vor ungefehr zwanzig Jahren eine Bande sich zusammen thaten und regelmäsige Stücke auf ihre Schaubühne brachte. Sie wurden in diesem rühmlichen Unternehmen von dem Herrn Professor Gottsched und dessen geistreichen Ehegattin in Leipzig bestens unterstützet. Es wurde darauf von ihnen auch eine ganze Samlung auserlesener Schauspielen herausgegeben; und solchem nach unsere teutsche Schaubühne auf einen so ehrlichen und rühmlichen Fus gesetzet, daß sich rechtschaffene Leute nicht mehr schämen dürften, denenselben mit beyzuwohnen. Nur fehlt

es

es unsern armen Schauspielern noch an dem Schutz der Grosen und an einer ordentlichen Einrichtung. Welches, wann es geschehen solte, zur Aufnahme unserer teutschen Sprache, wie auch der Künsten und Wissenschaften überhaupt, vieles mit beytragen würde. Die französische hat es ungleich weiter gebracht. Allein es ist auch nur ein Paris.

Der berühmte Herr von Voltaire hat durch seine geschickte Feder nicht wenig zum Glanz der französischen Schaubühne mit beygetragen; wiewohl ihm nicht alle Stücke gleich durch geglücket sind: Also sagt man von seinem Catilina Helas! und von seinem Attilla, Holla! Dieser Herr von Voltaire hat in den Trauer-Spielen an den Herrn Corneille und Racine grose Vorgänger gehabt, in den lustigen aber ist er nicht so glücklich als Molliere, Regnard, Destuches, de la Chausse u. s. w.

Es hat sich zu unsern Zeiten noch eine dritte Art von Schauspielen in Paris hervorgethan: dieselbe ist blos satyrisch und dienet gleichsam zur Critick aller Lust- und Trauerspiele die in Franckreich neu heraus kommen. Ich muß bekennen, daß man auf dieser Schaubühne für sein Geld etwas rechts zu lachen bekomt. Heraclytus und Zeno selbst musten darüber ihre runzeligte Stirnen ein wenig verziehen.

Der Stifter dieser neuen Art von Schauspielen war ein aufgeräumter und muthwilliger Kopf, Namens Cherardi. Seine Schauspiele sind unter dem Titel Theatre Italien: (Die italiänische Schaubühne) gedruckt, und bestehen schon aus mehr als zwanzig Bänden. Scherz und Witz und muntere Einfälle herrschen darinnen durchgehends. Leute, die das Lachen für eine Sünde halten, müssen solche nicht lesen. Ernsthafte Leute können sich damit ein wenig aufmuntern. Ich glaube, daß man nicht zu from und tugendhaft, aber wohl leicht zu verdrieslich sein kan.

Die Engelländer, wie sie in allen Dingen, worauf sie fallen, etwas zu feuriges und zu übertriebenes haben, bezeigen solches auch in ihren Schauspielen. Sie verwenden darauf viel Geld; Sie folgen weder den Italiänern noch Franzosen, wohl aber den alten Griechen und Römern, so lang sie nemlich republicanisch gesinnet waren; dann die Freiheit gilt bey ihnen alles. Schakespar, ein Mann von einem grosen Geist, hat sich durch seine Gedichte und Schauspiele bey den Engelländern sehr bewundern gemacht. Er übertraf zu seiner Zeit alle ausländische Dichter in feurigen und lebhaften Vorstellungen; allein er kehrte sich so wenig an die Regeln der Schauspielkunst, daß er sich blos seinen Fantasien überlies; diese giengen sehr weit und würde heut zu Tag ausschweiffend heisen. Das Jahrhundert welches auf ihn folgte, reinigte den vollblütigen

Ge-

Geschmack. Seine Nachfolger verfertigten Gedichte, die sich besser auf die Schaubühne schickten, aber auch von ungleicher Stärke waren; sie beobachteten mehr Regeln, aber sie hatten weniger Geist. Ihre Trauer-Spiele müssen Mördereyen und Blutvergiessungen vorstellen, sonst gefallen sie nicht. Sie treiben die Grosmuth und den Helden-Geist so weit, als die Römer; sie wissen aber damit nicht die Leutseligkeit und den Wohlstand zu verbinden, wie die Franzosen. Ihre Bürger sind vernünftig aber ihre Helden rasend.

Die Holländer sind ungemein zu Lustspielen aufgelegt. Ihre Dichter wissen vortreflich das Lächerliche und Lustige in dem gemeinen Leben vorzustellen; wenn sie ein paar zänckische Weiber auf dem Marck aufführen, so kan man sich nichts lebhafter und natürlicher einbilden. Nichts ist beredsamer, nichts bündiger als ihre Schlüsse und Scheltworte. Allein wenn sie als Helden und Könige auf ihren Schauplatz treten, so höret und siehet man nichts als Comedianten.

Es sey, daß ihre weichliche Sprache, so wohl als die Unwissenheit, in Ansehung der Sitten groser Leute, daran Schuld ist; oder, daß überhaupt ihre Gemüths-Beschaffenheit nicht sowohl das Erhabene, als das gemeine Burgerliche kennet. Sie haben im übrigen keinen Mangel an guten und geschickten Poeten.

Was die Regeln der Schauspiel-Kunst anlangt, so hat man dabey vornehmlich darauf zu sehen. 1) Daß darin durchgehends der Wohlstand in Sitten, Gebehrden und Worten beobachtet werde. 2) Daß in den Helden-Gedichten nichts gezwungenes und übertriebenes; in den Lustspielen nichts alberes und schandbares vorkomme; in beyden aber der Zweck nur allein auf die Ehre der Tugend, und die Schändlichkeit der Laster gerichtet sein mögte. 3) Daß wenigstens in allen Vorstellungen die Wahrscheinlichkeit, und dabey. 4) Die Einheit des Orts beobachtet werde. 5) Daß die Geschichten künstlich verwickelt, am Ende aber mit einer Haupt-Handlung auseinander gesezt, und zur Ehre der Tugend geendiget werde. 6) Daß man die zum Zusammenhang der Geschichte erforderliche Nachrichten, Erzehlungweise und durch Boten füglich beybringen lasse. 7) Daß man die Zwischenspiele mit der Haupt-Handlung geschickt zu verbinden und mit einzuschieben wisse.

Diese wenige Regeln scheinen mir zu einem guten Schauspiel hinlänglich zu sein: sie sind schwerer zu beobachten als man sich solches einbildet. Zuviel Regeln verwirren und verhindern öfters, daß die schönste Stellen nicht wohl können angebracht werden. Natur, Vernunft und Erfahrung, bey einem feurigen und lebhaften Witz, zeigen von selbst das anständige und regelmäßige in einem Schauspiel.

Aristoteles, der alle Künste und Wissenschaften in Ketten und Banden zu legen suchte, hat auch die Schauspiel-Kunst einem dergleichen despotischen Zwang unterwerffen wollen. Allein die Schauspiele brauchen keiner andern Kunst als die, welche von der Natur hergenommen wird. Sie schildern, und ihr nachahmen, dieses nenne ich Kunst; alles was gezwungen und übertrieben ist, das kan nicht gefallen.

Quintilianus hat dieses in wenig Worten schön ausgedruckt: Cura verborum, sagt er, derogat affectibus fidem & ubicunque ars ostentatur, veritas abesse videtur.

Pope sagt von den Regeln der Natur

Point de genie heureux, que celui qu' elle
inspire
Avec elle tout plait, tout vit, tout inspire.

Ich beschliese diese kurze Betrachtung über die Schauspiel-Kunst mit einer vernünftigen Anmerkung des Montagne.

» In Städten, sagt er: * wo eine gute
» Policey herrscht, soll man bedacht sein, das
» Volk sowohl zu öffentlichen Spielen und Er-
» götzlichkeiten, als zur Andacht und zu ernstli-
» chen Dingen zu versamlen. Die Freundschaft
» und das gesellige Wesen wird dadurch beför-

* L. I. c. 25.

» dert. Man kan ihm keinen bessern und un-
» schuldigern Zeitvertreib vergönnen, als im
» Angesicht so vieler Menschen und selbst in Ge-
» genwart der Obrigkeit. Ich halte es deswe-
» gen für sehr vernünftig und wohlgethan, wann
» ein Fürst zuweilen auf seine Kosten dem Volk,
» aus einer väterlichen Liebe und Freundlichkeit
» Schauspiele geben lässet; in volkreichen Städ-
» ten aber solten darzu gewisse Plätze, die sich
» darzu schicken, bestellet werden; denn bey öf-
» fentlichen Belustigungen sind weniger Sün-
» den und Ausschweiffungen zu besorgen, als
» bey denen, die man im Verborgenen zu suchen
» pflegt.

VI.

VI.

Von der Thon-Kunst.

ICh komme von der Schauspiel-Kunst auf die Thon-Kunst. Diese bestehet in der künstlichen Abwechselung und Übereinstimmung reiner Thöne, welche, in dem sie die Ohren rühret, zugleich das Herz und die Leidenschaften der Menschen in Bewegung zu setzen geschickt ist. Sie erweckt nach ihren verschiedenen Setzweisen bald die Freude, bald die Zärtlichkeit, bald den Muth, bald die Andacht.

Von derselben Ursprung singet Lucretius folgender Gestalt:

At liquidas avium voces imitarier ore,
Ante fuit multo quam levia carmina cantu,
Concelebrare homines possent auraque juvare.
Et Zephyri cava per calamorum sibila primum
Agrestres docuere cavas inflare cicutas.

Inde minutatim dulces docuere querelas.
Tibia quas fundit digitis pulsata canentum.
Avis per nemora ac sylvas saltusque reperta.
Per loca pastorum disertaque devia sylvis:
Sic unum quicquid paulatim protrahit artus.

Schon in den ältesten Zeiten bediente man sich der Thon-Kunst zum Dienst der Gottheit in den öffentlichen Tempelen. Plato fand darin denjenigen göttlichen Geist, der die gantze Welt belebet. Strabo sagt, daß die Elephanten sich durch den Thon einer kleinen Drommel besänftigen liesen, und Plutarch meldet eben dieses von andern wilden Thieren. Amphion und Orpheus trieben die Thon-Kunst so weit, daß, nach dem Ausdruck der Fabel-Lehrer, die Thiere und die Felsen dadurch beweget wurden.

Movit Amphion lapides canendo.

Das Jüdische Volk; das von GOtt erwehlte Geschlecht Israel, brachte die Thon-Kunst biß in das Allerheiligste: David, Assaph und Salomon prophezeyten in den Chören der Sänger und Thon-Künstler: Sie sangen ihre Psalmen und Lieder vor den HErrn und vermengten solche mit ihren Harffen, Geigen, Pfeiffen und Cymbaln.

Die Chaldeer, die Egypter, die Syrer und die Persianer erwiesen sowohl als die Griechen und Römer, der Thon-Kunst gleiche Ehre.

Pytha-

Pythagoras und seine Schüler, suchten durch scharfsinnige Beweis-Gründe darzuthun, daß die Welt nach den Regeln der Harmonie sey gemacht worden. Lycurg, der strengste unter den griechischen Gesetzgebern, hielt die Thon-Kunst in einem so hohen Werth, daß er glaubte, es sey nichts geschickter, ein wildes Volk zu bändigen und gesittet zu machen, als der zärtlich durchdringende Klang der Stimmen und Instrumenten. Socrates schämte sich nicht noch in seinen alten Tagen die Thon-Kunst zu lernen und auf der Leyer zu spielen. Der griechische Philippus hatte eine vortrefliche Stimme, und sein Sohn Alexander der Grose, spielte auf der Leyer mit ungemeiner Geschicklichkeit. Epaminondas und Hiemenias waren grose Thon-Künstler und spielten auf verschiedenen Instrumenten. Achilles selbst, der grose trojanische Held, bildete sich darauf vieles ein. Dahingegen Themistocles, wie solches Cicero in seinen Tusculan-Fragen berichtet, für weniger gelehrt gehalten wurde, als er die Leyer nicht mehr spielte.

Alle alte Scribenten, sagt der Verfasser der Reflexions critiques sur la poesie & sur la peinture, bestättigen, daß die Thon-Kunst zu ihren Zeiten unter vornehmen und artigen Leuten, für eine nöthige Kunst gehalten wurde, und daß man es im Gegentheil für ein Kennzeichen einer schlechten Auferziehung ansah, wenn man darin unwissend war, so wie man

heutzutage diejenige Leute betrachtet, welche weder schreiben noch lesen können.

Die Thon-Kunst bey den Alten bestund aber nicht allein in Gesängen und Instrumenten; sondern man zehlte darunter auch die Dicht-Kunst, die Tanz-Kunst, die Spring-Kunst, die Geschicklichkeit der Stellungen und Gebehrden; man unterwies einen nicht allein, wie man die Noten schreiben, sondern auch wie man das anständige und natürliche Wesen bey dem lebhaften Vortrag einer Rede beobachten müsse. Die Alten nanten dieses die Wohlanständigkeit der Stimme und der Gebehrden: Ars decoris in vocibus & motibus; wie solches Aristides und Quintilianus melden, welche von der Thon-Kunst besondere Abhandlungen hinterlassen haben. Der gelehrte Meibom hat solche aus der griechischen in die lateinische Sprache übersezet.

So gar die wildeste Völker sind jederzeit durch den Thon der Gesänge, oder durch den Klang eines musicalischen Instruments gerühret worden. Ihr Schari Bari, und ihr schnarrendes Geleyer, that öfters bey ihnen die Wirkung, als wie bey uns die schönste Thon-Kunst. Unsere Reisende haben eben dieses von den wilden Americanern beobachtet. Gewisses Kennzeichen, daß etwas in der menschlichen Natur verborgen sey, welches durch den Laut der Thöne rege gemacht wird. Wir sehen dieses auch sogar an den kleinen Kindern, welche

aufs

aufhören zu weinen und zu schreien, wenn ihnen ihre Säugammen ein Brim-Bram und dergleichen vormachen.

Man hat noch eine Anmerkung gemacht, welche durch die Erfahrung bestättiget wird. Man hat nemlich beobachtet, daß die Menschen, welche durch keine Thon-Kunst gerühret werden, insgemein von einer rauhen und unempfindlichen Gemüths-Art, mithin zu den Künsten und Wissenschaften wenig aufgeleget sind. Es ist gewiß, daß die Harmonie die vornehmste Grund-Regeln von allem was schön und liebenswürdig ist, in sich fasset.

Ich muthmasse, daß in der Thon-Kunst der Alten eine mehr übereinstimmende Weise sey beobachtet worden, als in unsren heutigen italiänischen sogenanten Concerten und Singweisen. Wie! wird man hier mir entgegen rufen: Italiänisch? Hat man auch jemahls die Thon-Kunst weiter getrieben als in Italien? Hat man jemals darin grösere Meister gehabt? Ich muß bekennen, ich finde in ihren musicalischen Wercken überaus viel Kunst und eine ungemeine Geschicklichkeit, die Noten und Thöne auf eine auserordentliche Weise zu handthieren. Ihre Gurgeln sind gleichsam darzu abgerichtet, einen Thon zu vierteln und wieder zwiefach zu verdoppeln. Ich bewundere die Stücke von Lotti, Buononcini, Nelvi, Händel und Hasse. Ich habe die beste Sänger und Sängerinnen

aus Jtalien gehöret. Mir sind die Senosini Bercelli, Cazzoni, Neri und Faustina bekant. Allein ich weis nicht, ob eben ihre allzuweit getriebene Geschicklichkeit nicht zuweilen den Ohren etwas von derjenigen Annehmlichkeit beraubet, die sie in einer mehr natürlichen Mischung der überstimmenden Thöne würden empfunden haben. Ich sage nichts von dem erschrecklichen Zwang, womit viele unsrer Virtuosen, zumahlen die berühmte Faustina, ihre Stimmen in die Höhe ziehen, und mit einem erbärmlichen Triller endigen. Es ist Wunder, daß ihnen nicht darüber die Gurgeln platzen.

Was das schlimste ist, so wollen wir Teutschen denen Jtaliänern in allen Stücken der Thon-Kunst folgen. Es ergehet uns aber damit wie in der Bau-Kunst; wir verlieren das schöne Natürliche, indem wir allzusehr auf das Feine und Künstliche verfallen, welches, in der Ausübung gar selten glücklich ist. Aller Zwang ist der Natur zuwider, und was der Natur zuwider ist, kan wohl die Sinnen in Verwunderung setzen, aber nicht gefallen, noch ergötzen. Wir haben uns das Gehör mit den italiänischen Stegen-Noten, und ungewirbelten Halsdrillern abscheulich verdorben. Wir meynen sie wären schön, weil sie künstlich sind; Ich würde sie aber für schön halten, wann sie nutürlich wären, und aus einer holen wohl ausgewölbten Brust heraus kämen. Lebten die Menschen züchtiger und mäßiger, so würden sie auch reinere

und

und gesundere Stimmen haben: ein jeder Thon würde sein eignes Metall haben und so zart, so bebend und so heftig starck klingen, als es die Beschaffenheit des Affects erfordert. Allein hier fehlt es uns nicht allein an der Natur, sondern auch an der musicalischen Rthetoric. Ein sinnreicher Poet setzet die Lieder. Ein berühmter Thon-Künstler macht die Noten, der Sänger mag sehen, wie er damit zu recht komt. Man bewundert hier oft die Kunst, nicht weil sie schön, sondern weil sie schwer und heßlich ist.

Ja, wird man sagen, die Musick ist gleichwohl doch eine Kunst; je weiter man also eine Kunst treiben kan, desto vollkommener wird auch dieselbe. Ich gebe den Satz zu; allein ich frage dabey; worin bestehet die Kunst? Ist daß sie der Natur nachahmen, von ihr abweichen, oder solche übertreffen soll? Ich glaube das erste, das andre halt ich für einen Fehler, und das dritte für eine Narrheit; denn so bald man von der Natur abweichet, so weicht man auch von der Ordnung, die allen Dingen ihre Anmuth und ihre Schönheit gibt; die Natur aber durch die Kunst übertreffen wollen, heißt so viel als Misgeburten zeugen. Wem diese gefallen, dem will ich seinen Geschmack lassen.

In der italiänischen Musick finde ich diesen Fehler, daß sie in ihren Arien von der Natur allzusehr abweichet; in ihren einzeln Parthyen aber die Kunst selbst noch zu übertreffen suchet:

Die-

Dieses letztere bestehet darin, daß sie die allerschwerste und unleidlichste Thöne so künstlich-wunderbar vermengt, daß die Natur selbst darüber erschrickt und die Kunst mit Verwunderung betrachtet.

Was die Arien betrift, so sind die darin vorkommende Wiederholungen mit dem Da Capo insgemein gar zu lang; Es werden darin alle mögliche Veränderungen der Thöne auf eine zu dem Inhalt der Worte sich wenig schickende Art, der Kunst nach, durch gesetzt. Man verlieret darüber die Gedancken, die Empfindungen und endlich das rührende Schöne in der Musick selbst. Die italiänische Opern oder Singspiele haben in diesem Stück so gar etwas lächerliches, wie S. Evermond solches bereits beobachtet und in einer eigenen Comedie scharfsinnig durchgelassen hat.

Eine Cantata ist nichts anders als ein Gesang, darinnen verschiedene menschliche Handlungen und Affecten, jene im Recitatif, diese in den Arien, vorgestellet werden. Die Musick ist hier bemühet, ihre gröste Schönheit und ihre stärkste Kraft zu zeigen. Es sind Gesänge; aber diese Gesänge in wirckliche Handlungen zu verwandeln und die Personen selbst dabey aufzuführen, dieses überschreitet ein wenig allzusehr die Gränze einer vernünftigen Vorstellung. Man singet wohl zuweilen; allein man verrichtet nicht seine Geschäfte im Singen; vielweniger

sins

singet man, wenn ihre Wichtigkeit und die Empfindung der stärcksten Leidenschaften alles hurtig mit schnell auf einander folgenden Bewegungen verwirrett, wie solches die Schauspiele vorstellig zu machen wissen. Es ist wahr, man spricht dabey auch nicht nach dem Sylben-Maas, wie unsere Dichter die Spielende sprechen machen; Allein, dieses bemercket man so genau nicht, indem der Affect dadurch desto stärker und lebhafter ausgedruckt wird.

Die Kunst ist in allen Stücken bewundernswürdig, sie muß aber von der Natur geleitet und belebet werden, wenn sie anders rühren und gefallen soll. Dann die Natur ist nichts anders als die Ordnung und Übereinstimmung der Dinge, welche die Kunst beflissen ist, auf eine gewisse reitzende Art miteinander zu verbinden, um desto tiefer in unsre Empfindungen einzudringen.

Die Chör der Franzosen sowohl in den Tempeln als in ihren Sing- und Schauspielen haben etwas überaus prächtiges. Sie gefallen und rühren um so vielmehr, weil sie natürlich und bey aller Kunst ungekünstelt sind. Sie überrauschen uns gleichsam mit gantzen Fluten von Thönen.

Sie erwecken Freude und Herzhaftigkeit: sie bewegen die Sinnen und das Gemüth zugleich. Wir Teutschen mengen nicht selten darunter die Trompeten und Paucken; diese starck schallende Musik ist nicht allezeit übel angebracht. Was

auch

auch die zärtliche Italiäner sonst mit Recht daran mögen auszusetzen finden. Sie pflegen solche Musica Tedesca zu nennen, weil die Teutschen die lermende Thöne der blasenden Instrumenten gerne hören. Nur muß man dieses dabey beobachten, daß sie ein wenig gedämpfet werden, damit der allzulaut durchdringende Schall nicht die süse Harmonie der weichen Instrumenten unvernehmlich machen möge.

Unter dem Geräusch der Waffen, bey kriegerischen Handlungen und Aufzügen thun die Trompeten und Paucken eine vortrefliche Wirkung, sie ermuntern zum Streit, sie erregen den Muth und benehmen die Furcht und Zaghaftigkeit. Dieses haben alle Völker beobachtet und sich deswegen auch derselben jederzeit in der dergleichen Fällen und Umständen bedienet. Der Prinz von Conde und andre mehr, wurden von dem Thon dieser kriegerischen Instrumenten öfters dermassen aufgebracht, daß sie dabey auch die gröste Gefahr nicht zu scheuen pflegten; und die Soldaten überhaupt sind dergestalt daran gewöhnet, daß sie unter dem Schall der Trompeten und Paucken noch eins so muthig Sturm laufen und auf die Feinde eindringen. Dieses ist in der That eine besondere Eigenschaft der martzialischen Thonkunst.

VII.

VII.

Von der Mahlerey und der Zeichnungs-Kunst.

DIe Mahler werden wohl mit Recht unsers lieben HErr GOtts Affen genennet; denn alles was von geschafnen Dingen in unsre Augen fält, das machen sie mit Strichen und Farben nach. Die Mahlerey ist also eine blose Nachahmerin der Natur, sie hat auch überhaupt keine andere Regeln, als die Aehnlichkeit der Sache zu treffen, die sie sich vorzustellen bemühet:

Hier schildert nur die Kunst durch die Natur allein,
Und glückt die Schilderey, so muß sie ähnlich sein.

Ein Werck von Raphael, von Michel Angelo, von Paul Veronese, von Caraccio, von Guido Rheni, von Holbein, von Rubens, von Dyck, von Poußin, von Coppel und dergleichen grosen Meistern setzet mich in Erstaunen. Die

Natur

Natur selbst ist hier entzücket, und bewundert den glücklichen Abdruck ihrer Werke. Keine Kunst macht ihr mehr Ehre; sie kennet keine andre Regeln als die ihrigen, und sobald sie im geringsten von ihr abweichet, so höret sie auf zu gefallen, und verdienet nicht das mindeste Lob.

Wer aber kan uns sagen, ob die Künstler der alten Zeiten auch so glücklich gewesen? Die Zeit, die alles zerstöret, hat uns nichts von den Gemählden der Alten hinterlassen. Wir dürfen aber daraus mit nichten schliesen, daß sie deswegen in der Mahler- und Zeichnungs-Kunst nicht eben so weit als unsre heutige Künstler solten gekommen sein. Die Bild-Säulen und Auszierungen der prächtigsten Gebäuden sowohl als die alte Münzen und geschnittene Steine, die man noch als unschätzbare Denkmäler derjenigen Völker, welche die Künste und Wissenschaften geliebet haben, in Ehren hält; geben davon einen stattlichen Beweis; und wenn wir einigen Nachrichten trauen dürfen, so haben uns dieselbe eben sowohl in der Mahlerey als in der Baukunst noch übertroffen.

In der That ist mir kein Mahler-Stück bekant, welches solche Wirkungen solte gehabt haben, als was man von den Schildereyen des Zeuxis und des Apelles erzehlet. Keiner hat noch durch einen künstlich-gemahlten Teppich einen Parrhasium, noch durch abgeschilderte Trauben die Vögel betrogen. Apelles muß entweder

weder noch ein geschickterer Pferds-Mahler als man heutiges Tages findet, gewesen sein, oder unsere Hengste müssen nicht mehr so üppig sein, bey Erblickung gemahlter Stuten zu wiehern.

Ich sage darum keineswegs, daß die Sache ihrer Natur nach solte unmöglich sein. Ich glaube vielmehr, daß Rubens so gute Teppiche und Flegel so natürliche Trauben hat mahlen können, als jene; und daß, wo man solche an Ort und Stelle, wo sie das rechte Licht und Schatten hätten, hinsetzen solte, beyde Menschen und Vögel solche für natürlich ansehen könten.

Wer ist uns gut dafür, daß nicht Parrhasius ein wenig ein blöd Gesicht hatte? Insbesondere würde man dieses mit den Hengsten auf einer Reitschule, wo die grose Herrn ihre beste Pferde von geschickten Meistern nach dem Leben haben abmahlen lassen, leicht beobachten können. So viel weis ich, daß das Experiment mit Hunden geschehen ist, da ein lebendiger das Bildnis eines andern angegautzet hat.

Was würden hier nicht die Mahlereyen unsers Rosens ausrichten können? Dieser Meister hat in Thier-Stücken nicht leicht seines gleichen, indem er ihnen gleichsam mit dem Leben auch die Affecten zu geben weis.

Daß der Evangelist Lucas ein guter Mahler soll gewesen sein, dieses will ich gerne glauben; daß man aber in Italien und besonders in Rom noch so viele Gewählde und Bildhauer-Arbeit

von ihm aufweiſet, ſolches gehöret mit unter die andächtige Erfindungen des heiligen Betrugs. Gewiß der ehrliche Lucas würde einen ſchlechten Apoſtel abgegeben haben, wenn er die Zeit auf die Verfertigung ſo vieler Mahlereyen verwendet hätte; derjenigen zu geſchweigen, die bey dem Einbruch der Saracenen in die Griechiſche Länder mit andern dergleichen Alterthümer, in Schutt und Aſche ſind vergraben worden. Zu ſchlechten Ehren des frommen Evangeliſten ſind die meiſten Stücke, die man ihm zueignet, von einem ſehr üblen Geſchmack und von einer ſo ſchlechten Zeichnung, daß ſie uns keinen hohen Begrif von der Mahlerkunſt ſeiner Zeiten geben, welche doch damals, wie die Bau- und Meßkunſt, zu ihrer gröſten Vollkommenheit bey den Griechen und Römern gelanget war. Es komt mir auch ſehr bedencklich vor, warum der heilige Mann nur immer die Jungfrau Maria und nicht auch den lieben Heiland, als ſeinen Herrn und Meiſter, in ſeiner männlichen Geſtalt abgemahlet hat. Denn man findet ihn nur als das Kind JEſu auf der Marien Schos, vorgeſtellet.

Solte man ſagen, daß nach der Zerſtörung der beyden Haupt-Städte in der Chriſtenheit, ich meine Rom und Conſtantinopel, die ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften auf einmal von dem Erd-Boden hätten können vertrieben werden? So gar, daß man kaum noch einige wenige Spuren davon in der Gothiſchen Bau, und Zeichnungs-Art beybehalten hat. Solte man

ſagen,

sagen, daß auch nicht einmal in andern Ländern, wo sie in den ersten Zeiten ihre Pflanz-Schule fanden, etwas davon sey übrig geblieben? Solte man sagen, daß durch die Ausbreitung des christlichen Glaubens mehr Krieg und Mord und Unwissenheit und Barbarey als die Künste und Wissenschaften sich allenthalben ausgebreitet hätten? Solte man sagen, daß als diese vor ungefehr dreihundert Jahren wieder in Europa empor kamen, und gleichsam zu Rom, als ein junger Phönix aus der Asche, wieder lebendig wurden, die Welt sich doch noch so wenig gebessert und die Menschen noch meisten theils eben so wild und böse und grausam geblieben seyen, als sie vormals waren?

Die mathematische Wissenschaften, darunter die Mahlerey und Zeichnungs-Kunst mitgerechnet wird, kam eigentlich mit der Schifahrt bey Entdeckung der americanischen Länder wieder empor. Die erste Abrisse und Zeichnungen, die wir von derselben Zeit haben, zeigen noch von ihrer ersten Kindheit. Ihr Wachsthum aber gieng schnell von statten. Lucas, Granach und Albrecht Dürer waren in Teutschland, die zwey vortrefliche Männer, die zu gleicher Zeit, als Luther die Kirche in Teutschland reformirte, die schöne Künste zu verbessern beflissen waren. Ich besitze von beyden zwey grose Gemählde, die ich als wahre Heiligthümer verehre. Nach ihnen haben wir grose Meister gehabt, die zum Theil sie übertroffen, in etlichen

Stücken aber ihnen noch nicht beykommen. Die Haltung und Perspective fehlte ihnen noch sehr, auch schlägelten sie hin und wieder noch starck in der Zeichnung; allein Fleisch und Affect und Farben sind bey ihnen unvergleichlich. Nur Schade, daß diese erste Denckmäler der wiederhergestelten Mahlerey allesamt auf Holtz gemahlet und beides den Würmen als dem Moder, wo man sie nicht wohl verwahret, unterworfen sind.

Nach ihnen kamen die Holbeine, Hans Müller, Spranger, Rose, Merian Sandrat u. s. w. Die ersten verschwendeten so gar ihre Kunst an den Häusern, welche sie aus- und inwendig bemahlten. Man sieht davon noch einige Uberbleibsel in Basel, welchen aber Zeit und Witterung bald den völligen Untergang drohen.

Inzwischen sah man in Italien die rechte Schule der Mahlerey empor kommen. Carl der Vte brachte solche als ein Liebhaber der schönen Künste in die Niederlande, von da kamen sie nach Spanien, Franckreich und Engelland.

Heut zu Tag beginnet der Geschmack in der Mahlerey ziemlich abzunehmen. Die Ursache davon ist diese: Wir treiben alles zu viel auf den äuserlichen Pracht, vor eine schöne Schilderey, dafür man ehedessen ein hundert Ducaten und mehr bezahlet, lässet man jetzo zwey bis drey Zimmer tapezieren und vor ein Cabinet von Mahlereyen, das etliche tausend Ducaten werth

ist,

ist, hält man jetzo Kutsch und Pferde: Dieses macht mehr Figur.

In Italien sah man noch vor einiger Zeit den ältesten und reichsten Adel in den Gasthäusern für ein geringes Geld speisen: Diese Leute wolten lieber schlecht leben als die gesamlete Schätze ihrer Vorfahren an Mahlereyen und Kunst-Sachen, die ihre Palläste ziereten, nicht zu erhalten suchen. Nun kommen die Engelländer und kaufen mit ihren schweren Pfunden, ihnen solche nach und nach ab. In Teutschland weis man wenig mehr von dergleichen kostbaren Samlungen. Nürnberg, Augsburg, Wien, Breslau und Prag sind die einzige Städte, wo ich auf meinen Reisen in Teutschland noch etwas, bey Privat-Personen gefunden habe. In Franckfurt war zu Zeiten der Merianen diese Liebhaberey noch starck; allein jetzo hänget mancher die beste Stücke auf die Vorplätze und schlechte Tapeten dargegen in die Zimmer.

Die Unwissenheit komt darzu: Diese giebt einem wenig Reitzung. Von grosen Kunstmahlern finden sich in Teutschland wenig mehr; die noch leben müssen guten Theils verderben, oder sich mit Porträtmahlen ernehren. Der Sächsische August, der grose Nährer der Künste und Wissenschaften ist todt. Die Kunst welche heut zu Tag an unsern Höfen fast durchgehends am meisten gilt, ist die Kunst Soldaten zu drechseln und dieselbe nach den Regeln der Didactic zu exerciren. Das Soldatenwesen gehöret also

heut zu Tage mit unter die schöne Künste und Wissenschaften, so gut wie die Thon, Tanz, Stellung und Schauspielkunst.

Die Mahlerey und Zeichnungskunst ist heut zu Tag in Teutschland bey weitem nicht mehr was sie vor hundert Jahren gewesen ist. In Franckreich und Italien aber blühet sie noch beständig fort. Ja die Franzosen haben die Kunst in Kupfer zu stechen fast zu ihrer Vollkommenheit gebracht. Unsere grose Meister aber, die noch in diesem Jahrhundert gelebet haben, als Miris, Merian, Kopetzki, Pesne, Magniocki, Denner; haben keine Nachfolger hinterlassen. Unsre jetzige Mahler sind meistens nothdürftige Leute und in so schlechten Umständen, daß sie nur um das liebe Brod arbeiten müssen; man kan also mit Recht von ihnen sagen was der Griechische Poet Menander sagt:

Fortuna artem invenisti, non ars fortunam.

Wir kommen, wie mich dunckt, allmählig wieder in die eiserne Zeiten, worinnen Mars sein Reich aufrichten, Mercurius die Zeitungen schreiben und Apollo einen Schulmeister abgeben wird. Die arme Musen, welche bisher auf der Spitze des Parnassus gewohnet haben, werden sich des Umgangs der Menschen entziehen und sich in die Tempel der Vestalen versperren, damit man sie nicht für Galanterie-Schwestern ansehen mögte.

VIII.

Von den Paßions-Oratorien in der heiligen Woche.

Mein Herr!

Sie wissen wie sehr ich die Musick liebe. Nichts desto weniger sahen sie mich gestern eine grose Versamlung verlassen, wo man das Leiden Christi in einem langen und prächtigen Oratorio aufführte. Weder die schöne Gesellschaft, noch die gute Musick, welche unser lieber Telemann gesetzt hatte, waren Schuld daran. Soll ich Ihnen die Warheit bekennen? Die Sache, die man vorstelte, schien mir allzu heilig und allzu Verehrungswürdig, als daß sie uns zu einem Schauspiel und zu einer Kurzweil dienen solte.

Wenn ich von der Art verdrieslicher Menschen wäre, welche aus blosem Eigensinn an den unschuldigsten Dingen etwas auszusetzen finden, und deswegen alle Ergötzlichkeiten verwerffen,

weil sie keinen Antheil mehr daran nehmen; So mögten Sie wohl meine Aufführung darüber in Verdacht ziehen; allein, Sie wissen daß ich nur gar zu viel Höflichkeit für die menschliche Schwachheiten habe und bey allen erlaubten Belustigungen mich gern mit einfinde.

Ich habe gar nichts gegen unsre Musick in den Kirchen. Der Wohlstand hält darin einen jeden in einer demüthigen und geziemenden Stellung, wie sich solche zur öffentlichen Andacht schicket. Allein, mein Herr, stellen sie sich einmal die gestrige Versamlung vor. Unsere Schönen zeigten sich hier in einem glänzenden Aufzug. Sie liesen alle ihre Reitzungen spielen; unsere geputzte junge Herrn schienen sich auf diesem bunten Schauplatz alle Mühe zu geben, ihre Blicke auf sich zu ziehen, sie leuchteten in die Nähe und in die Ferne. Man redete einander in die Ohren: man spöttelte, man sprach von allerhand Dingen: Der eine strich hier, der andre dorthin; die Thüren giengen immer auf und zu: Man bewillkomte die Fremden und umfieng seine Bekanten. Die Füse waren in einer steten Bewegung, um die Höflichkeiten die man sich einander sagte, mit artigen Gebehrden zu begleiten. Das Geräusch und die Unordnung vermehrte sich mit der Menge der hereindringenden Zuhörer; man lachte, man scherzte, kurz, man war wie in einem Schauspiel.

Unterdessen gieng die Music immerfort. Man hatte den Eintritt mit einem Gulden bezahlt; man muste dafür singen. Denen guten Stimmen wurde die Arbeit bey einem so grosen Lermen sauer; die Kehlen wurden heiser, um das Getöse, welches im Saal herrschte, zu durchdringen. Bald erhub der H. Petrus seine Stimme und erschreckte mit seinem rauhen Baß die unaufmerksame Zuhörer: Bald rief man dem Pilato zu, daß er antworten solte; bald lies sich Judas vernehmen und machte sich durch seine unleidliche Fehler beobachten. Endlich schrie das ganze Chor der Juden und die Christen fiengen an darüber zu lachen.

Glauben sie wohl, mein Herr, daß die klägliche Stimme des Herrn der am Creutze starb, die Versamlung hier zur Andacht beweget habe? O! sagen Sie mir nichts davon. Dieses war nicht die Absicht, warum man dahin gekommen war. Man war hier für sein Geld, für seine Belustigung. Was sag ich? Diese Betrachtung verursachte mir ein Grausen; Ich hatte auch geplaudert wie die andern. Ich fande mich straffällig: ich gewann die Thüre und gieng nach Haus.

❀ ❀ ❀

Der Geschmack der Oratorien komt von den Italiänern. Dieses Volk, welches der Thon-Kunst überaus ergeben ist, brachte sie auf die Schaubühne. Man sang auf denselben was

man sonst nur einfältig zu reden pflegte. Diese Singspiele gefielen. An statt der Lieder und Psalmen, die man ehedessen mit musicalischen Instrumenten abzusingen gewohnet war, führte man nun allerhand Cantaten, Opern und Oratorien in den Kirchen ein, um dadurch die Andacht desto lebhafter und den Gottesdienst desto weniger verdrieslich zu machen. Alles wurde hier auf eine Art von Schauspielen getrieben: Man bauete ordentliche Bühnen auf, und gab einem jeden Fest zu Ehren eine geistliche Opera. Diese andächtige Spielwerke gefielen auch den Teutschen. Man wohnte dem offentlichen Kirchendienst und den heiligen Festtägen mit Vergnügen bey; und man fand sich überaus wohl bey einer Religion, wo man sich mit der Gottheit auf eine so angenehme Art abfinden konte. Man trieb also das Christenthum ganz ins äusserliche. Man lies die geistlichen Lehrsätze machen wie sie wolten und begnügte sich mit den Ceremonien.

Ich sage deswegen nicht, daß es Sünde sey, die Worte und das Leiden Christi in einer andächtigen Musick oratorisch vorzustellen. Allein die Ehrerbietung, mit welcher wir den wichtigsten Glaubens-Artickel der christlichen Religion zu behandeln verbunden sind, befiehlet uns in dieser Sache eine ungemeine Behutsamkeit zu gebrauchen, damit wir nicht dasjenige zu einem eitlen Spiel der Sinnen machen mögen, was unser Herz mit der tiefsten Verehrung und der

ligsten Andacht ausfüllen soll. Es ist schwer das Leiden Christi dramatisch vorzustellen, ohne dieser zärtlichen Pflicht dabey zu nahe zu treten. Die Redensarten der sich dabey besprechenden Personen, die Singweisen und das ganze theatralische Wesen, schicken sich nicht für einen so heiligen Umstand, wo es in der That heisen mag: Scherzet nicht, GOTT läßt sich nicht spotten. Christus ist den Juden ein trauriges Schauspiel worden, aber uns, die wir an ihn glauben und seinen Namen bekennen, soll er auf keinerley Weise ein Schauspiel sein. Will man aber ja das sogenante Paßions-Oratorium aufführen, so thue man solches mit geziemender Andacht in der Kirche und lasse alle theatralische Vorstellung dabey hinweg.

Wir können einmal nicht Ehrerbietung genug für unsre Religion bezeigen. Was haben wir in der Welt, das wir mehr lieben sollen als GOtt? wie aber können wir ihn lieben, wenn wir ihn nicht ehren? und wie können wir ihn ehren, wenn wir die Geheimnisse von der Menschheit seines Sohnes zu einem Spiel unsrer Sinnen und unsrer Eitelkeit machen?

Wir sind auf allerhand Ceremonien, Aufzüge, Prrocesionen und Oratorien gefallen, weil sie denen Sinnen schmeicheln und uns schön dünken. Es kostet uns weiter keine Mühe uns hier einzufinden. Wir können dabey unsre Freunde sprechen, unsre Neugierigkeit vergnügen,

gen, unsern Putz zeigen und auch zugleich andächtig sein. Man rettet den Wohlstand der Religion und vergiebt seinen Leidenschaften nichts. Man ist rechtglaubig und kan dabey getrost, wenn man will, auf alle Ketzer schelten.

So sieht es, mein Herr, mit unserm Christenthum aus. Es ist wahr, Christus und seine Apostel haben nichts dergleichen gelehrt; Allein die Sitten der Welt sind nun so. Wer kan dem Recht der Gewohnheiten entgegen sprechen?

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen heute einen so ernsthaften Brief schreibe; Der Mangel der Andacht, den ich gestern in einer der schönsten Gesellschaft bey dem heiligsten Vorwurf unserer Religion wahrgenommen, hat die meinige aufgefordert. Ich kenne die Lustbarkeiten dieses zeitlichen Lebens, und ich bin darin so sinnreich mich zu vergnügen als ein Mensch von der Welt. Allein das Leiden und Sterben JEsu Christi zur Lustbarkeit in einem musicalischen Oratorio vorzustellen, dieses will mir, so eitel ich immer bin, nicht in Kopf.

Sie erlauben mir, daß ich mich bey dem instehenden Fest in ihre Andacht mit einschliese und Ihnen zugleich die Versicherung gebe, daß ich zeit Lebens verharre

Mein Herr

u. s. w.

IX.

Von der Bau-Kunst.*

Die Bau-Kunst hat überhaupt keine andre Regeln als die uns die Natur in allen ihren Wercken offenbaret. Diese als die verständigste Zeug-Mutter bringt nichts hervor als was ordentlich ist, und in der Verhältnis ihrer verschiedenen Theilen ein ganzes ausmacht; dergestalt, daß immer ein Theil eine Beziehung auf das andere hat, mithin das schöne und regelmäsige heraus bringt, welches gefällt. So wie derjenige für einen schönen und wohlgestalten Menschen gehalten wird, dessen Gliedmaßen in einer richtigen Verhältnis mit dem ganzen Cörper sich befindet; also verhält es sich auch mit einem Gebäude welches den Preis der Schönheit nur alsdann erlanget, wenn es in seinen verschiedenen Theilen wohl eingerichtet und

* Siehe hierüber, meine Abhandlung von der Bau-Kunst, in dem III. Theil dieser kleinen Schriften.

und gegen einander richtig abgemessen ist. Wo dieses mangelt und das Gegentheil sich äussert, da gleichen die Gebäude denen Misgeburten die der Natur in der Zeugung verunglücket sind.

Doch wie die Schönheit des Leibes nur den geringsten Werth des Lebens ausmacht, da es vielmehr darauf ankomt, daß die Seele, so denselben als ihr Wohnhaus besitzet, sich wohl darin befinde; so ist auch die Bau-Kunst hauptsächlich damit beschäftiget eine Wohnung gesund, bequem und nutzbar einzurichten.

Die Gesundheit ist das vornehmste Stück, das man bey der Anlag eines Wohngebäudes zu beobachten hat. Allein die wenigste Baumeister haben einen Begrif von diesem wichtigsten Umstand. Sie treiben alles in das Aug, und suchen den Beifall ihrer Kunst in dem was schön und prächtig läßt. Die Bewohner dieser zierlichen Gebäude mögen sehen, ob sie auch wohl und gemächlich wohnen.

In denen grosen Städten, wo enge Strassen und hohe Häuser sind, da kan ein Baumeister keine andre Einrichtung machen, als ihm der Umstand und der Raum erlaubet. Ich rechne es aber billig unter die Mängel der Policey, daß man einmahl denen Einwohnern der Städte zugelassen hat, Stock auf Stock zu se-

ben

tzen und den Häusern dadurch ein heßliches Ansehen zu geben. *

Nur etwas weniges hier, von der Einrichtung der Gebäude in Ansehung der Gesundheit zu berühren, so hält man überhaupt alle Wohnungen für ungesund, welche weder die Luft, noch die Sonne mit ihren Strahlen durchdringen, und die darin sich samlende Feuchtigkeiten und Ausdünstungen, es sey aus der Erde, oder aus den Gemäuern nicht genugsam ausziehen, mithin denen Gemächern keine reine Luft verschaffen. Wie schädlich feuchte Wohnungen der Gesundheit sind, zeiget die tägliche Erfahrung. Eben so schädlich ist es auch, nahe an sümpfigten Oertern, stehenden Gewässern und stinckigten Antauchen zu wohnen; denn es ist bekant, daß ihre Ausdünstungen die Luft verunreinigen, mithin in dem menschlichen Cörper allerhand Zufälle und Kranckheiten verursachen. Insonderheit sind die untere Wohnungen auf der Erden, und über den Kellern, wann sie nicht von der Luft und der Sonne frei durchstreichen werden, zärtlichen Naturen sehr nachtheilig, zumahlen in engen Strasen, wo die Häuser mit hohen Brandmauern umgeben sind, und die heimliche Oerter nebst andern Unreinigkeiten, mit reichem Uberfluß sich versamlen.

Es

* Ich habe anderwerts von der Regelmäsigen Einrichtung einer Stadt einen kleinen Entwurf gewagt. Siehe meine freie Gedancken von Verbesserung der menschlichen Gesellschaft II. Samlung.

Es ist eine grose Stadt, in deren Mitte eine sehr enge Strase mit hohen Häusern ist, durch welche eine grose Antauche flieset, und wo man will beobachtet haben, daß darin die meisten elende und krüppelichte Kinder gezeuget würden; so gar, daß man Kinder, welche krumme Beine haben und übel gewachsen sind, nach dieser Gasse zu nennen pflegt.

Was die Bequemlichkeit der Gebäude betrift, so finde ich unsere meiste Baumeister darin eben so übel unterrichtet; und wenn sie auch gleich noch so schön einen Bau ins Auge stellen, so fehlt es doch fast durchgängig an der sogenanten Oeconomie oder Eintheilung der Gemächer. Es ist zwar hier die Schuld nicht allezeit denen Baumeistern, sondern zum theil der Unwissenheit und dem Eigensinn derer so einen Bau aufführen lassen, beyzumessen. Da will mancher die Küche und das heimliche Gemach nebeneinander haben. Mancher verdirbt um einen grosen Vorplatz den gantzen Zusammenhang der Gemächer, und setzt die Treppe in einen dunkeln Winckel. u. s. w.

Was die Nutzbarkeit eines Gebäudes betrift, so ist solche die vornehmste Ursache, warum man bauet. Denn eine Sache die keinen Nutzen hat, verdienet nicht die Bemühungen vernünftiger Geschöpfe. Es ist eine besondere Narrheit, welche heut zu Tag die Einwohner der Städte hat eingenommen, daß sie ihre Häu-

ser,

ser, nach Art der grosen Fürstlichen Palläste auffühven. Man macht grose Fenster und Thüren und man braucht, um solche zu heitzen noch einmahl so viel Holtz; welches hernach der gemeine Mann, der von seiner Handarbeit lebet, entgelten muß, indem das Brennholz dadurch nicht wenig vertheuert wird, und der Anwachs in den Waldungen immer mehr und mehr in Abnahme komt; nun aber halte ich dieses für eine Haupt-Regel einer guten Policey, daß man die unentbehrlichste Haushaltungs-Mittel in möglichst wohlfeilen und geringen Preisen zu erhalten suchen soll.

Auch wird niemand in Abrede sein, daß es sich insgemein weit gemächlicher und nutzbarer in mittelmäsigen Häusern als in grosen, weitläuftigen Pallästen wohnen lässet. Man braucht weniger Holz zum Heitzen, und weniger Hausrath. Der Herr ist näher bey dem Gesinde und die Frau näher bey der Küche. Das Haus ist besser verwahrt: Kurz, das Auge des Haus-Vaters und der Haus-Mutter erhält alles wacker in Ordnung und in Sicherheit.

Das Bauen ist zwar an und für sich selbst im gemeinen Wesen eines der nützlichsten Beschäftigungen, dann es befördert Handel und Wandel, und giebt vielen Menschen Nahrung und Unterhalt; allein man muß es darin eben so wenig als in andern Dingen übermachen; denn der Misbrauch ist durchgehends schädlich. Ich glaube, daß man es leicht ausrechnen könte,

wie viel in einem Land kostbare Gebäude und Palläste sich befinden, die theils verfallen sind, theils leer stehen; theils aber, in Ansehung des darauf verwandten Capitals, nur einen gar geringen Zins auswerffen. Mithin dieses Geld, das man auf allzugrose und prächtige Häuser verschwendet, dem gemeinen Wesen viel und ungleich mehr Nutzen bringen solte, wann es zum Ackerbau, zur Viehzucht, zu Künsten und Wissenschaften, zu Handarbeiten und zur Beförderung der Commercien angewendet würde.

Hätte der schwedische Adel das Geld, welches er vor hundert Jahren mit aus Teutschland gebracht, zu dergleichen gemeinnützigen Dingen angelegt, an statt daß er solches auf kostbare und unnöthige Gebäuden verthat, so würde man heutzutag nicht so viele Mühe haben, die Handelschaften daselbst in Stand zu bringen. Die Engelländer und Holländer suchten erstlich ihre Ländereien und Schiffarten wohl einzurichten ehe sie kostbare Gebäude aufführten.

Es sind wenig Städte wie Wien, Leipzig und Franckfurt am Mayn, wo man die grose Häuser in einem hohen Anschlag, wegen denen daselbst sich aufhaltenden fremden und reichen Leuten benutzen kan. Doch geben es auch nicht immer Wahl und Krönungen von Carl dem VII.

Wie gros ist nicht erstlich der Schaden bey heftigen Feuerbrünsten, wann über hundert und mehr Häuser auf einmahl in die Asche gelegt werden,

den; oder wann ein Krieg das Land verwüstet; da sodann die kostbare Gebäude und grose Palläste, weder auf dem Land noch in Städten zu benutzen, sondern wohl gar dem Verderben und der Verheerung ausgesezet sind. Der Verlust in Ansehung der unnöthigen und kostbaren Gebäude ist also richtig. Wir mögen solche auf welcher Seite betrachten als wir wollen.

Ich hielte dafür, man solte in einem wohlbestellten Staat nicht einem jeden erlauben zu bauen wie er wolte; sondern wie es der vernünftige Wohlstand, die Ordnung und die gemeine Sicherheit mit sich brächte. Diese Policey wär eben so nöthig als daß man denen Handwerksleuten billigmäsigen Einhalt thät, die Bauende, wie es insgemein geschiehet, zu vervortheilen, und durch allzu eigennützige Anlagen in grose Unkosten, und mancherley Verdrieslichkeiten zu verwickeln. Es wär zu dem Ende in wohl verfaßten Staaten dieses eine sehr löbliche und heilsame Ordnung, wenn ein jeder, der einen Bau führen wolte, nicht nur den Riß davon, wie es an einigen Orten üblich ist, auf das Bau-Amt liefern müste; sondern die Baumeister solten auch zugleich angehalten sein, einen genauen Uberschlag der Kosten mit beyzulegen, damit die Bauende dadurch gesichert sein mögten, daß sie nicht übernommen, noch in grösere Unkosten als sie auf den Bau verwenden wolten, eingezogen würden.

Ich komme nach diesen Betrachtungen auf einige Merkwürdigkeiten der Bau-Kunst. Die

prächtige Denckmäler, welche uns die Alten davon hinterlassen haben, geben uns davon recht grose Vorstellungen. Wir finden in den Gebäuden der Griechen und Römer einen durchaus herrschenden Geschmack der schönen Künsten und Wissenschaften, welcher diesen Völkern eigen war. Ich werde nicht müde die Abrisse davon in denen gesamleten Alterthümern des P. Montfaucon, des Merian, des Sandrart, des Fischers, und andrer mehr zu betrachten. Was waren nicht Democrates und Pallades vor fürtrefliche Leute? die ganze Kunst dieser geschickten Männer bestund darin, daß sie der Natur wusten glücklich nachzuahmen. Wann wir dem jüdischen Geschichtschreiber Josepho trauen solten, so war kein gröserer Baumeister in der Welt als Salomo, und kein prächtigeres Gebäude als sein Tempel.

Der gothische und verdorbene Geschmack wurde nach dem Verfall des römischen Reichs eingeführet: Er war so mühsam als übel ausgesonnen. Man bauete grose Palläste und hohe Thürne mit allerhand lächerlichen Figuren. Von dem schönen, natürlichen und regelmäsigen wuste man nichts mehr, ohneracht noch allenthalben in Italien und Griechenland die prächtigste Denckmäler der ächten Baukunst vor Augen lagen. Allein die Zeiten waren finster und die Menschen wuchsen immer mehr und mehr ins wilde. Bis endlich vor drey hundert Jahren die Künste und Wissenschaften wieder empor kamen,

men, und Vitruvius, Ruſconi, Vignoles, Fontani, Bernini und andre mehr ſich bekant machten. Dem ohngeacht ſo fehlt doch noch viel an der alten majeſtätiſchen Einfalt in der Baukunſt. Das wahre Groſe und Schöne iſt noch mit zu vielem Gekräuſel und Flitterwerck untermengt, und wir glauben ohne Grund, daß alles was ſeltſam lies und viel Geld koſtet auch ſchön ſein müſte.

Ich finde nicht, daß die Engelländer, die ſonſt ſo viel auf die Künſte und Wiſſenſchaften verwenden, darin noch etwas vorzügliches aufzuweiſen haben. Ihre kleine Zierrathen und ſpitze Thürne zeigen noch von ihrem gothiſchen Geſchmack. So oft ich die St. Pauls Kirche in Londen, die mit derjenigen zu Rom um den Vorzug ſtreiten ſoll, betrachte, ſo oft ärgert mich der abſcheuliche groſe Dom, der zwiſchen zwey überaus kleinen Thürnen, wie ein Stier zwiſchen zwey Hörnern heraus ſiehet. Der Cörper iſt dabey ſo lang ausgedehnt, daß er mehr einem Gang, oder einer Gallerie, als einem förmlichen Tempel-Gebäude ähnlich ſiehet: Andrer groſen Fehler zu geſchweigen, welche die kluge Baumeiſter der Pauls-Kirche zu Rom vortreflich haben zu vermeiden wiſſen. Die Häuſer in Londen, darunter welche mit groſen Koſten aufgeführet ſind, gleichen zum Theil denen gläſernen Laternen. Das prächtige Schloß zu Blenheim, iſt ein ſchwerer hauffen Stein, wo ſich alle Arten der Baukunſt verwirret haben,

und an statt ein Lust-Schloß aufzuführen, ein Zeug und Rüsthaus vorstellen. Man hat das prächtige Hospital der Wahnsinnigen nach dem Muster des Invaliden-Hauses zu Paris erbauet: In Engelland wohnen also die Narren besser als die Klugen, und in dem Escurial die Armen prächtiger als die Reichen.

An unsern teutschen Höfen siehet man schöne und herrlige Gebäude, besonders zu Wien, Berlin und Dresden; allein an den ersten erweiset man noch der Kunst zu viel, und der Natur zu wenig Ehre. In den übrigen grosen Städten, fehlt der Geschmack um so viel mehr, weil man die beste Meister insgemein nur an grosen Höfen findet, wo ihrer verschiedene sind, die um den Vorzug eifern, und einander ihre Fehler entdecken. Die stattliche Besoldungen, die daselbst denen Künstlern gereichet werden, bringen alles zu einer weit grösern Vollkommenheit als in den andern Städten. Doch zeigen Amsterdam, Nürnberg und Augspurg an ihren Rathhäusern, daß man auch kluge und erfahrne Bauverständige dabey gebrauchet hat.

Unsere meiste Gebäude hören auf schön zu sein wo sie kostbar werden. In Schweden und Dennemarck bauet man sehr auf italiänische Art; * ohneracht Luft und Climat von Italien merklich unterschieden sind.

In

---

* Siehe der Dänische Vitruvius. Der erstlich seit Kurzem heraus gekommen ist.

In Franckreich beeifert man recht die Vorzüge der Italiäner; man suchet so gar sie in den schönen Künsten und Wissenschaften noch zu übertreffen. Man siehet in Franckreich die schönste und artigste Gebäude; welche in der Gemächlichkeit denen italiänischen noch vorzuziehen sind; allein sie haben lange noch nicht ihr reiches und prächtiges Wesen. Das einzige Luver zeiget uns noch das alte Rom in seiner ächten Gestalt. Man hat aber dieses schöne Werk unvollkommen gelassen, gleichsam als ob die Unternehmung eines solchen Gebäudes für einen König in Franckreich zu gros gewesen wär. Der Pallast von Luxemburg wird für ein Meisterstück gehalten; das Hospital der sogenanten Invaliden, davon ein eignes Werck mit vortreflichen Kupferstichen herausgekommen ist, verdienet ein besonderes Lob, indem es sowohl der Baukunst als der Menschen-Liebe des grosen Stifters zur Ehre gereichet. Daß Schloß zu Versalien ist ein aus vielerley Gebäuden zusammen gestückeltes Werck, welches gleichsam von ungefär die Form einer Schaubühne bekommen hat. Niemals hat ein Kunstverständiger gesagt, daß es ein schönes Gebäude sey. Was die Lust- und Landhäuser betrift, so habe ich solche nirgends niedlicher und besser ausgesonnen gesehen. Der Geschmack der Franzosen, scheinet mir hier denjenigen andrer Völker zu übertreffen, weil er denen reitzenden Annehmlichkeiten der Natur das meiste einräumet.

X.

Von den Lust-Gärten.

Nichts ist prächtiger, nichts ist glänzender, als unsre Gärten; dieses ist wahr. Allein bestehet dann das wesentliche Schöne der Gärten in dem Pracht und in dem Glanz einer übertriebenen Kunst? Ich bin nicht dieser Meynung. Wenn eine Wissenschaft in der Welt ist, wo die Kunst der Natur weichen muß, so ist solches die Gärtnerey. Die Schönheit bestehet hier hauptsächlich darin, daß man die Annehmlichkeiten der Natur recht ins Auge setzet und durch keine fremde Bilder das einfache und liebliche Wesen verwirret.

Ich berufe mich auch hierin auf den vernünftigen Geschmack des witzigen Alterthums, dessen Erkentnisse in dem Schönen und Guten ich vorzüglich verehre. Cato, Columella, Varro und Palladius melden zwar nichts von der Einrichtung und der Anlage der Gärten insbesondere; sie unterrich-

ten uns aber in ihren Schriften überhaupt von dem Feld- und Weinbau. Virgilius in seinen Büchern vom Landleben giebt uns eine Beschreibung von dem Garten des guten alten Corycius, ob derselbe gleich nicht viel zu bedeuten hatte. Was uns Flavius Josephus von dem Garten und dem Lust-Gebäude des Salomons zu Hetta berichtet ist schon etwas umständlicher. Homerus der unter allen diesen der älteste ist, hat in seiner Odißee im 8ten Buch noch weitläuftiger sich über diese Sache ausgelassen. Er beschreibet uns den Garten des Alcinous, und diese Beschreibung ist alleine genug uns, nebst derjenigen die wir von den babilonischen Gärten der Semiramis haben, einen Begrif von der Gärtnerey der Alten zu machen.

Die Schönheit dieser Gärten bestund in Lust-Gängen, die mit Palmen, Feigen, Lorbeer, Pomeranzen und andern dergleichen fruchttragenden Bäumen besetzet waren; Man sah darzwischen kleine rieselende Bäche durch grüne Auen fliesen, welche voll wohlriechenden Blumen waren. Eine jede art Bäume hatte ihre besondere Abtheilung. Es stiesen darauf kurz abgemähte Wiesen, die so dicht als zubereitete Stoffen schienen und von unzehligen Bäumen, reihenweis durchschnitten waren. Diese dieneten zu Spaziergängen, weil sie durch ihre holde Schatten die Hitze der Sonnen-Strahlen lieblich unterbrachen, und dem Auge auf der Seite eine lichte Aussicht in das Grüne verstatteten.

Man entdeckte am Ende derselben dicht bewachsene dunckle Hayne, worin allerhand zahme und wilde Thiere mit besonderer Sorgfalt unterhalten wurden. Kühlung und Einsamkeit erweckten hier die Menschen zu einem stillen Vergnügen und zu allerhand angenehmen Betrachtungen.

Man fand in diesen Gärten die lieblichste und gesundeste Früchte. Die Luft durchdrang ein balsamischer Geruch der vortreflichsten Blumen und Kräuter, und die Gesänge der Vögel, die sich hier als in ihren Wohnungen einheimisch aufhielten, belebten in ungestörter Freiheit die stille Anmuth der Büsche und Wälder. Alle Vorwürfe reizten hier die reine Wollüste vernünftiger Geschöpfe, und verkündigten die Güte des Schöpfers, der die Welt zum Vergnügen der Menschen so schön geschaffen hat.

So war ungefär der Geschmack der Alten in Ansehung der Garten-Lust beschaffen. Dieser Geschmack war natürlich, einfältig und derjenige aller grosen Leute. In dergleichen Gärten fanden die Assyrische König, wie auch Salamon, Plato, Epicur, Lucull, Scipio, Horaz, Cicero, August, Plinius, Seneca, Diöclezian und andre grose Männer des berühmten Alterthums ihr grösles und vorzügliches Vergnügen.

Heut

Heut zu tage ist man von diesem natürlich-prächtigen und einfältigen Wesen in vielen Stücken abgekommen. An statt hier alles zu der Natur hinzuleiten so verderben wir ihre Schönheit durch die allzuweit getriebene Kunst. So sehr auch diese sonst zu preisen, wann sie der Natur folget, so abgeschmackt wird sie im Gegentheil, wann sie solche verläßt. Wir lieben den Zwang und verwenden ein Hauffen Geld, nicht auf das was schön, sondern auf das was ausserordentlich, seltsam und kostbar ist. Dieser verdorbene Geschmack herrschet auch bey uns in der Garten-Lust. Die meisten unsrer Gärten sind nur zu denen Abend-Spaziergängen gemacht. So lang die Sonne am Himmel ist, kan man dieser Lust nicht geniesen, ohne sich im Sommer ihren brennenden Strahlen auszusetzen. Man findet darin weder eine zusammengefügte Grünigkeit noch dunkle Schatten. Man siehet keine rauschende Wasserfälle, ausgenommen was durch enge Röhren sparsam ausspritzet und in einen steinernen Kumpen tropfenweise niederfällt. Die stille Bäche welche in ihrem klaren Spiegel die sie umringende Vorwürfe abdrucken, werden als eine Unzierde aus unsern Gärten weggeleitet, weil sie nicht nach den Regeln der Meßkunst lauffen, mithin, die sogenandte Symmetrie verderben. Büsche und Bäume sind nur für gemeine Leute, welche nichts weiter auf ihre Gärten verwenden können. Soll ja eine Grünigkeit von Buchen oder Linden gelten, so müssen solche nach der Mode

ge-

gestumft und geschnitten werden. An statt der hochstämmigen Bäumen, die durch ihr holdes Laubwerck, Schatten, Früchte und Grünigkeit geben, müssen jetzt die Zwergen und allerverächtlichste Stauden-Gewächse dienen, weil sie sich nach der Kunst beschneiden lassen, und von derselben allerhand Figuren annehmen, die sich so wenig zu Bäumen, als diese sich zu Menschen und Thieren schicken.

Also siehet man unsre prächtigste Gärten mit seltsam zugestutzten und meist pyramidenmäsig gezogenen Taxis, Tannen, Buchs- und Tamarinthen-Bäume angefüllet; nicht anders als ob sie die alte egyptische Grabmähler vorstellen solten. Man glaubt, daß es schön lässet, weils kostbar ist; Ich bin aber versichert, wo die Pflaumen, Castanien- und Kirschen-Bäume mit gerade gezogenen Stämmen so viel Geld kosteten, man jene mit Stumf und Stiel ausrotten und diese dafür an ihre Stelle setzen würde.

Man siehet zwischen diesen figurirten Taxis allerhand rare und fremde Gewächse mit Bildern von seltsamer Erfindung untermengt. Die Länder selbst sind nicht allein nach verschiedenen Formen, viereckig, länglich, rund, drei spitzig u. s. w. eingefaßt, sondern auch selbst zum Theil mit allerhand geschlungenen Zügen, Farben und Figuren kraus gezieret; also daß durch so viel Vorwürfe das Auge zu starck auf einmal angegriffen, die Sinnen zerstreuet und das Gemüth

von

von dem anmuthigen Pracht der einfältigen Natur abgezogen wird.

Serpentes avibus geminentur Tigribus agni.

Alles zeiget die Ausschweiffung einer schwelgenden Einbildungs-Kraft. Das Aug verlieret sich in der Menge der Bilder, und der Geist, anstatt die Annehmlichkeiten, die man im Grünen suchet, zu empfinden, wird sich selber gleichsam entführet und auf fremde Dinge geleitet.

Man findet hier wenig von denen Schönheiten der Natur, die uns in Entzückung setzen. Die Horti ameni, opache selve, folti boschi e fioriti prati, welche die italiänische Poeten so prächtig zu besingen wissen, sind uns fast unbekant.

Unsere Garten-Lust gleichet unsern Sitten, wo ein eiteles Gekünstel und ein gezwungener Pracht alles verdorben hat. Wir wissen kaum mehr was warhaftig schön und anmuthig ist. Unser Geschmack ist einmal an die Schwelgerey gewöhnt. Was nicht kostbar und gekünstelt ist, das scheinet uns auch nicht recht schön; und in dem wir dadurch das Vergnügen zu erzwingen vermeynen, so verlieren wir solches gar. Der Uberfluß bringt Eckel, und wo man nichts als Reichthümer sieht, da fliehet die unschuldige Lust der natürlichen Einfalt.

Mol-

Molliere hat ſich darüber folgendergeſtalt ausgedruckt:

Les hommes la plupart ſont etrangement
faits
Dans la juſte nature on ne les voit jamais.
La raiſon a pour eux des bornes trop petites
En chaque caractere il paſſe ſes limites;
Et la plus noble choſe ils la gâtent ſouvent
Pour la vouloir outrer & pouſſer trop
avant.

XI.

Von den Mitteln die Gesundheit zu erhalten.

Mein Herr!

Ich habe Sie gestern besuchen wollen; allein man sagte mir, sie hätten Arzney zu sich genommen und ruhten. Ich fragte darauf, ob es nicht erlaubt wäre der Frau Gemahlin meine Aufwartung zu machen, und man gab mir zur Antwort, sie sey nicht gar wohl und befände sich bey ihrem Kind, so das Fieber hätte. Ich kam in Hof wo ihr Laquay ein Pferd hielt, dem der Schmidt eine Ader schlug. Ich gienge in Stall und sahe daß ihr Kutscher ausgestreckt auf einem Bett, fast in letzten Zügen lag. Wie! bin ich hier in einem Spital, dachte ich bey mir selbst. Ich suchte die Thüre, und fande vor derselben ein langes blasses Mädgen stehen, welches ihren lieben kleinen Max an der Hand hatte! Ey! mein gutes Kind, sprach ich zu derselben,

ben, was fangt ihr an in diesem Haus? ihr seyd ja fast alle kranck? Ja, mein Herr, sprach sie, es sind schon zwey Jahre, daß wir den Doctor beständig im Haus haben; wir brauchen immer Arzney und doch will es nicht besser werden.

Ist dieses nicht ein treflich Leben für einen so artigen Mann? Geschieht es, mein Herr, der schönen Philosophie zu Ehren, daß Sie so viel kränckeln und so viel Arzney brauchen? Wenn Sie also fortfahren, was wird noch aus Ihnen werden? Wollen Sie durchaus des Cato seine Mine haben und den Seneca in seiner Philosophie übertreffen? Was sagen Sie, mein Herr, wär es nicht besser ein wenig unwissender zu sein, und desto mehr Gesundheit zu besitzen? Sie sind mit mehr als zwey tausend Bücherschreiber in Bekantschaft und vergessen darüber sich selbst und ihre Freunde. Erinnern Sie sich doch ein wenig was unser lieber Horazius darüber sagt:

Inter cuncta leges & percunctabere doctos
Qua ratione queas perducere leviter
ævum.

Ohne die Gesundheit sind keine Güter für uns. Lust, Reichthum, Ehre, Wissenschaft, Freunde: Nichts schencket uns einen freudigen Genuß; Nichts kan uns vergnügen.

Wie mögen wir demnach die Gesundheit so gering schätzen, da sie doch dasjenige Gut ist, wel-

welches alle andere Güter empfinden macht? Warum lernen wir nicht die Kunst immer gesund und vergnügt zu seyn. Ist diese nicht der gefährlichen Bekantschaft von etlichen tausend Büchern weit vorzuziehen?

Glauben Sie mir, mein Herr, es ist hohe Zeit, daß Sie sich mit ihren Musen ein wenig abwerffen, und dagegen sich der Gesellschaft ihrer guten Freunde, welche Sie zum Theil als blose Zeit-Diebe betrachten, mehr überliesen. Es ist wahr sie sind nicht so gelehrt und so scharfsinnig wie ihre Bücher. Allein dieses ist desto besser für Sie, weil Ihr allzubeschäftigter Verstand dabey ein wenig ausruhen kan.

Ich will mich auch anfangen zu bessern und nicht mehr so empfindlich seyn. Meine Vernunft hat mich schon lang drüber bestrafet; allein, sie ist mir öfters verdrieslich; sie schmeichelt mir nicht ein wenig, sondern greift oft allzu unbescheiden meine zärtlichste Leidenschaften an; da setzt es insgemein Lermen; alles empöret sich gegen ihre Macht. Ich muß ihr endlich doch Beyfall geben. Was helffen uns die Bücher und Wissenschaften? sie nähren nur unsre Empfindlichkeit und machen uns zum Gespött der glücklichen Unwissenden.

Ich habe unter andern beobachtet, daß die stärckste und gesundeste Leute ein gewisses Flegma haben, welches keine grose Leidenschaften aufkommen lässet. Sie kennen die Wuth der Af-

fecten nicht; sie lassen sich weder vom Eiffer erhitzen noch vom Zorn hinreissen. Weder Prast, noch Gram, noch Bekümmernis naget ihre fast immer gleichgültige Gemüther. Sie nähren ihren Leib so gut sie können. Mit ihrem Verstand aber machen sie sich nicht viel zu schaffen. Sie sind weder gelehrt noch scharfsinnig; allein, sie essen und trincken gut und es bekomt ihnen wohl. Warum machen wir es nicht auch so?

Ich ziehe daraus die für uns betrübte Folge, daß unser allzu sehr beschäftigter Geist und unsere unersättliche Begierde zu den Wissenschaften, so wohl als die beste Empfindung unseres Hertzens, als Ehre, Liebe, Mitleiden, Gerechtigkeit und dergleichen unserer Gemüths-Ruhe und Gesundheit schaden. Sie schärfen unsere Sinnlichkeit und machen uns noch immer empfindlicher. Die Seele wird dadurch in die Leidenschaften des Leibes mit eingezogen, und ihre Wirckfamkeiten verliehren ihre Stärcke je mehr sie gestöret wird.

Ich mögte nur wissen, wie es die grosen alte Welt-Weisen, Socrates, Plato, Zeno und Seneca gemacht haben, daß sie eine solche Stärcke über ihre Affecten und Leidenschaften erhielten. Ich meynte doch ich gäbe mir auch ein wenig Mühe darum. Allein, ich sehe wohl es gehöret mehr dazu. Alle Dinge die uns umgeben, wircken natürlicher Weise auf unser Wesen. Luft, Speise, Getränckе, Witterung, Menschen,

schen, Thiere, mit einem Wort, alles was uns berühret, macht unsre Sinnlichkeiten rege und dienet entweder zu unserer Erhaltung oder zu unserem Verderben. Beides unterscheiden, um jenes anzunehmen und dieses zu meiden, darin besteht die vornehmste Regel vergnügt und gesund zu leben.

Um also Ihre Gesundheit wieder zu erlangen, verweis ich Sie, mein Herr, weder an Hypocrat noch an Galenen. Ob ich gleich weis, daß diese beyde grose Männer vortrefliche Aertzte und Naturkündiger waren. Ich bin so frey und sende Ihnen hierbey meine zufällige Grillen, zu welchen mich unlängst die Betrachtung meines eigenen Zustandes veranlasset hat.

❀ ❀ ❀

Das Exempel des Ludwig Cornaro hat etwas überaus überzeugendes in Ansehung der Gesundheit. Dieser edle Venezianer lernte davon aus eigner Erfahrung das gantze Geheimnis. Die Natur gab ihm Regeln und er hatte das Hertz solche auszuüben, so hart sie ihm auch anfangs vorkamen. Er brachte es durch seine strenge Mässigkeit so weit, daß er bey einem von Jugend auf schwächlich- und kränklichen Körper, dem sein Ziel mit viertzig Jahre gesezt zu seyn schien, ein ruhiges und vergnügtes Leben über hundert hinaus brachte.

„ Der Mensch sagt er, kan keinen bessern
„ Artzt haben als sich selbst und kein unfehlbarer
„ Erhaltungs-Mittel als ein ordentliches und
„ mässiges Leben. Ein jeder muß sich und seine
„ Natur kennen lernen und nach derselben seine
„ Lebens-Art einrichten. . . . Die Natur,
„ welche alles was lebet, so viel sie kan, auch
„ zu erhalten trachtet, die lehret uns auch von
„ sich selbst wie wir uns verhalten sollen. . . .
„ Ein ordentliches und mässiges Leben bewahret
„ uns für den schädlichen Säften welche Kranck-
„ heiten verursachen; und treibet alle Uebel von
„ uns, welche daraus entstehen: Unsere Affecten
„ werden dadurch in ihren Ausbrüchen gehemt
„ und unser Leben wird so heilig als nützlich.

Nicht daß ich Ihnen und mir rathen wolte zu dem Ende immer die Wagschalen wie dieser Weise in der Hand zu haben, um alles was wir genieſen Unzen weise abzuwiegen. Nein, um überhaupt seinem Exempel in der Ordnung und Mäſſigkeit zu folgen. Wir werden aus eigner Beobachtung leicht mercken, welche Speise und und Getränckе unserer Gesundheit schädlich sind oder nicht. Diese zu seiner Zeit und mit gehöriger Mäſſigkeit genossen, solches wird genug seyn unsern Zweck in Ansehung der Gesundheit zu erhalten. Unsere Küche wird hiebey allerdings eine ziemliche Reformirung leiden und nach einer sehr natürlichen Art eingerichtet werden müssen. Allein hiezu ist das andere Geschlecht nicht wohl zu bringen, welches hierinn eben so wohl seine

Künste

Künste und Wissenschaften zeigen will, als die Geistlichkeit in ihren sogenanten Controversen. Jene schaden dem Magen, diese dem Frieden.

Die magere Täge, les jours maigres, wie sie die Franzosen nennen, sind allezeit gesunder als die fetten. Die Italiäner halten es mit einer kleinen Küche und einem grosem Haus. La Cucina piccola fa casa grande, pflegen sie zu sagen, und die Spanier haben ein Sprichwort: Se disminuyes las cenas dismuyeras tus enfermedades, aumantaras el ingenio, evitaras la luxuria, alargaras tu vida.

Leute die nicht starck arbeiten, dürffen auch nicht viel essen. Wer isset aber mehr, und öfters, und köstlicher als die Reichen, welche müssig sind? Was ziehen sich dieselbe nicht dadurch für Kranckheiten zu, da sie immer klagen, immer kräncken, immer Artzneyen brauchen, so daß von ihnen fast allein die Aertzte und Apothecker leben müssen. Jenen gönne ich ihre Einkünfte gern; dann es giebt unter ihnen grundgelehrte und vortrefliche Leute. Ich wünschte aber daß man ihnen eine erkleckliche Besoldung aus dem gemeinen Gefallen anweisen mögte: damit sie nicht nöthig hätten denen Krancken so viele Recepten zu verschreiben, sondern an statt dessen die Menschen überhaupt in den einfältigen Mitteln, die zur Erhaltung der Gesundheit dienen, aufrichtigen Unterricht geben müsten: so wie die Prediger solches in Ansehung der Pflichten des geistli-

chen Lebens zu thun verbunden sind. Die Menschen würden lange nicht so böse, so unartig, so verdrieslich und so grausam seyn, wann sie mässig lebten und ein gesundes Geblüt hätten. Wir würden nicht schon im Mutterleibe schwächlich und durch eine elende Auferziehung für unser gantzes Leben lang verdorben werden. Wie viel gute Erinnerungen, wie viel heilsame Rathschläge könten hier die weise und rechtschaffene Aertzte zum Dienst des menschlichen Geschlechts anbringen, wenn sie solche ihren Mitbürgern so begreiflich machen würden, daß sie ihren Wandel darnach einrichten könten. Hielten wir es auf gleiche Weise mit den Processen, so würden solche bald abgethan, mithin die Wohlfahrt des gemeinen Wesens durch diese nöthige Verbesserungen der drey gelehrten Ständen ein ungleich anderes und glückseligeres Ansehen gewinnen. Man dencke nur, wann die Geistliche mit einander Friede hielten, die Richter und Rechtsgelehrten die Partheyen bald auseinandersetzten und die Aertzte, durch ihre heilsame Rathschläge die Menschen bey gutem Muth und gesundem Blut erhielten; wie glücklich würde ein solcher Staat zu schätzen seyn?

Ich komme von dieser hoffentlich nicht schlimmen Anmerckung wieder auf unser eignes Verhältniß zurück. Weil wir nicht werden rathsam finden so lange die Verbesserung unseres eignen Zustandes hinaus zu setzen, bis man diese neue Einrichtung in der Welt vornehmen

wird

wird, so wollen wir einige Regeln in Betrachtung ziehen, welche zur Verbesserung und Erhaltung der Gesundheit mögten dienlich seyn.

❀ ❀ ❀

Weil Essen und Trincken das meiste zu den gesunden Säften des Leibes beytragen, so will ich davon am ersten handeln und einen kleinen Küchen-Zettel machen, wie unsere Tafeln solten bestellet werden.

Alle starck gewürtzte, gesaltzne und mit Essig zubereitete Speisen sollen hier nicht aufgetischet werden: imgleichen keine Speisen, die französische Namen führen; als da sind Potage, Fricassée, Bœuf à la mode, Ragours à la d'aube, Gelée, Arlequin und dergleichen. Ferner nichts von Pasteten, Torten, Back- und Zuckerwerck, ausgenommen ein wenig eingemachte Pomerantzen und was nicht in Butter gebacken wird. Ingwer, Pfeffer und Muscat solten wir guten theils den Indianern lassen. Wir könten eben so wohl zum Gestoffel unsere eigene Kräuter brauchen. Von Rindfleisch sol wenig, von Schweinen, ausgenommen ein wenig Schincken, gar nichts genossen werden. Das Fleisch-Essen hat überhaupt die Beschaffenheit, daß es die vernünftige Handlungen schwächt und dem Menschen denen Thieren ähnliche Triebe einflöset. Fische sollen sparsam vorkommen, dann sie geben keine gute Nahrung. Kruut und Wurzelwerck ist das gesundeste, doch muß man

es nicht zu starck schmelzen noch würzen. Milch-Speisen können wegbleiben. Kräftige Suppen taugen gar nicht.

Die gewöhnlichste Fleische sollen von jungem Wildpret, zartem Geflügel, Kälber, Hammel und Lämmer genommen und meist gebraten und durch das Feuer gereiniget werden. Ueberhaupt sollen alle Speisen einförmig und natürlich zugerichtet werden, ohne Naschwerck und Beyessen; ausgenommen ein wenig Zitron: dabey ein paar Gläser vom besten Burgunder, Moseler oder Rheinwein zum Trunck. Sind Sie mit dieser Tafel zufrieden? Sie wollen vielleicht auch noch ein wenig Früchte zum Nachtisch haben? Auch diese sind ihnen mit ein paar Biscuit, oder kleinen Zimmet-Schnitten, Hippen, Mandeln, Rosinen, Feigen und dergleichen erlaubt, wann es ja köstlich hergehen soll.

Ich will diesen meinen Küchen-Zettel durch das Zeugnis eines der ältesten Naturkündigern bewähren. Es ist besser, sagt Plutarch in seinen Præc. San. den Leib nicht an das Fleischessen zu gewöhnen; denn die Erde schencket uns beides so wohl, was zur Lust als zur Nothdurft gehöret. Weil aber die Gewohnheit einmahl gleichsam zur Natur geworden ist, so mag man das Fleisch wohl als ein Beyessen bey den Früchten und Kräuter geniessen; allein, mässig, nicht zur Sättigung, gleich den Wölfen und Löwen. Die besten

Früchte

Früchte sind nach dem Zeugnis des ehrwürdigsten Hippocrat. L. Peripat. Feigen, Pflaumen, oder was sonst zur Sommers und Herbst-Zeit reif wird und im Winter gedörret kan gekocht werden. Unter den Kräutern hält der Ephesische Artzt Rufus c. 13. Spinat, Porzelan, blau Kohl, Spargen, Salat und dergleichen sehr hoch, dann sie erweichen und halten den Leib offen.

Ueberhaupt solten wir uns mit ein wenig Gemüß und ein wenig Gebratenes, samt einigen Früchten zum Nachtisch begnügen. Das übrige aber denen Gästen lassen, wann wir welche haben.

Dencken Sie immer an den schönen Spruch des Molliere, den der Geitzige so gern hat auswendig behalten wollen: daß man essen müste um zu leben und nicht leben um zu essen. Haben Sie eine Stunde lang an der Tafel zugebracht, so kan der Magen mit dieser Ehre, welche Sie ihm erwiesen, gewöhnlich schon zufrieden seyn.

Bey Tische muß man keine andere als vergnügte Reden führen. Am wenigsten aber gleich darauf verdriesliche Geschäfte vornehmen, oder sich wohl gar ärgern oder erzörnen. Man ist, wenn man gegessen hat insgemein noch einmahl so leicht aufgebracht. Dann die Gährung im Magen treibet alles ins Geblüt.

Man hat deswegen auch nach Tisch mehr Hertz als man haben soll, zumahl wenn man viele Gläser leeret. Bachus ist ein hitziger wilder Kerl. Es ist also wohl gethan, wenn man alle verdriesliche Sachen vor Tisch ausmacht.

Nach Tisch sind ein paar Schälgen Caffée, nach unserer einmahl eingeführten Mode, nicht übel: er schlägt die Säure nieder und hilft zum verdauen. Der Thee verdünnet das Geblüt und öfnet die Schweislöcher; deswegen kan man sich dessen zu Morgen und Abends wohl bedienen. Hat man aber ein papiernen Magen, so muß man dabey ein Schälgen guten Chocolade, ohne Milch und etwas weniges von Biscuit geniesen. Hätten wir unsere Natur nicht an das Weintrincken gewöhnet, so wär keine vortreflichere, angenehmere und leichtere Nahrung als die Milch. Galenus, Hyppocrates, Democritus und überhaupt die Alten haben darinn den besten Nahrungs-Saft gefunden. Nichts verdünnet, lindert, erweichet und widerstehet mehr der Schärfe als eine gute frische Milch, die nicht fett ist und nicht leicht gerinnet.

Abends Tafel zu halten und eine volkommene Mahlzeit zu thun, ist für Leute, welche leben um zu essen und die nichts weiter in der Welt zu thun haben; am wenigsten dienet es für solche, die gern bis in die Nacht sitzen und studiren. Diesen ist ein wenig Gemüß und ein wenig Brod mit einem Glas Wein genug.

Ein

Ein gutes leichtes Röhr-Wasser, ist überhaupt ein trefliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, wie Doctor Hofmann in Halle solches in einer besondern Abhandlung erwiesen hat. Man muß aber auch den Rath des Apostels Pauli an seinen lieben Timotheum nicht verachten und dabey ein gut Glas Wein zur Stärckung des Magens genieſen.

Will man dabey, zumahl bey feuchtem Wetter und an einem Camin-Feuer auch ein Pfeifgen leichten Toback rauchen, so wird die ehrwürdige medicinische Facultät hoffentlich nichts dagegen haben. Im Sommer pfleget dieser angenehme Rauch zu viel zu trocknen, doch muß man sich darbey nach seinem Temperament und der Gewohnheit richten: zuviel schadet den Nerven. Sonst hat der Toback die besondere Wirckung, daß er den Leib beständig offen hält; welches eine grose Wohlthat der Natur ist.

❀ ❀ ❀

Nun komme ich auf den zweyten Theil meiner aus der Erfahrung und Natur erlernten Artzneykunst. Solcher betrift die Luft, die Bewegung und die Kleidung. Die Luft ist gleichsam das erste Werckzeug unseres Lebens. Sie giebt den Puls-Adern den ersten Andrück und treibet das gantze Räderwerck der mechanischen Bewegung in seinen ordentlichen Gang. Unsere zärteste und empfindlichste Sinnlichkeiten wer-

den

den durch sie am ersten berühret. Wir hauchen die Dünste unseres Cörpers von uns und schöpfen dagegen andere von aussen in uns. Die kleine Pori oder Oefnungen durch welche wir transspiriren sind auch diejenige durch welche wir von äuserlichen Dingen, die wir nicht sehen, sondern nur fühlen, durchdrungen werden; woraus zu urtheilen, wie viel daran gelegen ist, an einem gesunden Ort zu wohnen, wo eine gute gesunde Luft ist. Insonderheit muß man eine durchziehende Luft vermeiden. Nichts ist durchdringender und helffen dagegen alle Kleider nichts.

Galenus in seinem vortreflichen Buche, da er von der Erhaltung der Gesundheit handelt L. 1. sagt: die allerreinste Luft sey die beste, da aber sey sie am reinsten wo sie weder von den Ausdünstungen stehender Gewässer und Sümpfen, noch von den Antauchen und Canälen groser Städte verunreiniget wird. Wie viel ungesunder muß nicht die Luft in den Städten selbsten seyn, wo immer ein Nachbar dem andern seine Unreinigkeit mittheilet und auf den Strassen Koth und Unflat sich samlen; ja, wo man in den grösten Pallästen zuweilen wegen dem Gestanck der heimlichen Oerter kaum zu bleiben weis. Kein Wunder daß unser guter Kayser allhier kränckelich ist; dann es ist in seinem sonst schönen Quartier ein solcher scharffer Geruch von den unflätigen Beyträgen der Hatschieren und anderer Menschen die sich darum stets aufhalten und in allen Winkeln der

Natur

Natur ihren Gang lassen, daß alle Bisam und Balsam-Büchsgen dagegen nichts vermögen. Die reich verschamerirte Herren gleichen also hier bald den Gold-Käfern die in Mist und Unflat gläntzen.

Man wird im übrigen beobachten, daß die Menschen die in feuchten und umschlossenen Thälern und an sümpfigten Orten leben, gemeiniglich eine üble dickbloterichte Farbe haben und weit schwächlicher und ungesunder sind als diejenige, die auf den Anhöhen und Gebürgen, oder in flachen Ländern wohnen, welche die Winde wacker durchstreichen. Ich habe beobachtet daß in den sandigten und trocknen Gegenden die schönste Menschen-Gewächse gefunden werden. Bei des Wasser und Luft ist hier gesunder als in schlammigten und sumpfigten Oertern, wo insonderheit in warmen Sommer-Tagen die Luft wegen den schädlichen Ausdünstungen ansteckend ist und die hitzige Fieber starck grassieren.

Wer also seiner Gesundheit pflegen will und die glückliche Wahl hat sich einen Auffenthalt nach seinem eigenen Gutdüncken zu wehlen, der suche eine freie und reine Luft, wo gute Quellen sind die von den Gebürge herabkommen. Er meide die Wasser-Gräben und nah liegende Teiche und verwahre seine Hofraïthe lieber mit einer guten Mauer und einem trockenen Hayn-Graben.

Klare Bäche sind gut, aber grosen Strömen muß man nicht zu nahe kommen, denn sie hinterlassen, wann sie austreten, einen Schlam, davon die Ausdünstungen, besonders in warmen Tagen, der Gesundheit schädlich sind.

Die Schlaf und Wohn-Zimmer werden am besten nach der Morgen und Mittags-Seite gewehlet; weilen die Sonne besonders im Herbst und Winters-Zeit dieselbe mit ihren Strahlen durchdringet und die Feuchtigkeiten in dem gemauerten Zimmer ausziehet. Man kan solche im Sommer wann die Sonne zu heis ist mit ausgespannten Vorhängen, wie es insonderheit in Italien geschiehet, bequemlich unterbrechen Gegen Abend und Mitternacht ist man der rauhen Luft und den reisenden Sturmwinden zu viel ausgesetzt, wobey man nicht wohl der Aussicht bey offenen Fenstern geniesen kan.

Wie kalte und feuchte Luft zärtlichen Naturen schädlich ist, also muß man sich auch dargegen mit Kleidungen der Nothdurft nach zu schützen wissen. Die Holländer halten viel darauf, wann Haupt und Fus warm ist: allein der Mensch hat noch andre Knochen mehr zu verwahren. Brust, Schultern, Schenckel und Knie können bey ältlichen Leuten nichts mehr von rauher Luft vertragen. Der Abend und Morgen-Luft müssen sie sich gar enthalten und so viel als möglich trachten den Leib in einer beständigen gleichen Verdünstung zu erhalten.

❀ ❀ ❀

Von der Luft komme ich auf die Bewegung. So nöthig diese für Geschöpse ist, welche zum Leben geschaffen sind, so unordentlich und unbedachtsam pflegen sich die Menschen darin zu verhalten.

Die armen Gelehrten und überhaupt alle diejenige welche ihre Arbeit sitzend, mit Nachdencken, Ueberlegen und Schreiben verrichten müssen, ziehen sich dadurch allerhand Uebel zu und werden nicht selten dickblütig und hypochondrisch: Eine abscheuliche Plage für Menschen welchen am meisten daran gelegen ist, den Kopf frey von schweren Dünsten zu erhalten, um die reine Vernunft in ihren wirckſamen Verrichtungen nicht zu stören. Diesen Leuten ist die Thon-Kunst, die Garten-Lust, die Gesellschaft artiger Leute, imgleichen reiten, fahren, spazieren gehen und dergleichen eine Artzney des Lebens. Diesen Ergözlichkeiten müssen sie sich um so viel weniger entziehen je mehr ihr Geist dadurch aufgeräumt, das Geblüt leicht und fliessend und die Verdauung, daran es ihnen am meisten fehlet, treflich befördert wird.

Viele haben die üble Gewohnheit vor dem Essen starck mit dem Kopf zu arbeiten und hernach wenn sie den Magen wacker angestopft und den Kopf voller Dünste haben, ein paar Stunden sich schlaffen zu legen. Diese Gewohnheit ist überaus schädlich. Kurtz vor dem Essen soll

man

man die Arbeit niederlegen und den damit angefüllten Kopf nicht mit zur Tafel bringen. Nach Tisch muß man eine kleine Bewegung vornehmen und wenn man sich besonders zur schwülen Sommers-Zeit etwas träge und schläfrich findet, ein halb Stündgen wegschlummern; trinckt man aber gleich auf das Essen ein paar Schälgen Caffee und hat sich weiter nicht überladen, so wird die Schläfrigkeit uns nicht so leicht drücken. Alten und schwächlichen Leuten erlauben unsre meiste Aertzte die Mittags-Ruhe. Starcke Bewegungen als reiten, fahren, Ball spielen und dergleichen muß man erst gegen den Abend, wenn die Verdauung geschehen ist vornehmen. Musick, Billiard, Gespräche, beym Auf- und Abgehen, Laut lesen und dergleichen schicken sich zu allen Zeiten. So nöthig die Bewegung ist so schädlich ist sie, wenn man es darin bis zur Entkräftung übermachet. Wann die Glieder ermatten, wann der Athem keuchset, wenn man erhitzet ist und die Schweiß-Löcher offen sind, so ist es Zeit daß man sich ausruhe; dabey aber sich wohl hüte daß man nicht an feuchten Orten eine Kühlung suche, oder wohl gar die Kleider von sich werffe bis man durch aus wieder kalt worden. Dieser Frevel wider die Gesundheit ist kaum der Jugend nach zusehen. Zum Jagen gehören rauhe, starcke und überaus müssige Leute. Xenophon und andre alte Philosophen mögen solches erheben wie sie wollen; Ich bin darin nicht ihrer Meynung. Das Hetzen, Jagen, Schiesen und Würgen hat in

meinen

meinen Augen etwas wildes, und übertriebenes. Ich bin gewiß, daß unsre Grosen sich und ihrem Lande mehr damit schaden als nutzen. Ich laß es gelten, wann ein angestelltes Jagen, bey angenehmer Zeit, unter dem Schall der Jagdhörner und dem Anschlagen bellender Hunde, die auf das Wild besonders abgerichtet sind, gleichsam zum Schauspiel und einem Lust-Fest dienet. Gantze Tage aber in den Wäldern herum zu lauffen und bey kalter stürmischer Witterung auf ein armes Wild zu lauern, wäre meine Sache nicht. Ich will allezeit lieber die Ehre einen Hasen zu schiesen, den Jägern überlassen.

Unter allen Bewegungen halt ich das Reiten und Fahren für die gesundeste. Ein sicherer guter Freund pflegte zu sagen: er hätte seinen Doctor im Stall. Dieser war ein guter stumpfschwänzigter Engelländer, der mit ihm durch Büsch und Wälder durchsetzte und ihm weiter keine Recepten verschrieb. Wer aber dergleichen Vortheile nicht hat, der begnüge sich diese Arzney zu Fus zu gebrauchen und sich in einer reinen Luft auf freiem Feld, oder in seinem Garten mit spazieren gehen zu üben. Er wird davon gleiche Wirckung spüren. Solte er auch zuweilen die Grab-Schippe, die Hacke, oder den Rechen mit zur Hand nehmen, so wird ihm auch diese Bewegung nicht übel bekommen, sondern vielmehr treflich zur Gesundheit gedeyhen. Er darf sodann bey Tische auch schon ein Paar Unzen

mehr essen als Cornaro und sein Schlaf wird desto süser seyn.

Im Winter, da man dergleichen Bewegungen in freier Luft und in den Gärten sich nicht machen kan, muß man auf häusliche Uebungen dencken; da kan man es schon einem Schreiner, Drechsler, Holtzhacker und dergleichen Künstlern ein wenig nachmachen. Von den Schuckeln und in Feder hängenden Maschinen, Pferden halte ich nichts; der Schwindel komt einem leicht darüber an. Das Klopfen, Hämmern, Bücher tragen und dergleichen halt ich für besser. Unter den neuesten Erfindungen der Bewegungs-Kunst zu Hause ist diejenige einer meiner Freunden sehr kurtzweilig. Dieser lässet für sich alle alte Nägel von seinen Gütern samlen und hat nebst seiner Studier-Stube eine eigne Cammer, wo allerhand dergleichen Nägelwerck und gleich daran ein Schreibtisch zu sehen ist. Seine Uebung ist mit einer ungemeinen Fertigkeit diese Nägel grad zu klopfen. Dieses, wie er sagt, ist nicht nur eine gelinde Erschütterung für alle Theile des Leibes, sondern auch ein vortrefliches Mittel zu meditiren. Und in der That, so hat er kaum 2 bis 3 Nägel glücklich gestreckt, so hat er einen Einfall oder Gedancken, den er sogleich zu Papier bringet; und darauf seine kleine Schmiede bis er des Klopfens müde ist, fortsetzet. Ich wette, daß die Alten in ihrer arte gymnastica von dieser Bewegungs-Art nichts gewust haben.

Wie

❀ ❀ ❀

Wie man seine Affecten weislich regieren, sein Gemüth stets beruhigen und der Heftigkeit seiner Leidenschaften Einhalt thun müsse, solches lehret uns die christliche Sitten-Lehre am besten. Je mehr wir ihren Lehren folgen, je mehr Behuf wird dadurch unsre Gesundheit finden; und je mehr unsre Gesundheit sich in gutem Stand befindet, je mehr wird dadurch der Geist in seinen Wircksamkeiten Kräfte bekommen; mithin bey dieser glücklichen Verhältnis eine gesunde Seele in einem gesunden Cörper wohnen.

O wie sehr bereue ich anjetzo die Ausschweifungen meiner allzulebhaften und flüchtigen Jugend. Ich machte stets einen grosmüthigen Aufwand meiner Kräfte, um eine Stärcke zu zeigen, die mir nicht natürlich war und die ich gleichwohl bey aller Gelegenheit vermessen herausforderte. Ich erschöpfte mich durch die Leibes-Uebungen und hörte fast niemals auf, als bis ich mich entkräftet fande. Ich thate die beschwerlichste Reisen in Kälte und Regen, in Nebel und Wind, in Sturm und Hitze. Ich kleidete mich leicht und trotzte, der Mode zu Ehren, dem kältesten Winter. Ich erhitzte mich in feuchten Nächten und warf die Kleider von mir, um mich zu kühlen. Ich asse und trancke alles untereinander und verdarbe dadurch den Magen. Die heftigste Leidenschaften nagten mein Gemüth und der Leib wurde von den Af-

fecten der Seele, wie diese durch die Affecten des Leibes stets mitgenommen. Das Geblüt vergallte. Die Nerven-Geister wurden angegriffen. Ich kränckelte ohne kranck zu seyn. Mit einem Wort alles arbeitete an mir auf den Umsturtz und das Verderben, da die Natur mich lehrte durch ihre Ordnung mich zu erhalten. Ich habe es also blos einer gütigen Vorsehung zu dancken, daß ich noch im Lande der Lebendigen bin; und noch fällt es mir schwer das

Servare modum finemque tueri, naturamque sequi,

zu beobachten, so oft ich mir auch vornehme diesen einfältigen Lebens-Weg, den die vernünftige Natur uns lehret, mit standhaften Schritten zu folgen. So lang man zwar unter Menschen lebt, so ist man nicht allezeit völlig Meister von seiner Lebens-Art. Man muß vieles aus einer gewissen Gefälligkeit für das gesellige Wesen und in Beziehung eines gewissen Wohlstands thun. Die Einsamkeit hat etwas allzutrauriges für Menschen die ihres gleichen lieben. Man muß einen starcken Vorrath von Gedancken und Wissenschaften haben, wenn man seiner eignen Gesellschaft nicht soll überdrüssig werden. Man muß also schon ein wenig sich nach den Schwachheiten anderer richten und sich in gleichgültigen Umständen nicht zu gezwungen und zu unfreundlich gebehrden. Allein man

man muß dabey auch seines Ruhestands und seiner Gesundheit zu schonen wissen.

O mögten wir doch einem siechen und preßhaften Leben vorkommen! Man stirbet darum nicht ehender, wann gleich die Uhre unseres Lebens mit unseren Kräften zum Ende läuft; man schleppet nur einen armen kränklichen Cörper mit langsamen Schritten und auszehrenden Schmertzen zum Grabe hin. Hier siehet man recht wie ein elend und jämmerlich Ding es um das menschliche Leben sey, und gleichwohl fürchtet man sich solches zu verliehren.

Es kostet mehr Aufmercksamkeit als Mühe die Gesundheit zu bewahren. Mäßig und ordentlich leben, meiden was uns schädlich ist, einen vergnügten Muth haben, denen Gemüths-Empörungen und Zärtlichkeiten widerstehen, Prast und Gram und nagende Sorgen fliehen; sich in keine grosse Weitläuftigkeiten einlassen; das Böse vergessen; das gegenwärtige geniesen; das zukünftige der gütigen Vorsehung überlassen; allezeit das beste hoffen; und gleichwohl so leben als ob man das schlimste zu fürchten hätte. Dieses sind, wie mich düncket die sicherste Mittel zur Erhaltung der Gesundheit.

❀ ❀ ❀

Ich würde mich glücklich achten, Ihnen mein Herr, von allem was ich hie geschrieben,

ein erbauliches Exempel zu geben. Ich bin gewiß, Sie würden demselben noch mehr als meinen Worten trauen. Ich bin mit dem grösten Eifer von der Welt dasjenige zu thun was ich lehre, und mit dem aufrichtigsten Wunsch, Sie so gesund zu sehen als man seyn kan

Mein Herr u. s. w.

Den 23. Jul. 1743.

XI. Von

XI.

Von der Haushaltungskunst überhaupt.

Die Haushaltungs-Kunst ist eine Klugheit sein Hauswesen vorsichtig einzurichten, solches in guter Ordnung zu erhalten, und seine Einnahmen zu vermehren. Sie ist in der Anwendung nicht so leicht als man meynet. Es fliesen hier zu viele Dinge in einander; und die Zufälligkeit gewisser Umständen, wo alle Klugheit und alle Vorsichtigkeit nichts vermag, verwirren öfters auch die besten Anstalten.

Soll man aber deswegen in seinem Hauswesen keine Anstalten und keine Einrichtungen machen; sondern alles auf die Zufälligkeit der Uustände und des Glückes ankommen lassen? dieses wär wider die Vernunft und wider die Pflichten eines ehrlichen Mannes. Wir müssen zum wenigsten das unsrige thun und auch darinn selbst uns gegen die Zufälligkeiten des

Glücks bedecken, daß es uns wo nicht erheben, doch nicht gar stürtzen; wo nicht reich, doch nicht nothdürftig arm, und wo nicht glänzend doch nicht verächtlich machen mögte.

Die Haushaltungskunst hat also eine zwiefache Verhältnis. Eines Theils hat sie den Wohlstand und das Ansehen des Hauses; andern theils aber die Bestreitung der Nothdurft und die Ehre der Redlichkeit zum Endzweck.

Das erste beruhet guten theils mit auf den Umständen und Zufälligkeiten des Glücks oder göttlicher Fügnissen; das andre aber komt hauptsächlich auf unsere Aufführung und häusliche Anstalten an; In jenem kan man der Macht des Verhängnisses nicht entrinnen; alle Klugheit, alle Vorsichtigkeit ist hier vergebens. Des Herrn Segen aber macht reich ohne Mühe.

Doch wie die Allmacht in allen Dingen nach denen von ihr selbst eingeführten ewigen Gesetzen der Ordnung und der Folgen wircket, so geschiehet es auch hier in Ansehung der Verhältnisse aller und jeder Menschen. Wir müssen darnach unsre Handlungen mit aller möglicher Ordnung und Behutsamkeit, deren wir fähig sind, einrichten; oder es uns selbst mit beymessen, wann unsere Sachen einen üblen Ausgang haben. Also wagt kein ehrlicher Mann in seinen Unternehmungen mehr als es seine Umstände ihm erlauben. Er verzehret nicht tausend, wenn

wenn er nur hundert einzunehmen hat. Er borgt nicht mehr als er weis, daß er bezahlen kan. Er geniest wohl seines Guts; er treibt aber die Sachen nicht biß zum Leichtsinn und zur Verschwendung. Er gebraucht alle mögliche Vorsichtigkeit niemand zur Last zu seyn, und niemand um das seinige zu bringen. Er sucht seine Geschäfte geziemend und ordentlich einzurichten, um ein nützlicher Bürger und rechtschaffener Haus-Vater zu seyn. Thut er dieses, so ist seine Ehre in Sicherheit und er mag so unglücklich seyn als er will, und so arm werden als er kan, so bleibt er doch ein ehrlicher Mann und geniest, wann er ein Weiser ist, derjenigen Hoheit des Geistes in der Redlichkeit seines Hertzens, und in der Unschuld eines guten Gewissens, die ihn weit über alle Reichthümer erhebet.

Die Freiheit, die in stiller Unschuld der Weisheit Schätze samlet, erhebet sich über alle angeerbte Titel längst vermoderter Ahnen. Die Gesellschaft böser Menschen und die Reitzungen verführischer Wollüste, vergiften nicht die Einfalt unschuldiger und reiner Sitten. Man ist weder besorgt grose Capitalien anzulegen noch in Gefahr solche zu verliehren. Man weis nichts von unaufhörlichen Rechtstreiten, noch von den Schelmereyen untreuer Hausgenossen und Pächtern. Mit einem Wort; nichts störet die Zufriedenheit eines wahren Weisen.

Allein, wo findet man solche Weisen? in dem philosophischen Lande der Vollkommenheit? da sind wir nicht. In der gegenwärtigen Welt, welche ich noch immer Mühe habe für die beste zu halten, müsseen auch die Leute, die in Anse-hung anderer Menschen weise sind, sich befleis-sen, gut zu wirthschaften. Denn es ist heut zu Tage kein Capital das schlechter sich renthiret als ein Kopf voll schöner Gedancken und Einbildun-gen. Der Weise will leben, und wann er nichts hat und nichts verdienen kan, so muß er bettlen gehen. Dieses ist ja wohl kein Handwerck für ei-nen solchen Mann. Mancher behilft sich elen-dig um seine Philosophie zu ehren, und stirbt im Elend, um die Stärcke seines Geistes zu zeigen. Ist es nicht besser mit ein wenig Demuth und Arbeit dem dürftigen Mangel und der äuserstен Noth vorbeugen? So viel man auch von der Kunst zu sterben rühmet, so halte ich doch dafür daß es noch eine grösre Kunst sey zu leben.

Diese Kunst aber zu leben erfordert viel mehr Dinge als die Kunst zu sterben. Hier braucht man nur einen kurtzen Muth sich einem gewissen Streich zu überlassen, dem man nicht entrinnen kan. Die Kunst zu leben aber erfor-dert eine stets fortwährende Sorgfalt dasjenige zu verlängern, was man alle Augenblick in Ge-fahr ist zu verlieren, und die Schmertzen und den Verdruß von sich abzuleiten der unsere Tage un-glücklich macht. Hierzu dienet nun eine ordent-liche Einrichtung unserer Lebens-Art und derer

darzu

darzu erforderlichen Nahrungs und Erhaltungs-Mittel. Nachdem also unsre Lebens-Weise ist, nachdem werden auch darzu mehr oder wenig Mittel erfordert.

Die Haushaltung eines Fürsten ist sehr unterschieden von der Haushaltung eines gemeinen Mannes, und ein Reicher hat mehr zu besorgen als ein Armer. Alle aber haben überhaupt einerley Grund, nemlich die Ordnung; Ein Fürst will oft seine Grosmuth zeigen und wird dadurch grausam. Er verschwendet von der einen Seite, was er auf der andern mit Härte erpressen lässet. Er unterhält mit schwehren Kosten eine Menge müsiger Leute an seinem Hof, die viel besser ihrer eignen Nahrung nachhiengen. Wer hat ihm weis gemacht daß er auf diese Weise grosmüthig sey? Der beste Fürst ist hier öfters noch übler dran als ein gemeiner Mann; Dieser hat nur einen kleinen Umfang von Pflichten und Geschäften zu besorgen. Der Fürst hingegen wird allenthalben angelauffen, er soll allen Leuten helffen, er soll immer schencken, immer freygebig seyn und das Geld nicht achten. Er muß viel Leute halten und niemand misvergnügt von sich lassen. Dieses, heist es, ist fürstlich. Wie könte ein Fürst grösere Sorgen haben, als alles darzu erforderliche Geld aufzubringen?

Ist es demnach schwer die Einnahmen und Ausgaben eines gemeinen Manns zu bestimmen, so ist solches noch viel schwerer in Ansehung eines

nes Fürsten. Wirthschaftet jener nicht gut, so ist der Schade nur ihm allein: fehlt es aber bey diesem an einer guten und ordentlichen Economie, so leidet darunter das gantze Land: der Hof macht Schulden, verpfändet zu hohen Zinsen die Tafel-Güter, die Aemter, ja gantze Herrschaften und Länder. Man erhält dadurch die Schwelgerey, den Pracht und den Ueberfluß bey Hof, und vermerckt nicht ehe den Mangel, als bis der Darleiher, wenn er mächtiger ist, zum Unterpfand greift, Völcker ins Land schicket und den Besitz derselben mit gewafneter Hand erzwinget. Wie viel Länder sind nicht auf diese Art Pfands weise an andre Häuser kommen?

Schiesen Privat Personen einem Fürsten Geld auf das Land, so kan man solche mit Recht Thoren nennen. Die wenigsten von dieser Art Schulden pflegen abgetragen zu werden. Es komt blos auf den Fürsten an, ob er ein ehrlicher Mann seyn und bezahlen will. Thut er solches nicht, so bleibt er deswegen doch der Fürst, und findet immer unendlichen Vorwand seine Gläubiger abzuweisen. Stirbt er, so zahlen seine Erben noch viel weniger: sie sagen Land und Leut könte man ihnen zum Nachtheil nicht versetzen. Mobillar-Güter, wann sie ein wenig gewissenhaft seyn wollen, geben sie zwar an; allein, was wollen diese sagen gegen Millionen, die manche Fürsten an Schulden hinterlassen haben?

Wir haben heut zu Tage zwey grose Fürsten-Häuser die durch ihre kluge Economie sich dergestalt hervor geschwungen haben, daß sie sich auf zwey der mächtigsten Thronen von Europa erhaben sehen? Mitler weile daß andre Fürsten-Häuser die vor hundert Jahren eben so reich und mächtig waren, durch ihre üble Haushaltung so klein geworden sind, daß ihre Printzen jenen dienen.

Der jetzige König in Preussen, als einer der klügsten Fürsten, die jemahls gelebet haben, siehet dieses vortreflich ein. Ein auserlesenes und in Waffen stets geübtes Kriegsheer; Ein ordentliches und wohl eingerichtetes Policey-Wesen; Ein Fürst der selber regieret, und beständig Geld in der Schatzkammer hat. Was können diese vier Dinge, wenn sie zusammen sind, in der Welt nicht ausrichten? Erlangt dieser grose Monarch noch auch darin seine königliche Absichten durch seine Länder zu bevölckern und reich zu machen, so hätte er alles, was er wünschen könte!

Da ich hier nur critische Anmerckungen über die Künste und Wissenschaften zu meiner eignen Belustigung schreibe, so kan ich mich in die weitläuftige Fragen der sogenannten Fürsten-Kunst nicht einlassen. Ich habe mich darüber bereits hin und wieder, so wohl in meiner Staats-Kunst, als in meinen andern Schriften frey heraus gelassen. Es fehlet grosen Herren nicht an

künst-

künstlichen Projectenmachern: Allein, ich habe beobachtet daß es denen grosen Herren damit ergehet wie unsern Land-Junckern, die, wenn sie ein wenig klüger als ihre Nachbarn seyn wollen, fleissig im Hohberg, Florino und Böckler studiren, und immer ein Experiment nach dem andern daraus in ihrer Landwirtschaft probiren, davon aber gleichwohl die wenigste anschlagen; weil die Gewohnheit, das Land und die Menschen allen Handgriffen und Arbeiten schon durchgehends eine andere Wendung gegeben haben, die sich nicht wohl ändern lassen.

Das gröste Geheimnis der Fürsten-Kunst stickt hier in der einfältigen Natur. Mit Zwang und Kunst lassen sich wohl allerhand Gewächse, die sonst einem Land nicht eigen sind, hervorbringen; allein sie kosten mehr als sie werth sind, da sie anderswo von selbst wachsen.

Ich habe z. E. die künstliche Vorschläge und Ausrechnungen von dem Seiden-Bau und der Maulbeer-Zucht, gelesen, geprüfet und untersucht und die Sache in der Theorie sehr rathsam und möglich gefunden; so bald ist aber die Sache nicht zur Ausübung gebracht worden, so hat sie dennoch fehl geschlagen. Dieses geschah insonderheit vor zehen Jahren im Würtenbergischen, da ein Franzose, Namens Rigal, die Sache so künstlich, natürlich und sicher entworffen hatte, daß ich selbst nicht begreiffen kan, warum

warum sie dem ohndeacht doch nicht bewerckstelliget wurde.

Auch ist darin den grosen Herrn übel rathen: sie können sich nicht entschliesen, etwas von ihren gegenwärtigen Einkünften schwinden zu lassen, um solche auf Wucher zu legen und den Nutzen erstlich in Zukunft davon zu erwarten. Das Volck muß den ersten Vortheil ziehen, und die Früchte seines Fleißes und seiner Arbeit geniesen. Ist es reich und wohlhabend, so laufen die Gelder herum und der Fürst empfängt alsdann einen fast unglaublichen Nutzen von seinen Bemühungen und klugen Anstalten die er zum Vortheil des Volcks gemacht hat.

Sehet hier das gantze Geheimnis der fürstlichen Macht-Kunst, wo die göttliche Vorsehung, die stets für die Wohlfahrt der Menschen wachet, eines mit dem andern so genau verbunden hat, daß eines ohne das andere nicht wohl glücklich seyn kan.

Will demnach ein Fürst sein Haus recht hoch empor bringen und seine Macht auf sichere Gründe setzen, so muß er sein Volck schonen, ihm in allem Handel und Wandel alle nur mögliche Freyheiten gestatten und dessen Wohlfart unzertrenlich mit derjenigen seines Hauses verbinden; folglich seinen Eigennutz in dem Nutzen seines Volckes suchen, so wird er ihn gewiß finden. Alle Staats-Räthe und Cameralisten,

die

die ihm andre Projecten und Rathschläge geben, und dadurch seinen Nutzen von demjenigen des Volcks absondern, sind seine wahre Feinde, die ihm unter dem Schein seine Einkünfte zu vermehren, den grösten Schaden verursachen; Nicht anders wie die unerfahrne Gärtner, die den fruchtbaren Bäumen im Beschneiden die Trag-Aeste nehmen und dadurch ihren Wachsthum verhindern.

Vier Stücke gehören zur Aufnahme eines Staats und zur Vermehrung der fürstlichen Einkünfte. 1.) Die Bevölckerung seiner Länder. 2.) Die Freiheit. 3.) Gute Policey. 4.) Sichere Nahrungs-Mittel. Das erste entstehet aus den drey andern Stücken; dann wo Freyheit, Ordnung und Nahrung ist, da giebt es Hochzeiten und Kindtauffen genug. Nur muß man dabey, wie in allen solchen Dingen, die närrische Misbräuche und vermeynte Wohlstands-Unkosten, die den Uebelstand nachziehen, ernstlich verbieten, und unter dem Volck überhaupt eine solche Lebens-Weise einführen, daß es sein Auskommen und seinen nothdürftigen Unterhalt leicht finden mögte, wie ich anderwärts schon davon gehandelt habe. (*)

Will ein Fürst ruhig seyn, und beydes, die Geschäfte seines Staats als seines Hauses wohl

* Siehe den vorhergehenden III. Theil meiner kleinen Schriften XXXIII. Brief von den Ursachen des Geldmangels.

wohl besorgen, so muß er sich meistens auf einem seiner Lust-Schlösser aufhalten, seinen Hofstaat einziehen, wenig Leute bey sich haben, und der Freyheit geniesen; denn immer im Aufputz, im Pruncк, und in der Majestät auf dem Schauplatz der grosen Welt sich zu zeigen, ist ein allzu beschwerlicher Dienst für einen weisen Fürsten, der sich gern mit der Wohlfahrt seines Volcks beschäftiget, und dabey die Künste und Wissenschaften liebet; wann er hier ein paar Vertraute um sich hat, die er besonders wohl leiden kan, und die es treu mit ihm meynen, so ist er glücklich; diesen kan er die Ausfertigung der wichtigsten Geschäften, die seine Person und sein Haus betreffen, anvertrauen, und ihnen dargegen wieder solche Vortheile geniesen lassen, die sich für sie schicken.

Wie die Haushaltung eines Fürsten im grosen geziemend und ordentlich einzurichten ist, so muß solche im kleinen bey dem Adel seyn. Er soll auf seinen Herrschaften und Landgütern wohnen, und solche nicht den Pachtern und Verwaltern preis geben. Es ist eine Narrheit, Güter haben und selbige doch nicht verwalten. Es ist eine Narrheit, das Geld davon zu ziehen, um solches an Hof und in grosen Städten zu verprassen. Dieses heist nicht wirthschaften und seinem Stamm, wie es dem wahren Adel oblieget, vorstehen, sondern den Umsturz und das Verderben davon befördern. Diejenige Fürsten, welche nur allein auf ihre eigne Hoheit und

Macht sehen, mögen dieses wohl leiden. Sie gönnen deswegen auch denen stoltzen Edelleuten gern den freien Zutrit an ihren Höfen, dann sie bringen damit den Adel, als das Haupt der Land-Stände, herunter, und erhöhen dadurch ihre eigenmächtige Gewalt: sie mögen ihm leicht dafür einige Hof-Aemter, Titel, Würden und Schauspiele geben. Sie sind alsdann Herr im Lande und können machen was sie wollen. Franckreich zeiget uns in diesem Kunststück ein lebhaftes Beyspiel, dem es einige unserer Fürsten, wie in andern Dingen, gerne nachmachen.

Vor diesem kam der Adel nur nach Hof, wenn besondere Rathschläge zu des Landes Wohlseyn musten gefast werden; oder wenn Thurniere, Beylager, fürstliche Freuden-Feste und dergl. angestellet wurden. Jetzo liegen die müsige Junckern dem Fürsten und dem Lande zur Last bey Hof: schmausen, spielen, schwelgen, borgen, versetzen ihre Geräthschaften, ihre Kleinodien, ihre Länder und ihre Güter; die kleine Junckern, ihre Kinder müssen Kriegs-Dienste nehmen, und damit ist es um die Haushaltung des Adels gethan!

Die Schuldigkeit eines jeden vernünftigen Menschen und guten Bürgers ist einen guten Haushalter abzugeben; denn dadurch setzt er sich und die Seinigen in Stand die allgemeine Nahrung im Lande zu unterhalten und die öffentliche Gefälle zu vermehren; niemand zur

Last

Last noch beschwerlich zu seyn; andern im Gegentheil, besonders Armen, Krancken und Nothdürftigen beyzustehen; Künste und Wissenschaften zu befördern, für sich selbst aber ein geruhiges, stilles und gottseliges Leben zu führen, in aller Wohlanständigkeit und Erbarkeit.

Um sich in einem so glücklichen GOtt und Menschen wohlgefälligen Stand zu erhalten, muß man sich niemals über sein Ziel messen; nicht nach hohen Dingen trachten, sondern in sich selbst und in seinem Hauswesen alle Freude und alle Ehre, wann man GOtt fürchtet und recht thut, finden. Man muß sich weder von dem Geld-Geitz noch von der Ehrsucht einnehmen lassen, sondern sich mit seinem bescheidenen Theil zu vergnügen wissen. Wird man reich, und hat solches, unter dem göttlichen Segen, seinem Fleis und seiner Ordnung zu dancken, so trachte man von seinen Reichthümern einen würdigen und vernünftigen Gebrauch zu machen; Ohne wichtige Ursachen suche man nie seinen Stand zu erhöhen; es sey dann, daß man noch nöthig hat sich aus dem Pöbel zu ziehen, um sich dadurch in solche Umstände zu setzen, wo man mit besserer Anständigkeit der erworbenen Güter sich erfreuen und dem gemeinen Wesen nützlich seyn kan.

Also mag ein reicher Handelsmann gantz wohl seine Handlung aufgeben und sich des Schacherens und Handels, wann er Güter ge-

nug erworben hat, zum besten eines andern entschlagen, mithin sich dem Adel gleich aufführen. Nur lasse man sich, wenn man reich worden ist, den kleinen Ritter-Wurm nicht plagen, mit erkauften Titeln und geborgten Würden einen Rang vor andern angesehenen und verdienten Männern zu erzwingen. Denn es geht hier insgemein nach dem gemeinen Sprichwort: Gut macht Muth, Muth macht Uebermuth und Uebermuth thut selten gut. Wer nicht bey Reichthümern und Adel herkommen ist, der weis sich selten auch darin zu schicken. Es sind keine lächerlichere Creaturen, als die Bourgeois Gentils-hommes; drum dienen sie auch treflich auf die Schaubühne. Geld macht keine Lebens-Art, sondern die Erziehung. Will man sich bey gutem Ansehen erhalten, so muß man alle Weitläuftigkeiten und alle Unordnungen meiden, seines Guts nicht misbrauchen, nie etwas böses oder unanständiges unternehmen, sein Gesind wohl halten, doch keine Misbräuche, andern zum Nachtheil, einführen; sich in allen Stücken als ein ehrlicher Mann und als ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft bezeigen. So wird der Seegen GOttes auf unseren Häusern ruhen und die Verheisung dieses und des zukünftigen Lebens ihre Kraft zeigen.

Finis

Einige oeconomische Regeln.

Man muß nicht alles thun was man thun kan, aber auch nichts unterlassen was Nutzen bringet, wann man darzu die Gelegenheit hat.

Ein kleines Gut im Frieden und Ruhe ist besser als ein groses in Gefahr und Streit.

Güter die wenig zu bauen und zu unterhalten kosten, sind allezeit denenjenigen vorzuziehen, die beständig einen grosen Aufwand erfordern.

Den Grund seines Hertzens und seines Beutels soll man nicht leicht offenbaren, dann es geben immer Menschen die beides misbrauchen.

Man muß wohl andre Leute für ehrlich halten, aber ihnen deswegen in solchen Sachen nicht zu viel trauen, wobey sie einen Nutzen haben; dann der Eigennutz ist ein heimlicher Dieb.

Um grosen Unordnungen vorzubeugen, muß man die kleine meiden, denn aus den kleinen entstehen die grosen.

Man muß zuvor seine Schwäche kennen, ehe man seine Stärcke zeigen will; und muß lieber klein scheinen als gros verderben.

Es ist besser einem Feind dienen, als sich mit Schaden an ihm rächen.

Es ist ein gemeiner Fehler, daß man im nöthigen sparet, was man im unnöthigen verschwendet. Erstlich die Nothdurft besorgt, hernach sieht man was für den Wohlstand, für die Ehre und für den Pracht übrig bleibt.

Der Müssiggang gleicht der Auszehrung: man verdirbt und mercket solches nicht eher als bis man verdorben ist.

Das sicherste Mittel zum reich werden ist Arbeit und Vernunft. Erworbene Güter aber zu erhalten und zu geniesen, darzu werden zwey Stücke erfordert, nemlich Ordnung und Weisheit.

Wenn der gemeine Mann wüste hauszuhalten, so würde ein Mangel an armen Leuten seyn. Wo aber würde man alsdenn Knechte und Mägde hernehmen.?

Der Reichthum hat unter den Lastern nur einen Freund, nemlich den Geitz; die andre sind ihm alle feind und suchen ihm zu schaden.

Wo die Advocaten und Aertzte in einem Haus viel Nahrung finden, da sincken die Einwohner ins Verderben.

Wer grose Ausgaben und kleine Einkünfte hat, der muß seinem Verderben grosmüthig entgegen sehen.

Der Hochmuth der zur Verschwendung Anlas giebt, findet seine Strafe wo er sein Vergnügen sucht.

Wer ruhig leben will, muß nicht nach grosen Reichthümern trachten. Er muß sich aber gegen den Mangel zu bewahren suchen; denn die Sorgen der Nahrung machen eben so viel Unruhe als die Verwaltung groser Reichthümer.

Viele bauen im kleinen und reissen im grosen nieder; dieses aber ist verkehrt: man muß das kleine beobachten, um das grose zu erhalten.

Wer viel unnöthige Mäuler speiset und prächtige Gebäude führet, der muß sehr reich seyn, oder sich nicht fürchten arm zu werden. Syrach sagt: Wer sein Haus bauet mit andrer Leute Gut der sammlet sich Steine zum Grabe.

Ein guter Hauswirth muß nach allem sehen, und sich auch auf das beste Gesind nicht verlassen; denn man verwahrt immer sein eignes Gut besser als ein anderer.

Zu viel Geschäfte machen Unordnungen, zu wenig lange Weile. Der ist klug der nicht mehr unternimt, als was er bestreiten kan.

Es ist eine Kunst das Geld bey Gelegenheit zu verachten, um dadurch Geld zu gewinnen; es ist aber eine Thorheit solches auf Windhandel, Actien, Lotterien und dergleichen blosen Glücks-Fällen anzugeben.

Man verliehret weniger an etwas Guts das theuer ist, als an etwas schlechtes, so nicht viel kostet.

Man lässet sich besser bey einer vernünftigen Sparsamkeit höhnen, als bey einer thörigten Freigebigkeit loben, und richtet sich klüger nach seinen Umständen, als nach andrer Leute Urtheile.

Ein vernüftig Weib ist besser ohne Heyraths-Gut, als eine Unvernünftige, die viel Geld hat, und nicht weis hauszuhalten.

Die sicherste Gewalt die ein vernünftiger Vater einem verschwenderischen Sohn entgegen setzen kan, ist, daß er seine erste Ausschweiffungen mit Mangel strafet, so wird er dadurch verhindern, daß er die zweyte nicht begehet.

XII.

Von der Theologie oder GOttesgelehrtheit.

Die Religion ist entweder theoretisch oder practisch, oder beydes zugleich. Die theoretische Religion gehöret zu den Wissenschaften, die practische zu dem Glauben, und beyde zugleich zur Weisheit.

Die erste Gattung ist die gemeinste, denn fast alle Menschen haben eine nach ihren Umständen und Fähigkeiten eingerichtete Wissenschaft von ihrer Religion; die zweyte Gattung, nemlich der Glaube ist die heilsamste. Dieser hat seinen Einfluß auf unsern Lebens-Wandel und die Verheisung einer ewigen Seligkeit. Die dritte aber ist die vollkommenste; denn sie faßet nicht nur den seligmachenden Glauben in sich, sondern sie unterhält sich auch mit dem erhabensten Erkentnis göttlicher Dinge.

Der Glaube setzet einen Lehrbegrif voraus, der sich auf gewisse Wahrheiten gründet. Der Lehrbegriff aber kan auch ohne Glauben seyn. Man kan ihn annehmen ohne darnach zu thun. Der Glaube aber kan seiner Natur nach nicht anders als wirksam seyn. Alle Christen werden Glaubige genennet, weil sie den Lehrbegriff der evangelischen Wahrheiten annehmen; allein wo der Glaube sich nicht durch die Wercke zeiget, da fehlet davon das wesentliche und ist eigentlich kein Glaube, sondern ein bloser Lehrbegriff.

Unter allen Lehr-Arten, damit man die Religion denen Menschen beyzubringen pfleget, ist die homiletische die beste, weil sie die einfältigste und deutlichste ist. Sie nimt den Menschen zum Vorwurff: sie untersucht dessen natürliche Eigenschaften, Fähigkeiten und Affecten, und richtet darnach ihren guntzen Vortrag. Sie gründet sich also auf die Sittenlehre und zeiget dem Menschen die Pflichten gegen GOtt, gegen sich selbst und gegen andre. So lehrten Christus und seine Apostel die Religion. Alle ihre Lehren bezogen sich auf den innern und äussern Menschen, auf die Tugend, auf ein heiliges, frommes und gottseliges Leben in dem Glauben, welcher mit der Liebe unzertrennlich verknüpfet ist.

Die systematische Lehr-Art ist blos allein für den Verstand; sie hat ihren vortreflichen

Nutzen

Nutzen in den Schulen der Gelehrten; denn alle Wissenschaften, welche in einem ordentlichen Zusammenhang, auf sichern und unumstöslichen Gründen beruhen, dienen der Wahrheit zu einem stattlichen Hülfs-Mittel. Man siehet wie ein Lehrsatz mit dem andern auf das genaueste verbunden ist; man lernet sichere Schlüsse machen, man theilet die einzele Begriffe, man prüfet einen Satz nach dem andern, man lernet solche beweisen und verbindet sie mit den Haupt-Sätzen dergestalt, daß daraus ein gantzes bewährtes Lehr-Gebäude wird.

Die polemische Lehr-Art beschäftiget sich mit Widerlegungen der Irrthümer: sie hat ihren grosen Nutzen um diejenige Wahrheiten zu prüfen, die zu einem richtigen Begriff der christlichen Religion gehören. Sie zeiget mit einer lebhaften, deutlichen und gründlichen Art die Quellen der falschen Schlüsse, womit man irrige Lehr-Sätze zu vertheidigen pfleget. Sie bedienet sich zu dem Ende gewisser Grund-Sätzen, die der Gegentheil annimt, oder doch vernünftiger Weise annehmen muß, und zeiget durch unlaugbare Folgen, wo er davon abgehet. Soll aber diese Lehr-Art denen Wahrheiten der Religion zur Beförderung dienen, so muß sie nicht mit einer unanständigen und ungestümmen Heftigkeit getrieben werden. Man muß alle persönliche Anzüglichkeiten dabey vermeiden. Nicht mit Schelten und Schmähen und Poltern auf die Irrende losbrechen, weil solches nichts als

Ver-

Verbitterung und Haß und Feindschaft verursachet. Doch darf man dabey wohl ein beissendes Saltz und eine scharffsinnige Ironie gebrauchen, um das Ungereimte, Lächerliche und sich selbst widersprechende in einem verkehrten Lehr-Satz zu zeigen; allein, diese Waffen gelten nicht, als in einem allgemeinen Vortrag und nicht gegen einzelne Personen, welche dadurch könten verunglimpfet merden. Hier gilt die Regel, daß man wohl auf Laster und Irrthümer schelten mag aber der Personen dabey mit Bescheidenheit schonen müsse

Dicere de vitiis, parcere personis.

Die exegetische Lehrart dienet zur Auslegung und Erläuterung der heiligen Bücher. Hierzu gehören gelehrte und beides in den Grund-Sprachen als Alterthümern wohl erfahrne Leute, die nicht durch Vorurtheile ihrer von Jugend auf angenommenen Lehr-Sätze, sondern blos allein von der Liebe zur Wahrheit sich leiten lassen. Es gehöret ferner darzu Einsicht, Scharfsinnigkeit und eine besondere Geschicklichkeit den verborgenen Sinn klar und deutlich zu machen; und das historische von dem gesetzlichen genau zu unterscheiden, damit die Grund-Wahrheiten durch andre Nebensätze nicht mögen geschwächt, zweiffelhaft und unverständlich gemacht werden. Hier gilt die Regel, die wir so wenig beobachten, und die gleichwohl zur Befestigung der Wahrheit so unumgänglich nöthig ist; nemlich, daß

wir

wir aus allgemeinen und deutlichen Sätzen, die besondere und undeutliche erklären müssen.

Die mystische Theologie hat eigentlich keine besondere Lehr-Art: sie beziehet sich auf eine bloße Empfindung des Glaubens in dem Willen: sie versencket sich in GOtt mit einer hohen und unbegreiflichen Liebe: sie beschäftiget sich weder mit äuserlichen Bildern noch mit Vernunft-Schlüssen, noch mit Streit-Fragen. Sie liebet und lebet und wandelt vor GOtt in Unschuld und Einfalt des Herzens. Sie ist die Theologie der Asceten und göttlicher Peripatetricker. Sie ist der höchste Grad der Abgezogenheit des sinnlichen Lebens. Treibet man aber den empfindlichen Theil der Seele zu weit in die Einbildungskraft, und vergisset dabey der Einfalt in dem lautern Theil der Vernunft, so geschiehet es öfters, daß aus dergleichen Mystick ein fanatischer Schwerm-Geist entstehet.

Wahre Mysticker aber, welche in der reinen Liebe und Einfalt bleiben, haben sich für solchen Ausfällen und Abweigungen nicht zu fürchten; denn sie stehen in der Gemeinschaft GOttes und können mit Paulo ausrufen: Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Gal. 2, 20. Die alten Einsiedler, Asceten, und Anachoreten, welche sich in den finstern Zeiten von dem Lermen der zänkischen Schrift-gelehrten zu entfernen suchten, waren meistens solche Mysticker.

Ich übergehe die analytische, synthetische, asthetische, anacromatische und übrige besondere Lehrarten, weil sie in denen vorhergehenden schon einigermassen mit begriffen sind. Ich glaube, daß obige hinlänglich sein werden, uns von der vornehmsten Lehrarten der Theologie einen verständlichen Begrif zu geben.

Ich komme auf die Theologie selbst. Solche wird in zwey Haupt-Theil getheilet, nemlich in die natürliche und offenbarte; jene leitet ihre Warheiten aus der Vernunft, diese aus den Büchern der Heil. Schrift. Eine Religion beziehet sich auf die andere. Die natürliche Religion ist allen gesitteten Völkern gemein. Die Menschen wissen daß ein GOtt sey, denn GOtt selbst hat es ihnen offenbaret. Röm. 1, 19. Die Himmel erzehlen die Ehre GOttes, und die Feste verkündigen seiner Hände Werk. Ein Tag sagets dem andern und eine Nacht thuts kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höret. Ps. 19. Sie wissen auch daß ein Gesetz sey, denn die Natur lehret ihnen solches. Ja sie sind sich selbst, wie Paulus redet, ein Gesetz. Röm. 2, 14. Sie werden auch in Ermangelung eines näheren Lichts, darnach geurtheilet und gerichtet; denn das Gesetz ist ihnen in ihr Herz geschrieben, ihr Gewissen ist davon überzeuget: Ihre Gedancken verklagen und entschuldigen sich untereinander. Eben das. v. 15.

Ich

Die offenbarte Religion beziehet sich auf folgenden Grund. Der Mensch sahe sich nicht so bald in der ihm angeschaffenen Freiheit, so verfiel er in eine unselige Abweichung von GOtt. An statt des reinsten Lichts, das in seiner Seele strahlte, und ihm das unendlich liebenswürdigste Wesen der Gottheit entdeckte, wurde bey ihm alles finster. Sein Verstand verlohr die selige Erkentnis des Guten, und sein Wille wurde geneigt zu allem Bösen. Kurz, der Mensch gerieth in das äuserste Verderben.

GOtt, nach seiner unendlichen Barmhertzigkeit, wolte ein Geschöpfe, welches er in einem erhöheten Grad vor andern fähig gemacht hatte, ihn zu erkennen und zu lieben, nicht in diesem Verderben lassen. Er gebrauchte also ein seiner Gottheit anständiges Mittel den gefallenen Menschen zu retten. Er sandte Christum seinen eingebohrnen Sohn in die Welt, dieser solte, als ein Mensch, die Schuld und Strafe des ganzen menschlichen Geschlechts tragen, demselbigen den verlohrnen Weg des Heils wieder zeigen, und solches durch die Vereinigung der beiden Naturen, nemlich der göttlichen und menschlichen, wieder zu GOtt hinbringen und mit GOtt vereinigen. GOtt wehlte sich zu dem Ende ein besonderes Volk, nemlich die Kinder Israel, welches noch bis auf den heutigen Tag unter den Juden fortdauret; diesem gab er sein Gesetz, und lies ihm die Zukunft des Erlösers voraus verkündigen. Es wurde bis dahin nicht

allein

allein durch Wunderwerke, sondern auch durch einen besondern Gottesdienst regieret; wobey der HErr ganz eigene Merkmäler seiner heiligen Gegenwart verspüren lies. Er offenbarte sich durch sichtbare Zeichen und durch seine Propheten. Diese verfaßten was geschah in Bücher, deren einige bis auf unsre Zeiten gekommen sind und die Bücher des alten Bunds genennet werden.

Christus erschien darauf, wie es war verkündiget worden. Die Begebenheiten der ganzen Welt musten sich nach denen grosen Absichten GOttes fügen, Christum im Fleisch zu verklären, und denselben, als den Erlöser des menschlichen Geschlechts, bekant zu machen. Christus selbst gab sich für den zu erkennen, der er war. Seine Lehre, seine Wunderwerke, sein Leiden, sein Todt, seine Auferstehung, und die Zeugnisse der Evangelisten und Apostel, die wir noch in unsern Händen haben, bewähren, daß Christus JEsus gekommen ist, und daß solchemnach die Weissagungen erfüllet sind. Diese Zeugnisse machen die Bücher des neuen Bundes aus, und aus diesen sowohl als aus den Büchern des alten Bunds bestehet die offenbarte Religion.

Der Vorzug der offenbarten Religion vor der natürlichen ist überaus gros; dargegen aber ist sie auch mehr Widersprüchen unterworfen; denn daß GOtt soll erschienen sein und geredet haben,

haben; daß er selbst sein Gesetz auf zwey steinerne Tafeln soll eingegraben haben; daß er durch seinen Knecht Moses einen ceremonialischen Dienst mit Beyfügung vieler Kleinigkeiten hat einführen lassen, daß sein Sohn im Fleisch erschienen, Knechts-Gestalt an sich genommen, gelitten, gestorben, begraben, auferstanden und wieder gen Himmel gefahren sey: Gegen alles dieses findet die vorwitzige und stoltze Critick eines natürlich denckenden Geistes vieles einzuwenden; allein, so bald erkennet er nicht von der einen Seite seine Schwäche in Ansehung der göttlichen Rathschläge; und von der andern die unumstösliche Beweisthümer, an welchen er noch weit mehr Mühe findet zu widersprechen als anzunehmen; so muß er sich unter den Gehorsam des Glaubens gefangen geben und erkennen, daß die Kräfte seiner Vernunft im geringsten nicht zulangen, von dem göttlichen Verhältnis und seinen verborgenen Rathschlägen ein gegründetes Urtheil abzufassen. Der Verstand des Menschen kan bey allen seinen Vernunft-Schlüssen nicht dasjenige läugnen, was geschiehet? Diese Art des Beweisthums führet allezeit eine vollkommene Ueberzeugung mit sich, wenn man gleich den Zusammenhang davon nicht einsehen kan. Die Vernunft wird also hier zur Bescheidenheit angewiesen. Sie siehet die Merckmäler von etwas göttliches; sie schweiget und glaubet.

Wir haben so viele überzeugende Schriften von der Wahrheit der christlichen Religion;

daß ich nicht begreiffen kan, wie dargegen noch so viele Naturalisten die Waffen führen mögen. Grotius, Abbadie, Bossuet, Fenelon, Racine, Herr v. Mosheim, Herr Sack und noch viele andre vortrefliche Männer mehr, haben solche mit aller möglichen Ueberzeugung stattlich vertheidiget. Was mich aber hierbey am meisten verwirret, ist, daß dem ohngeachtet die Zahl der Unglaubigen zu unsern Tagen noch immer sich vermehret und daß das wahre Christenthum fast selbst unter den Christen beginnet rar zu werden.

Soll ich davon die Ursachen entdecken? Sie sind nicht schwer ausfindig zu machen. Sie haften in unserm Willen. Dieser ist verdorben und lässet sich mehr von seinen Affecten als von der ächten Liebe der Wahrheit einnehmen. Wir sind unglaubig, weil wir es seyn wollen, und weil wir alle Mittel gebrauchen, es zu seyn. Das sanfte Joch unseres Heilandes düncket uns zu schwer; die reine Triebe der Tugend rühren nicht unsere von groben Leidenschaften eingenommene Sinnen. Die hohe Empfindungen der Liebe sind uns unbekant; wie solten wir von ihren himmlischen Annehmlichkeiten können eingenommen werden? Wir suchen nur unsere unordentliche Begierden zu vergnügen, und diese machen eine Feindschaft und Trennung zwischen GOtt und dem Menschen, nach Röm. 8, 7. An statt uns einander zu lieben und unter unserm einzigen Haupt JEsu Christo vereiniget zu seyn, verfolgen und verdammen wir einander

der über bloſe Fragen und Lehrbegriffe, über welche man zancket und aus welchen man den Glauben beſtehen macht; da doch der Glaube ein gantz ander Ding iſt; denn wir haben Chriſtum nicht alſo gelernet, wenn wir anders von ihm gehöret haben, wie in ihm ein rechtſchaffen Weſen iſt. Eph. 4, 21.

Da man nun immer über den Glauben miteinander ſtreitet und zancket, ohne die Früchte des Glaubens zu zeigen; ſo bleibet auch der Glaube in dem Menſchen todt, und zeiget nicht die mindeſte Erhebung unſeres Geiſtes.

Komt man in unſere Kirchen, ſo höret man in den meiſten mühſam ausgeſtudirte Reden, die auf eine gekünſtelte Vorſtellung gewiſſer Lehr-Begriffe hinauslauffen, und ohne Geiſt und Leben ſind, mithin als todte Buchſtaben auch weiter keinen Eindruck in die Seelen der Zuhörer machen; ſie zeigen wohl von der Gelehrſamkeit der Lehrer, aber ſie beſſern nicht.

Ich errinnere mich bey dieſer Gelegenheit folgender Begebenheit. Der berühmte Grotius hatte zu Paris, als ſchwediſcher Geſandter, einen lutheriſchen und reformirten Geiſtlichen bey ſich. Sie predigten Wechſelsweiſe und miſchten in ihre Vorträge die Streit-Fragen, die damahls unter dieſen beyden Religions-Verwandten Mode waren. Grotius verwies ihnen dieſen Eifer. Ihr Herrn, ſprach er zu

ihnen, ihr prediget für mich. Ich verstehe die Dinge besser als ihr. Ich bitte euch demnach, macht ein Ende mit eurem Gezänck. Ja, sprach der eine von beyden, man kan doch gleichwohl dem Heiligen Geist nicht das Maul verstopfen. Verzeihet mir, versetzte Grotius darauf; ich wuste nicht daß ich den Heiligen Geist im Hause hatte. Ihr werdet so gut seyn und mich weiter nicht in Gefahr setzen, mich an Euch zu versündigen, und damit gab er ihm seinen Abschied.

Mir fällt hier noch eine andere Begebenheit bey, die sich hieher schicket. Ein reicher Bauer in einer nordischen Provintz, hörte mit vieler Andacht die Predigten seines Pastors. Dieser war ein gantzer Redner; er verstund den homiletischen Vortrag unvergleichlich; er konte seine Zuhörer bewegen und weinen machen, wie er wolte. Der reiche Bauer, der mehr als eine bäuerische Seele hatte, fand sich dadurch gerühret. Er sann der Sache nach, und dachte, es sey doch gleichwohl schön, wenn man so leben könte, wie der Pfarrer aus den Evangelien und Episteln solches lehrte. Was geschah? Er mästete ein Paar Ochsen und brachte sie dem Pfarrer. Dieser war andergleichen Freygebigkeiten von Seiten seiner Pfarr-Kindern nicht gewohnt. Er fragte seinen Wohlthäter, was ihndoch darzu bewegte, ihm ein so fettes Geschencke zu überreichen. Ich wolte euch, ehrwürdiger Herr, antwortete der Bauer gern etwas sagen, ich fürchte aber, ihr mögtet mir die Freiheit übel nehmen. Der Pfarrer konte ihm solche

che gegen ein Paar Ochsen wohl erlauben. Er brachte also seine Sache vor: Ihr prediget so schön, Herr Pastor, sprach er, und thut es doch selber nicht. Dieses macht mir einen grossen Zweiffel, ob auch das alles so wahr seyn mögte, was ihr sagt. Der Pfarrer, der seine Sitten noch mit von Universitäten gebracht hatte, fand sich durch diese Rede sehr getroffen. Er sprach: Freund! ihr habt recht. Ich habe mit einem Ochsen genug, behaltet den andern für euch. Dieses soll uns zum Andencken dienen, daß wir uns beide bessern wollen. Ich will mit GOttes Hülfe thun was ich lehre, und ihr werdet wohl thun wann ihr meinen Lehren folget. Nie sind zwey gemästete Ochsen besser angewendet worden.

Ich bin versichert, wann man an statt der Streit-Fragen das Evangelium predigte und den Leuten zeigte, wie sie den theuren Lehren unsers Heilandes in Glaube und Liebe folgen solten, die Lehrer aber mit gutem Exempel vorgiengen, das Christenthum bald eine andre Gestalt gewinnen würde.

Ich schliese diese Anmerckungen über die Theologie mit dem überaus nachdencklichen Begriff, den uns der grose Erasmus von dieser vornehmsten Wissenschaft unter allen gegeben hat. Dessen Worte finden sich in seiner Præfat. in Hilarium und lauten wie folgt:

Summa nostræ Religionis est pax & unanimitas. Ea vix constare poterit, nisi de ea quam potest pauciſſimis definiamus & in multis liberum relinquamus suum cuique judicium.

XIII.

Von der Wahrsagerey und andern verborgenen Wissenschaften.

Satius est supervacua scire quam nihil: Illi non præferunt lumen per quod acies dirigatur ad verum: Hi oculos mihi effodiunt. Si Protagoræ credo, nihil in rerum natura est, nisi dubium. Si Nausiphani, hoc unum certum est, nihil esse certi. Si Parmenidi, nihil est præter unum. Si Zenoni, ne unum quidem. Quid ergo nos sumus? Quid ista quæ nos circumstant, alunt, sustinent, tota rerum natura umbra est, aut inanis, aut fallax. Non facile dixerim, utrum magis irascar illis, qui nos nihil scire voluerunt, an illis, qui ne hoc quidem nobis reliquerunt nihil scire. *Seneca.*

Mein Herr!

WAs wollen Sie, daß ich Ihnen von denen Prophezeyungen sagen soll, die Sie mir gesandt haben? Fürwahr, ich verstehe davon sehr wenig. Und wenn Sie sagen,

gen, daß dieselbe ihre Richtigkeit hätten, indem sie auch eintreffen, so verstehe ich davon noch weniger. Ich bin von denen Leuten, die nur einen kleinen Umfang des Verstandes haben, und die nichts sehen können, als was vor ihnen ist. Ich habe die alten Propheten als ein unschuldiger Laye gelesen; und ich werde ihnen zehenmal lieber meine Unwissenheit bekennen, als meine Zuflucht zu den siebenzig Dollmetschern nehmen. Es ist mir genug, daß ich in diesen Büchern Merckmahle einer Göttlichen Weisheit finde, um auch dasjenige zu verehren, was ich darinnen nicht verstehe. Ich bete in allen Geheimnissen denjenigen GOtt an, der so starck als verborgen ist, und der nichts destoweniger der GOtt Israel, der Heiland ist, wie ihn Esaias im 45. Cap. v. 15. nennet. Die Prophezeiungen, davon hier die Rede ist, dürften wohl nicht allerdings aus einer so reinen Quelle kommen. Die Unvollkommenheit, die sich in allen Wissenschaften äusert, scheinet sich auch hierin zu entdecken. Die Sybillen, Nostradamus, Paracelsus, Carion, Lichtenberg, Grimbeck, Poniatovia, und viele andere dergleichen Prophetische Geister, haben ihre Wahrsagereyen gedruckt hinterlassen; allein die wenigste darunter hat die Erfahrung geheiliget.

Es ist wahr, die Prophezeiung des guten Bruders Seebalds hat etwas besonders, sie sagt gewisse Begebenheiten voraus, die wircklich nach ihren Umständen heut zu Tage scheinen in die

Erfüllung zugehen. Ja er hat so gar auch das Jahr davon benennet. Alles dieses setzet mich in eine tieffe Verwunderung. Es beweiset wenigstens, daß etwas wirckliches in denen Prophezeiungen sey. Der Geist des Nostradamus sah viele Dinge voraus; allein er konte sich nicht darüber deutlich heraus lassen. Die Begebenheiten musten, wann sie sich äuserten, dazu zum Schlüssel dienen. Alles ist bey ihm fast durchgehends so verwirret, und so zweydeutig, wie die ehmahlige Orakels-Sprüche. Dieses hat Anlas gegeben, von ihm zu sagen:

Nostra damus, cum falsa damus. *

Ich beobachte in denen meisten Prophezeyungen, die ich mir die Mühe gegeben habe zu lesen, (dann in der That ist es mühsam so verworrenes Zeug zu lesen,) daß sie in vielen Stücken mangelhaft sind, und bey einem sehr dunckeln und seltsamen Vortrag, beydes die Zeiten und die Völcker sowohl als die Personen und Umstände gantz untereinander mengen. Ja, es ist fast keine unsinnigere Sprache, als diejenige, deren sich insgemein die prophetische Geister zu bedienen pflegen. Wollen sie nicht verstanden seyn, warum reden sie? doch ich bescheide mich. Die Gabe zu prophezeyen ist eine besondere Gabe. Es wird also auch eine besondere Gabe seyn, sie zu verstehen. Des Bruders Se-

* Voiage de France par. M. Rouviere, wo pag. 394. dessen Grabmal zu lesen ist.

Sebalds Geist ist von den deutlichsten, die ich noch jemals gekant habe, dann er redet sehr aufrichtig, und nennet als ein einfältiger Layen-Bruder, die Sache bey ihrem rechten Namen. Die Mythologie ist seine Sache eben so wenig, als die Wappen-Kunst, womit sonst die andern Geister ihr geheimes Spiel haben. Ich besitze, nebst vielen dergleichen gedruckten Schriften, auch eine eigne Sammlung von geschriebenen Prophezeyungen, welche zum theil sehr alt sind und wunderlich genug lauten. Ich hatte solche unserm besonders in der mystischen Theologie gelehrten Herrn Professor König gegeben, um davon die wichtigsten auszuziehen und der Welt seine Meynungen und Anmerckungen darüber mitzutheilen; allein dieser geschickte Mann, zeigte nicht sobald bey gewissen Gelegenheiten, daß er in solchen Dingen etwas weiter sah, als ich und andere Leute, so hatte man ihn damit zum besten, und spottete seiner öffentlich in den gelehrten Zeitungen. Er gab mir also meine schöne Raritäten wieder zuruck, und keiner von den Leuten, die ihn durchgelassen haben, ist gleichwohl im Stand mir etwas klügeres darüber zu sagen.

Die Wahrsagerey ist eine der ältesten Wissenschaften in der Welt, insonderheit war Egypten das rechte Land der Wahrsager und Zeichendeuter. Diese Völcker, welche bey ihrer schwartzen Galle eine erhitzte und lebhafte Einbungs-Kraft besassen, legten sich mit besonderem

derem Fleiß auf die sogenannte Magie und geheime Wissenschaften. Sie trieben diese Philosophie so weit als sie gehen konte. Von ihnen lernten sie die Chaldäer, die Araber, die Griechen und die andre Völcker in Klein- und Gros-Asien.

Wenn man betrachtet, wie man ehemahls die Orakels-Sprüche herausgebracht, so siehet man, daß man die Kräfte der Natur gewaltig übertrieb, und die Menschen öfters dabey in eine erschreckliche Verwirrung der Sinnen brachte. Die Priesterin, oder sogenannte Pythia, bey dem berühmten Orakel zu Delfis muste drey Tage lang vorher fasten; hernach sich in dem castalischen Brunnen baden, darauf eine Menge dieses Wassers einschlucken, welches allem Vermuthen nach eine starcke mineralische Kraft, wie unsre Sauer-Brunnen, die den Kopf sehr pflegen einzunehmen, bey sich mogte geführet haben. Sie muste dabey, wenn dieses geschehen, Lorbeer-Blätter kauen, welche bey der castalischen Quelle gesamlet wurden. Darauf führte man sie in den Tempel, und setzte sie auf den Dreyfus. Dieses war ein Gestell von dreyen Füsen, das auf ein Loch gesetzet wurde, wo aus einer Höle ein so starcker Qualm herauf dünstete, daß viele Leute, die solchen in sich gezogen, davon sind unsinnig und rasend worden. Mann setzte deswegen die Pythia auf eine solche Art, wo die Ausdünstungen nicht so starck und gefährlich waren. Sobald aber begunte der Qualm ihr

nicht

nicht den Kopf einzunehmen, so gewann sie eine scheusliche Gestalt. Die Haare auf ihrem Haupte zogen sich in die Höhe; ihr Mund schäumte, die Augen starrten, die Glieder zitterten, und der gantze Leib wurde bewegt: Bangigkeit, Schrecken und Wuth riß sie von der Stelle. Die Priester aber hielten sie. Ihr Geschrey, ihr Heulen, ihr Wehklagen erfüllte mit einem gräslichen Thon den gantzen Tempel. Endlich wich sie der Macht und sanck nieder. In solcher vermeynten Entzückung brachte sie allerhand gebrochene Wörter hervor, welche die Priester sorgfältig auffiengen, solche zusammen setzten, und ihnen einen Sinn gaben, welchen hernach die Poeter in einigen Versen nach ihrem Gutbefinden ausdruckten. Man nahm sie darauf von dem Dreyfuß wieder weg, und brachte sie in ihre Zelle, wo sie viele Tage zu thun hatte, bis sie wieder zurecht kam, wann sie nicht gar darüber plötzlich des Todtes war.

Ich glaube gewis, wenn man heut zu Tage bey einer Frauens-Person diese Mittel ins Werck setzen wolte, sie eben sowohl wie die Delfische würde weissagen können. Man hat gewisse Kräuter und Säfte, welche die Einbildungs-Kräfte ungemein erhitzen und aufbringen, geschweige, wann ein schwefelichter Dunst, wie z. E. der Dampf von den Steinkohlen, den Kopf betäubet; so ist kein Zweifel, er dürfte eben diese Wirckung als der Qualm aus der

castalischen Höle verursachen, und eine Art von Enthusiasterey hervorbringen, die einem solchen prophetischen Geist sehr nah kommen solte. Des Bachus süsser Reben-Saft vermag allein die Geister aufzubringen, und manchen Dichter in der poetischen Entzückung bis zum Propheten zu machen.

Bey allem dem können wir inzwischen doch nicht läugnen, daß nicht der Geist der Wahrsagerey öffters grose und wichtige Dinge solte voraus gesagt haben. Wer die Geschichte davon ausziehen wolte, würde damit ein groses Buch ausfüllen.

Wir können auch nicht läugnen, daß GOtt nicht einen gewissen Grund-Riß in der Schöpfung der Welt geleget habe, davon sich die Züge so wohl in der gantzen Natur überhaupt, als in gewissen einzeln Begebenheiten entdecken, wenn man gewohnt ist, darauf mit einem tief abgezogenen Sinn zu mercken und ihren Zusammenhang nach ihren verschiedenen Wirckfamkeiten einzusehen; allein, weil GOtt nach seiner unumschränckten Willens-Kraft alle Dinge in dieser Welt so zu verhängen und einzurichten pfleget, wie es ihm gefällt; mithin an die Ordnung der Dinge selbst nicht weiter gebunden ist; als er nach seinen unerforschlichen Absichten es für gut findet, so ist daraus leicht zu schliesen, daß die Entstehung der Dinge, wie wir sie öffters einsehen, keine geometrische Nothwendig-

keit

keit in sich schliesen. GOtt, als HErr und Meister alles dessen, was da ist, pfleget die Reihe der Folgen in der Ordnung der Dinge so zu regieren, und ihre Gänge und Trieb-Federn dergestalt einzuhängen, daß ihre Bestimmung und fortwaltende Wirckſamkeiten blos allein in seinem Willem beruhen. Also sind die Dinge, die geschehen, nicht absolut nothwendig. Sind die Entstehungen der Dinge nicht absolut nothwendig, so sind sie auch nicht in der Reihe der Folgen unfehlbar. Sind sie nicht unfehlbar, so sind auch die Schlüsse, die ein scharfdenckender Verstand, aus dem Zusammenhang gewisser Umstände in der Natur zu machen fähig seyn mag, von keiner physicalischen Gewisheit.

Alles was unter dem Gestirne lebet, fühlet die Einflüsse ihrer Wirckſamkeiten; alles hängt in der Natur zusammen, wie ein Ring in einer Kette an den andern geschlungen ist. Ein Ding wircket immer auf das andere, und die Entstehung des einen ist zugleich die Ursache des andern. Die Gestalten und Formen rühren von den Eindrücken der Ursachen her. Was wir Verhängnis, Glück, und Zufall nennen, hat seinen unfehlbaren Grund in den Dingen die vorher gehen.

Fata regunt orbem, certa stant omnia lege
Longaque per certos signantur tempora cursus

Nascen-

Nascentes morimur, finis ab origine pendet.

Also bestehet die gantze Natur aus dem Zusammenhang einzelner Theile, die sich auf das Gantze beziehen. Dieser Zusammenhang äusert sich in allem, was geschiehet. Ein jedes Sonnen-Stäubgen, das in Bewegung ist, bewegt sich nach dem Verhältnis der andern Dingen, die sie umgeben. Das Wasser beweget die Luft, und diese hinwieder das Wasser, beyde aber werden durch das Feuer beweget, indem dieses Element durch seine elastische Kraft, allen Dingen den ersten Trieb zu geben scheinet. Hier ist nichts ohne vorhergehende Ursache. Eines entstehet immer aus dem andern. So gar, daß auch die kleinsten Dinge in dieser Reihe der Folgen mit eingeschlossen sind.

Es ist wahrscheinlich, daß die alten Chaldäer und Egypter diesen Zusammenhang der Natur viel genauer und tiefer müssen eingesehen haben, als unsre heutige Weltweisen, denn wir lesen mit Verwunderung, wie weit sie sich derselben zu gebrauchen gewußt. Obgleich nicht zu läugnen, daß viele betrügerische Gauckeleyen dabey mit unter gelauffen sind. Wolten wir keine Magie und keine Prophezeyungen vor möglich annehmen, so würde die gantze geoffenbarte Religion wegfallen, und noch weniger Wahrheit von allen dergleichen Geschichten, womit die Bücher der Alten angefüllet sind, können ange-

nom-

nommen werden. Es ist wahr, der Betrug der Priester und der Aberglaube des gemeinen Volcks hat hier der Wahrheit vieles hinzugesetzt und mit allerhand Fabeln verwirret; daraus entstund der abscheuliche Götzendienst. Wir sind davon so gar frey nicht, daß nicht hin und wieder dergleichen Pfaffereyen und Maskeraden in unsern Tempeln noch mit unterlauffen solten; dann das Reich der Finsternis bringt mehr ein als das Reich der Wahrheit. Dieses macht die Wissenschaft der Magie überhaupt zwar verdächtig genug; sie vernichtiget aber solche nicht gantz. Gegen einen wahren Propheten giebt es oft hundert Betrüger, und gegen einen Sehenden in diesem Reich Millionen Blinde.

Wer demnach die natürliche Magie ein wenig zu entwickeln weis, der ist im Stande, nicht allein Calender zu machen, sondern auch auf gewisse Art zu weissagen, Nativitäten zu stellen, und einem aus der Gesichts-Bildung allerhand Dinge, die verborgen sind, zu sagen. Im übrigen aber ist es sicherer hier unwissend zu seyn, als etwas auf eine geheime und cabalistische Practica loszuwagen; denn es lauffen hier so viele Dinge unter einander und wider einander, daß man eine göttliche Scheidungs-Kunst vonnöthen hat, ein solches Chaos aufzulösen.

Prudens futuri temporis exitum
Calliginosa nocte premit Deus.

Die Prophezeiungen sind sehr unterschieden. Es sind Leute die vorgeben, daß sie ausserordentliche Erleuchtungen hätten; andre rühmen sich eines geheimen Umgangs mit den Geistern; andere haben Träume oder verborgene Ahndungen in ihrem Gemüth, wann ihnen wichtige Veränderungen vorstehen; Andere haben Erscheinungen, und sehen Gesichter: Andere heben ihre Augen bis nach den Sternen empor, und lesen in diesen weit entfernten Gegenden, was in dieser Welt sich zutragen soll. Andere stellen die Nativität, punctiren, rechnen mit Zahlen, beurtheilen die Caracteren, messen die Zeichen auf Hände, Stirne und Füsen; und noch andre brauchen allerhand sympathetische Mittel, wo die Natur eben so verborgen ist, als die Menschen unwissend sind.

I.

Ich will mich über diese Dinge noch etwas näher erklären. Die Offenbarung ist, so viel ich davon verstehe, eine magische Begeisterung, wo die Fantasie durch allerhand Bilder aufgebracht wird, welche sie in einer völligen Abgezogenheit von allen materialischen oder cörperlichen Sinnlichkeiten in sich fasset, solche zusammen fügt und darauf weissaget.

- - - Nunc Augur Apollo
- - Nunc & Jove missus ab ipso
Interpres Divum fert horrida jussa per auras.

Unter

Unter diesen sogenannten Begeisterten giebt es welche, die man Fanaticos nennet. Diese rühmen sich eines Umgangs mit GOtt und den Engeln, so gar, daß sie vorgeben, von ihm unmittelbar gewisse Befehle zu bekommen, die sie öfters mit aller Verwegenheit und Wuth ins Werck zu setzen pflegen. Wie solches unter andern das Exempel des Mahomeds lehret. Ihre Einfälle mögen denen Gesetzen der Wahrheit und der Gerechtigkeit entgegen lauffen, oder nicht. Diese Fantasten sind unter allen die gefährlichsten; sie dürffen sich nur einbilden, über gewisse Sachen eine Offenbarung zu haben, und GOtt verlangte das Blut eines Unglaubigen zum Opfer, so werden sie einem ohne weitere Umstände das Leben nehmen. Wie wir solche Exempel auch so gar von Königs-Mördern in den Geschichten finden. Solchen Propheten muß man aus dem Wege gehen, oder, welches am sichersten wäre, sie einsperren lassen.

II.

Was den Umgang mit den Geistern betrift, so ist mir die Sache immer ein wenig verdächtig geschienen. Man muß sich darüber bey denen mystischen Welt-Weisen, dem Zoroaster, Thales, Pythagoras, Athenagoras, Socrates, Plato, Plotin, Paracelsus, Agrippa, Flud und andern dergleichen geheimen Natur-Erforschern unterrichten lassen. Alle diese spre-

chen uns von den Geistern, als verständigen Wesen die noch auser GOtt und den menschlichen Seelen sind. Theils beschreiben sie solche als ehrliche und dienstfertige Geschöpfe. Ich habe nicht die Ehre dergleichen Substanzen von Person zu kennen. Sie haben sich auch noch niemals bey mir gemeldet. Man kan nichts artigers lesen, als wenn uns der Graf von Gabalis die Geschichten von seinen kleinen Sylphen, Gnomen, Nymfen, Salamandern und andern dergleichen guten Teufelgen erzehlet. Thales und Pythagoras hielten dafür, daß die gantze Luft mit solchen geistlichen Einwohnern angefüllet sey, und daß von ihnen beides Menschen und Thiere ihren Ursprung hätten. Die bösen Geister werden eigentlich Teufel genennet und sind darin von den guten unterschieden, daß man diese für dienstbare Geister und Schutz-Engel hält. Jenen aber die Namen von Kobolde, Gespenstern, Satanas, Belial, Beelzebub und so weiter beyzulegen pfleget.

III.

Was die Träume anlangt, so sind sie nicht allezeit blose Träume, oder Ausdünstungen eines übel verdauenden Magens, noch blose Fantasien, die aus natürlichen und vorhergefaßten Leidenschaften oder Bildern entstehen. Es stecken öfters darunter grose und wichtige Dinge. Hier treibet die Seele ihr Werck auf eine viel freiere und feinere Art, als wann sie

sie durch materialische Vorwürffe gestöret und verwirret wird. Ich weis Leute, die oft Dinge die geschehen, im Traum vorausgesehen, welche die sinnreichste Gespräche schluminernd geführet, und die zierlichste Verse im Schlaf gemacht haben. Mir selbst kommen öfters Dinge im Schlaf vor, welche den Tag darauf erfolgen. Somno levocatus animus a societate & contagione corporis, meminit præteritorum, præsentia cernit, futura prævidet.

Einige Träume haben einen verdeckten Sinn, und sind gantz mit Dunckelheit umhüllet. Andere sind klar und deutlich, und legen sich von sich selbsten aus. Die alten Ertz-Väter und Weisen empfiengen im Traum Göttliche Offenbahrungen, Warnungen und Befehle. Dieses alles gibt zu erkennen, daß in den Träumen gantz wunderbare Geheimnisse verborgen liegen, welche uns von der Beschaffenheit unserer Seele die wichtigste Aufschlüsse geben könten, wenn wir fähig wären in das Wesen des Geistes näher einzudringen.

In somnis ignota prius misteria disco
Multaque me vigilem, quæ latui, novi,
Quanto plus igitur scirem, si mortuus essem
Tam bene quem docuit mortis imago loqui.

IV.

Die Vorahndungen sind verschiedener Art. Viele rühren von einem dicken schwermüthigen

Geblüt her. Dergleichen Leuten ahndet immer nichts guts. Sie sind stets in Furchten und in Aengsten. Ihnen träumet von nichts als Alpen und Gespenstern. Nach ihren Meynungen kan der jüngste Tag nicht ferne mehr seyn. Sie sehen die Sterne auf die Erde fallen, das Meer vertrocknen und die Berge sincken. Die Furcht überfällt einen, wenn man viel mit ihnen umgehet.

Eine andre Art der Vorahndungen sind die Vorspiegelungen gewisser Zufälle, welche uns entweder traurig, träge, schwermüthig, oder beherzt, munter und verwegen machen: Man fühlet auf eine uns selbst verborgene Art, daß uns eine wichtige Veränderung vorstehet. Der Geist träget es uns zu, nicht anders wie ein rauher Wind die Kälte und eine laue Luft uns Wärme verkündiget. Wie oft entfähret uns nicht der kühne Ausspruch, daß dieses und jenes so geschehen werde, und es geschieht, ohne daß man einen andern zureichenden Grund davon anzugeben weis, als daß es einen geahndet. Durch diese uns selbst unbewuste Sprache vernehmen wir öfters in dem tiefsten Grund unsers Hertzens, was uns bevorstehet. Wir sind dreuste etwas zu wagen, das glücklich von statten gehet, und furchtsam und zweifelhaft in gewissen Unternehmungen, die uns mislingen.

Was öfters kein Verstand uns nicht vermag
zu nennen
Wird ein geheim Gefühl des Hertzens sagen
können.

Dieses ist, wie mich düncket, hinlänglich genug, uns zu überzeugen, daß die menschliche Seele eine verborgene Wissenschaft zukünftiger Dinge habe, wann auf dieselbige der Strahl eines höhern Lichtes fället, und öfters, wie durch einen Blitz, die dunckle Vorwürffe der hernahenden Begebenheiten erleuchtet, aber eben so schnell auch wieder verschiesset.

Ich wolte Ihnen hierüber verschiedene Geheimnisse entdecken; weil es aber Geheimnisse sind, so leiden sie keinen Ausdruck und keine philosophische Erklärung. Man nennet dergleichen Leute Träumer, Visionarios, Fantasten, und sie sind es auch. Alleine sie sind es öfters auch in einem guten Sinn, und die ehrliche Leute können selbst nichts darzu, daß sie es sind. Sie sind es nicht wie, wann und wo sie es seyn wollen; Ihre Seele ist gleichsam ein Spiegel auserordentlicher Bilder, die in ihrem Gehirn auf und nieder gauckeln. Sie verzeihen, Mein Herr, daß ich mich hier nicht deutlicher erkläre.

Wir kennen noch lange nicht die Kräffte der Geister, um so behertzt, wie wir zu thun pflegen, darüber alles zu bejahen und zu verneinen. Quantum est quod nescimus.

V.

Ich komme auf die Gesichter, Erscheinungen und Gespenster. Ich habe nie keine gesehen, so kühn ich auch gewesen bin, solchen nachzuspüren. Denn es kan mich nicht leicht etwas erschrecken, es sey denn ein wirckliches Gefühl von Schmertzen oder Mitleiden. Nichts demüthiget mich mehr als der enge Raum, worinnen mein Verstand eingeschlossen ist. Ich beobachte tausend Dinge, die ich nicht verstehe, und wo ich nicht so bald auf die Spur einer Wahrscheinlichkeit komme, so sehe ich mich plötzlich wieder in dem Reich der Finsternis und der nicht zu erklärenden Verborgenheiten. Zuweilen düncket mich ein Jacob Böhm hier scharfsichtiger als Carteſius, Neuton, Leibnitz und Wolff zu seyn. Und gleich darauf finde ich an ihm wieder einen armen Schuhmacher, den eine auserordentliche Fantasie beherrschet, und der eine Sprache spricht, die er selbst nicht verstehet. Durchgehends sehe ich so viel, daß unsre Wissenschaften die gröste Merckmäler unserer Unwissenheit sind.

Ein starcker Geist fällt öfters, um Wahn und Irrthum zu vermeiden, auf lauter Zweifel und Unglauben. Der Leichtglaubige im gegentheil hält sich an allen Vorwürffen auf, und entdeckt, indem er dasjenige, was er siehet, furchtsam beobachtet, verschiedene Wahrheiten. Fragt man sie beide nach Grund, so wissen sie keinen andern anzugeben, als daß es dieser glaubet, und jener nicht glaubet. Die magische

Kraft

Kraft von unserer Einbildung zaubert uns unzehlige Dinge vor die Augen, die theils von allerhand Dünsten, theils von einem dicken Geblut, theils von salpeterischen Säften, oder von einer schwartzen Galle genähret werden. Die dunckle Schatten der Finsternis, die Graus-volle Stillen einer furchtsamen Einsamkeit, die unordentlichen Bilder unsrer Leidenschaften, erwecken in unserm Geist allerhand Vorstellungen, die, weil sie den Gebrauch der Sinnen zu rasch überfallen, der Vernunft zu einer hinlänglichen Untersuchung weder Zeit noch Raum verstatten; und in dieser Beschaffenheit siehet man Dinge, die wir für Geister und Gespenster halten, weil wir sie nicht von dem, was sie wesentlich und wircklich sind, unterscheiden können. Man höret und siehet, weil man meynet zu hören und zu sehen. Der Schrecken und die Bangigkeit reisset unsere Sinnen mit fort, und verwirret die Ideen, die sich auf Wahrheit und Wircklichkeit gründen sollen. Eine Katze, ein Hund, ein Bock mit Hörner gewinnt hier hurtig die Gestalt eines Demons oder Geistes, von dem wir sonst nicht die mindeste Begriffe haben. Eine hertzhafte Entschliesung auf dasjenige los zu gehen, was uns schrecket, und solches in der Nähe zu betrachten, wird den Schein der Sache bald unterscheiden lernen, und den Schrecken vertreiben. Becker und Webster sehen nichts, da zu Loudun der Teuffel die arme Nonne vexiret und derselbe bey Boileau sich gar in eine Nacht-Eule verwandelt.

Was mir die Geschichten der Geister am verdächtigsten macht, ist dieses: sie erscheinen fast niemahls vor den Augen tapferer und vernünftiger Männer; sie treiben ihr Possenspiel insgemein nur mit dem kleinen Volck, mit dem furchtsamen weiblichen Geschlecht, mit den schüchtern und dickblütigen Seelen. Ich sage deswegen nicht, daß es keine Geister, noch Gespenster und Teuffel gäben. Beydes die älteste Philosophen, als die heilige Schrifften, melden allzuviel davon. Der GOtt, der solche denckende Wesen, wie wir sind, erschaffen hat, warum solte er nicht auch dergleichen auser uns nach einer andern Art schaffen können? Allein von der eigentlichen Beschaffenheit ihres Wesens, von ihrer Natur, von ihren inwendigen und auswendigen Eigenschaften, darüber, ich muß es gestehen, fehlen mir alle Begriffe. Meine Unwissenheit aber beweiset hier nichts. Wie viele Dinge sind, davon wir nichts wissen; oder vielmehr, wie Montagne sagt: Que sai je?

Ich bin unterdessen sehr geneigt zu glauben, daß, wie die böse Geister in der Luft herrschen, sie doch nicht ehender Schaden bringen, als bis sie sich eines gewissen Cörpers, als eines Organi bemeistern; denn Christus trieb Teuffel aus den Besessenen, von ihrer Gestalt aber wird nichts gemeldet.

Wenn wir also noch so viele und grose Bücher von der Geister-Lehre schreiben, so komt

am

am Ende doch nichts anders heraus, als daß wir unsre Unwissenheit erkennen; ja noch gar bey der ersten Frage stehen bleiben müssen: was ein Geist sey? Dasjenige, was Thomasius von dem Wesen des Geistes geschrieben hat, ist ihm noch so ziemlich gerathen. Wer aber davon noch mehr wissen will, der lese des Cardinals Bona seinen Tractat hierüber. Es kommen darinnen bedenckenswürdige Dinge vor. Ein Liebhaber der Geister kan sich besonders in den Gesprächen im Reich der Geister belustigen, welche der Herr von Stein vor 20. Jahren herausgegeben hat.

VI.

Ich komme auf die Astrologie, diese begreift alle verborgene Wissenschaften unter sich, welche sich auf die Gestirne beziehen. Hieher gehören die Horoscopie, die Physionomie, die Chiromantie, die Meteorologie u. s. w. Viele Gelehrten, darunter Savanarola, Picus, Gassendus, Vossius und andre mehr, haben dagegen geschrieben und läugnen ihre Wircklichkeit. Epicur und Bayle spötteln auch darüber; allein, wir haben allzu viel grose Leute, die sich damit eingelassen und würcklich gezeiget haben, daß auch hier die Natur in dem Zusammenhang aller Dinge mit wunderbaren Geheimnissen spiele. Von den alten Chaldäer, Persianer und Egypter nichts zu melden, dann ihre Schriften sind verlohren. Die Geschichten sind voll nachdencklicher Exempel; wer alles in Zweiffel ziehen will, der darf endlich gar nichts mehr glauben.

Unter allen Wahrsagern und Zauberern der alten Welt waren keine ehrlichere Fantasten als die Pythagoreer. Es kan nichts so seltsam und wunderbar ausgedacht werden, welches diese Leute nicht solten vorgenommen haben. Eine fruchtbare Einbildungs-Kraft machte ihnen Sachen sehen, die kein Mensch begreiffen konte. Pythagor soll sogar einen schräh geschliffenen Spiegel gehabt haben, auf welchen er gewisse Zeichen mit Blut machte, und hernach denselben gegen den Mond hinstellete; wann dieser voll war, so bemerckte man in der Runde dieses Himmels-Cörpers eben diejenige Zeichen, welche auf dem Spiegel stunden. Campanella in seinem Buche de sensu rei, bemühet sich mit wichtigen Gründen die Unmöglichkeit dieses Kunstücks zu zeigen. Solte man sagen, es wäre nöthig gewesen? Nichts desto weniger sollen sich seitdem verschiedene Magi oder Zauberer dieses pytagorischen Spiegels bedienet haben. Corn. Agrippa rühmet sich im 6. Cap. seiner verborgenen Philosophie, daß er einen solchen hätte verfertigen können, und Natalis Comes, der zu Zeiten Francisci I lebte, erzehlet, daß man vermuthlich durch einen solchen magischen Spiegel in Paris die Nacht gewust hätte was den Tag über in der Belagerung vor Mayland vorgegangen wäre.

Was Thales, Anaximander, Anaxagoras, Plato, Plotinus, Plutarchus, besonders Jamblychius de misteriis Ægypt. Proclus im Alcibia-

cibiade, Chalcidius in Timæum, und von den neuern Cornelius Aprippa, Theophrastus, Paracelsus, Fludd, Taisner, Cardanus, Morinus, Vanini, Graf Fliſco, Joh. ab Indagine, Bapt. Porta und andre mehr geſchrieben haben, kan nicht durchgängig vor eine bloſe Schwermerey gehalten werden. Es waren dieſes faſt durchgehends Leute von groſer Scharfſinnigkeit, welche tiefe Einſichten in der Natur hatten. Ich beſitze faſt alle ihre Schriften. Solten ſie nicht dencken, ich müſte auch ein groſer Aſtrologus, Wahrſager und Magus ſeyn? Allein, Sie erweiſen mir zu viel Ehre, ich bin es nicht. Die Dinge ſind mir zu weitläuftig und zu abſtract. Ich finde in der gantzen Wiſſenſchaft nichts angenehmes, nichts tröſtliches. Mich glaubig in die Arme der gütigen Vorſehung zu werffen und nichts wiſſen wollen, als was die liebreiche Gottheit will, daß ich wiſſen ſoll, dieſes iſt, nach meinem Bedüncken eine glückſeligere Magie, als diejenige, die wir durch übertriebene und öfters auch gefährliche Künſte zu erlernen trachten. Ich finde mich hierbey ſo ruhig, daß ich allen magiſchen Zeugendeutereyen und prophetiſchen Geiſtern hurtig aus dem Wege ſpringe, weil ſie dem demüthigen Vertrauen ſcheinen zuwider zu ſeyn, mit welchem ich der weiſen Regierung GOttes alles allein zu überlaſſen glaubig entſchloſſen lebe.

Sie ſehen, mein Herr! daß ich übrigens ohne abergläubiſch zu ſeyn, denen verborgenen Wiſſen-

senschaften in der Natur nichts vergebe, und daß ich viele Dinge von dieser Philosophia occulta annehmen könte, wann ich glaubte, daß es einem Christen geziemete, sich damit einzulassen; und dieses war auch die Ursache, daß die erste Christen zu Corinth dergleichen Bücher verkauften und das Geld davon unter ihre Armen austheilten.

Es kommen Auffschlüsse darinnen vor, die eine noch grösere Unwissenheit erfordern, ihnen zu widersprechen, als sie zu glauben. Wie oft bin ich nicht selbst ein Spielwerck der Vorbedeutungen und Zeichen gewesen? Wie kan ich eine Sache in Zweiffel ziehen, wo dieselbe der Erfüllung deutlich vorher gegangen ist? Ich mogte darüber spotten und kurtzweilen, wie ich wolte; die Sache traff ein, und ich war bey allem meinem Unglauben auch wider meinen Willen ein kleiner Wahrsager.

Die Gemüths-Beschaffenheit und vornehmsten Neigungen eines Menschen aus den Gesichts-Zügen, besonders aus den Augen zu erkennen, solches ist eben keine Zauberey. Allein man muß mit dieser Kunst Scharffsinnigkeit und Erfahrung verbinden, sonst bleibet sie eine verborgene Ziefer-Schrift die niemand lesen kan, als wer den Schlüssel darzu hat.

VII.

Nun bleibt uns noch übrig, etwas von den sympathetischen Mitteln und wunderbahren Curen

ren Erwehnung zu thun. Diese gehören mit zu den verborgenen Wissenschaften, welchen keinen begreiflichen Zusammenhang mit der wirckenden Ursache haben. Wie zum Exempel die Kraft des Magnets, der Wünschelruthe, der Schweis oder das Blut eines Menschen u. s. w. Vormahls waren in Egypten die Amuleten und Talismatische Figuren, wie auch die hermetische und magische Ringe starck Mode. Wie davon Leon. Augustini Pomey Pantheon mysticum. Seldenus de Diis Syris und andere mehr geschrieben haben. Alle seltsame Wirckungen dieser Dinge sind nicht zu läugnen, weil sie gleichwohl öfters zutreffen und geschehen, ohnerachtet man nicht das mindeste davon einsehen und verstehen kan. Sie gehören in die Bauern-Philosophie, wo man nicht die Schlüsse aus der Vernunft sondern aus der Erfahrung macht. Also hat schier jedes Dorf seinen Doctor, wie man das Fieber curiret, und seine weise Frau, welche man eine Hexe nennet; man verbrennet sie aber nicht mehr, wie vor diesem aus heiligem Unverstand geschah. Die Natur hat ihr Spiel mit uns armen Menschen. Man thut dem Teufel zu viel Ehre an, daß man ihm so grose Geschicklichkeit und Wissenschaften zuschreibt.

Ich will ihnen erzehlen, was mir selber begegnet ist. Es sind noch nicht zwey Jahre, als ich von einer grausamen Gicht befallen wurde. Ich litte alles, was man leiden konte. Man gebrauchte alle nur ersinnliche Hülfsmit-

tel; nichts wolte anschlagen. Endlich, da die Aertzte nicht helffen konten, und das zärtliche weibliche Geschlecht, durch mein anhaltendes Ubel, zum Mitleiden bewegt wurde, so sann man auf allerhand hocus pocus. Unter andern lies man mir einen Gicht-Ring von 77. Heller verfertigen, die man von lauter Weiber, die in erster reiner Ehe lebten, zusammen gebettelt hatte; allein vielleicht mogten einige kleine Unordnungen das liebe Ehebette ein wenig beflecket haben, kurtz, der Ring half nichts. Ich übergehe andere dergleichen Experimenten, die nach der Leichtgläubigkeit meiner Nothhelffer an mir angewendet wurden. Eines aber half, ohne jedoch daß ich meinen Unglauben deswegen von diesen Dingen aufgeben könte. Man sandte einen Boten auf ein weit entlegenes Dorf zu einem Bauern, der im Ruf war, daß er die Gicht vertreiben könte. Man gab ihm meinen Tauf-Namen und die Nachricht von meinem Alter; und dieses war genug, den Wahrsager in Stand zu setzen, mir zu prophezeyen, daß mir könte geholfen werden; da er im gegentheil einem von meinen guten Freunden, der von eben diesem Ubel befallen war, das Leben rein absprach. Beides erfolgte. Das Hocus Pocus, dessen er sich bey dieser Wahrsagerey bediente, war, wie ich mir solches habe beschreiben lassen, ein neuer erdener Topf, worinn er ein Pfundt Nieren-Fett von einem Ochsen klein geschnitten auf Kohlen setzte und verschmeltzen lies. Er schöpfte darauf aus einem fliesenden Bach mit einer neu erde-

nen Schüssel Wasser, welches er auf einen höltzern Tisch stellte, darauf das zerschmoltzene Fett goß, und 3. mahl mit nach dem Himmel erhabenen Augen betend herum gieng. Er wandte hernach das Fett in der Schüssel mit einem Höltzgen herum, und sprach, Gott lob! dem Herrn ist zu helfen. Er gab darauf dem Boten 3 Büschel von dürren Kräutern mit, welche ich Morgends in Bier einnehmen muste. Der Geschmack war so abscheulich, daß die Natur sich darüber entsetzte, und die Anfälle der Gicht vor Schrecken ausblieben, ohnerachtet ich kaum die Helffte dieser barbarischen Cur gebraucht hatte. Dann die Aertzte kamen darzwischen, erklärten mir die Eigenschaft der Kräuter aus einem Herbario und machten mich darüber zittern.

❀ ❀ ❀

Im übrigen rathe ich niemand, die Ruhe seiner Tage mit dergleichen Grübeleyen und wenig nutzbaren Wissenschaften zu stören. Wir sehen hier doch nimmer recht klar.

E il cielo un labirintho in cui si perde
Chiunque va' per ispiare i fatti.

Was hilft uns ein Ubel voraus zu sehen, das uns zittern macht, und welches oft nichts heissen würde, wenn die zaghafte Furcht bey dessen Herannahung solches uns nicht erschrecklich machte? Einfältige Leute sehen wie die Kinder und die Thiere nichts voraus: Der Todt überfält

verfällt sie, ehe sie solchen fürchten. Was martert uns mehr als die Furcht? Glückselige Unwissenheit, die uns so lang ruhig lässet, bis das Ubel uns überfällt, und oftmals schon aufhöret, wo es anfänget. Süser Schrecken eines unerwarteten Glückes, welches komt, ohne daß man es zu hoffen sich getrauet!

- - - Sit cœca futuri
Mens hominum fati, liceat sperare timenti.

Ich habe die Ehre mit unausgesetzter Aufrichtigkeit stets zu seyn

Mein Herr u. s. w.

Franckfurt den 2. Febr. 1742.

❀ ❀ ❀

Ich sende hierbey ein überaus merckwürdiges Schreiben, welches ein scharfsinniger und gelehrter Cavalier, Herr von Schrautenbach, bey Gelegenheit der Offenbahrungen des bekanten Sadlers Rockens, an ihn selber, vor einigen Jahren hat abgehen lassen.

P. P.

Lieber Freund! sey er doch wohl zufrieden, daß man seine Fehler in dem Verstand und nicht in dem Willen leget; er hat die magische Kraft der Imagination aufs höchste gebracht, wenn er sie in

das

das activische Theil führet; kan er auch zukünftige Dinge voraus sagen, wie es andre im Punctiren und dergleichen, ich auch selbst aus dem blosen Anschauen der Person, gethan habe; wie ich mir noch Mühe gabe meine Seele in den Stand der Abgeschiedenheit (Abstractivitæt) zu setzen, und eine magische Kraft wircken lies, da ein Geist in den andern eindringet, und seine Bilder nach eines Bildung macht, und also der mit nichts beschäftigten Seele vorwirft; welche dann, nach ihrer Beschaffenheit und Exaltation wircken kan und wircken muß in die Bilder, welche ihr die Imagination vorgeleget hat. Da werden dann viele Dinge klärer, die sonst wohl verborgen blieben. Ich habe lebendige Zeugen genug; und wenns noch meine Sache wäre, könte ichs noch wohl thun, ohne daß uns eine fremde Kraft berüre; wie diejenige wohl wissen, welche die Kräfte des Geistes in der Natur und der Seelen fleisig untersucht haben; obschon der gantze Hauffe der Ignoranten die Sache vor teuffelisch ausgiebet, welche doch nur eine gantz natürliche Kraft und Auswickelung der Seelen ist. Ich kan mich im Teutschen so gar verständlich nicht machen; doch ists denen fleisigen Forschern der Natur genug, die werden mich wohl verstehen; die andern aber werden ungerichtet lassen, was ihnen unbekant ist; allenfals frage ich auch nichts darnach. Die Probe meines Satzes ist dieser: Rock saget von falsch Inspirirten: Sie haben den Schein der recht Inspirirten, sie sind aber falsch: die H..; die schändliche Bittel, wuste was unten in des Pfarrherrns Haus-Aehren war geredet worden; sie hu-

ret schon mit ihrem Schwanenfelden, sie hatte auch schon Geld genommen, und war nach seinen eigenen Principiis ein garstiges Gefäs unreiner Lüste. Hatte diese göttliche Offenbarungen? dieses wird wohl niemand sagen können ohne Lästerung. Woher ist der Unterschied? Sie können nichts reines aus dem Hertzen herauslangen, weil nichts drinnen ist. Sie sind die Männer nicht, dafür sie sich ausgeben. Mein Freund gestehet, es sey viel daran gelegen, daß die Werckzeuge in heiligen Gedancken stünden, ehe sie an die Inspiration kämen; und so wird die Imagination mit guten Dingen angefüllt und die Seele wird in diesen Umständen in eine Abstractivität hingerissen, daran man sich gar leicht gewöhnen kan, so werden ihr lauter reine und schöne Begriffe vorgeleget; denn klingets schön und rein, und Rock, mein Freund, langet aus dem guten Schatz seines Hertzens eine Wahrheit, eine Gnade nach der andern heraus, wie ein anderes Kind der Gnaden auch. - - - -

Der Unterschied von äusserlichen Bewegungen ist glatt nichts, und eben deswegen mir nicht anstössig. Andere Kinder GOttes haben eben die Wahrheit als ich, sagen sie auch und können in JEsu Nahmen den Teuffel damit trotzen, ob sie schon vor der Welt sich nicht breit machen, ein Vorrecht affectiren und vorgeben, es sey eine Gemeine des Herrn auf ihr Wort, das doch der Heiland giebt, gebauet..... Es sind nichts als diese neue Gedancken, welche mein Freund voraus hat. Vor uns, die wir bey der einfältigen alten Wahrheit bleiben und mit dem niedrigen JEsu alle Tage niedriger zu werden verlangen. Das ist nun ein Präservatif gegen alle hohe Novitäten, die wider die Schrift handeln, und so stehet man auf der Wahrheit gegründet gegen die irrigen Lehren der Orthodoxen und der Neulinge, und bleibet in derjenigen Religion, die Paulus christisch heisset. u. s. w.

Briefe

Briefe
und
Betrachtungen
über
Allerhand Materien.

I.

Beschreibung der Tugend.

An eine Dame.

Madame!

Sie verlangen von mir, daß ich Ihnen eine Beschreibung von der Tugend machen soll. Es ist billig, daß ihr Verstand dasjenige genauer kennen lerne, was die edelste Beschäftigung Ihres Hertzens ist. Allein was soll ich Ihnen sagen.

Qu'est ce que la vertu ? ce n'est qu'opinion
Chacun prend pour vertu ses propres passions
Nous ne pouvons soufrir nos vices dans un autre,
Et le vice est vertu si tôt qu'il est le nôtre.

Bin ich nicht sehr gelehrt, eine solche Beschreibung von der Tugend zu machen ? Geben

Sie

Sie mir nicht Beyfall? Ist die Tugend bey den meisten Menschen nicht eine Fantasie? Formiret sich nicht ein jeder davon die Bilder in seinem Hirn, wie er will? Ist aber deswegen die Tugend nicht etwas wahres und wirckliches, wenn wir solche auser unsern Leidenschaften betrachten? Sie fragen: was ist dann Tugend? Ich sage: Sie ist alles, was die menschliche Natur Schönes und Liebenswürdiges hat. Ich stimme dabey vollkommen mit dem geschickten Verfasser der Epitres diverses überein, wann er die Tugend folgender gestalt beschreibet:

Qu'est ce que la vertu ? c'est un penchant
aimable
A remplir les devoirs d'un Etre raisonnable
C'est pour en mieux parler, la force ou le
pouvoir,
De se conduire en sage instruit de son devoir.

Ich weiß dieser Beschreibung nichts hinzuzusetzen. Sie bestehet aus wenigen aber lebhaften Zügen. Sie fasset alles in sich, was man von den Pflichten vernünftiger Geschöpfe sagen kan. Sie selbsten finden solche schön. Ich will derselben eine philosophische Beschreibung mit hinzu setzen.

Ich nenne die Tugend eine stets bereitwillige Fertigkeit des Willens und des Hertzens, dasjenige zu thun was gut ist.

Das

Das Verlangen nach dem Guten, beziehet sich auf den Willen und die Empfindung desselben auf das Hertz. Wo also der Wille eine Neigung zum Guten hat, und diese Neigung zur Ausübung bringet, da äusert sich dasjenige, was wir Tugend nennen. Diese Neigung quillet aus dem Hertzen; das Hertz empfindet die Reitzungen der Tugend, weil sie alle nur mögliche Liebenswürdigkeiten in sich fasset. Man wird ihr gewogen, man wird von ihr eingenommen, mit einem Wort, man liebet sie.

Diese Liebe giebt dem Hertzen eine stets bereitwillige Fertigkeit, dasjenige auszuüben, was ihrer Neigung gemäs ist; indem nun die Tugend nichts als das Gute liebet, so durchdringet diese Neigung die gantze Natur, und beweget uns zu edlen und tugendhaften Handlungen.

Tugend und Weisheit sind im Grund so viel als einerley: sie sind nur unterschieden in Ansehung der Erkentnissen, die von der Stärcke des Verstandes herrüren. Die Tugend handelt blos allein nach den Empfindungen eines guten Hertzens. Die Weisheit aber setzet gewisse Gründe voraus, die von der Ueberlegung herkommen und sich auf die Erfahrung beziehen. Sie wircket nicht allein die edelste Entschliesungen in dem Willen, sondern sie findet auch zugleich die stärckste Beweg-Ursachen in einem aufgeklärten Verstand. Sie erkennet

den Unterschied des Guten und Bösen in der Uebereinstimmung unseres Hertzens und unseres Willens mit dem göttlichen Willen, welcher in der Verhältnis einer unwandelbaren Ordnung alles, was schön und gut ist, zum Grunde hat.

Dieses ist, Madame, der Sinn von dem, was ich in folgenden Zeilen habe sagen wollen.

Die Tugend folget stets der Weisheit hohen Plan;
Und unser wahres Glück fängt mit derselben an.

Die Tugend ist allezeit ein Geschenck des Himmels, wir mögen solche als eine Wirckung eines glückseligen Temperaments, oder als eine Frucht des Glaubens und der Gottseligkeit betrachten, dann GOtt wircket so wohl in der Natur, als durch eine nähere Offenbarung.

Wie ausser GOtt nichts Gutes ist, so ist auch ausser GOtt keine Tugend, keine Weisheit und keine Glückseligkeit. Der Trieb zur Tugend weist uns also zu GOtt, und unser Unvermögen von uns selbst tugendhaft zu seyn oder etwas Gutes zu verrichten, zur Demuth; diese Demuth macht lehrsam, gefällig, liebreich, sanftmüthig, gedultig, kurtz einen GOtt gefälligen Menschen.

Was die sogenante Helden-Tugend betrift, darüber muß ich Ihnen frey bekennen, daß sie mir fast durchgehends ein wenig verdächtig scheinet. Sie ist niemand bekanter als gewissen Leuten, die allenthalben Helden entdecken, wo sie Brod finden, und welche die Tyrannen auf Unkosten des menschlichen Geschlechts mit helffen auf den Thron setzen. Ich dencke hier etwas natürlicher. Wie nur ein GOtt, eine Wahrheit und ein Glaube ist, so ist auch nur eine Tugend. Sie ändert niemals ihre Gestalt, obgleich ihre Handlungen nach der Verschiedenheit der Vorwürffe verschieden sind. Sie hat nichts ausschweiffendes noch übertriebenes: ihr Caracter ist sich selber immer gleich: einfältig wann sie scharffsinnig; bescheiden, wann sie gros, und natürlich, wenn sie über alles erhaben ist.

Der Hochmuth macht zwar grose Leute in der Einbildung; die Demuth aber grose Leute in der That. Jene stehen in Gefahr in die unglückseligste Thorheiten und Laster zu verfallen. Diese aber sind lehrsam, indem sie andre lehren, sie weichen nicht von ihrem einfältigen und aufrichtigen Wesen, sie mögen dadurch veracht und klein, oder erhöhet und gros werden. Sie haben nichts geborgtes noch fremdes, sie bestehen auf dem Grund ihrer Tugend, und dieser ist GOtt selbst; denn die Tugend die nicht daher rühret, ist keine wahre, sondern eine Schein-Tugend; die wahre Tugend ist niemals ohne Demuth, indem sie sich stets ih-

rer Abhänglichkeit von Gott errinnert, und nichts auf eigene Kräfte stoltz, kühn loswaget. Die Ehre entlehnet von ihr allein ihren Glantz und der Ruhm kan ohne sie nicht bestehen. Die Schmeicheley findet die Tugend allenthalben; die Wahrheit aber suchet sie bey den meisten Menschen vergebens.

Soll ich Ihnen sagen, woran ein tugendhafter Mensch am leichtsten zu erkennen sey. Er ist einfältig, weil er aufrichtig ist. Er schämet sich zu lügen; er kan sich nicht verstellen. Er redet von niemand übel, es sey dann, daß es um die Wahrheit gilt. Er heuchelt nicht, er sucht aber daber; alles zum besten zu wenden. Er fliehet den Müssiggang und hasset die Unordnung. Er meidet die unreine Lüste und entziehet sich mit Sorgfalt aller bösen Gesellschaft. Er hält Treu und Glauben und wartet seines Thuns. Er lässet sich gerne weisen, er erkennet seine Fehler und suchet sie zu verbessern. Er ist dabey dienstwillig, liebreich, bescheiden und demüthig. Er trachtet nicht nach hohen Dingen und lebet mit seinem Zustande zufrieden. Er zeiget in allen seinen Handlungen, daß er GOtt fürchtet und die Gerechtigkeit liebet.

Dieses, Madame, halte ich für die untrügligste Merckmale einer edlen und tugendhaften Seele. Ein solcher Mensch gefällt, ohne daß er sich darum bemühet. Er ist liebenswürdig, ohne daß er es weis, und man erkennet

seine

seine Tugend, auch wenn man von ihm übel spricht.

Dieses ist, Madame, was ich Ihnen von der Tugend sagen kan. Mein Abriß davon ist sehr kurtz und unvollkommen. Es mangeln daran noch viele Züge, welche Sie aus Ihrem eignen Caracter hinzufügen können, um denselben vollkommener zu machen.

Ich verharre stets mit aller Ehrerbietung u. s. w.

II.

Von dem Caracter eines Christen.

An einen vornehmen Kriegs-Bedienten.

Mein Herr!

Ich habe die übersandte Schriften von denen neuen Aposteln, die so wohl hier als anderwerts ein groses Auffsehen machen, wohl empfangen; ich sage Ihnen deswegen verbundenen Danck. Ich habe sie sämtlich durchlesen. Ich bedaure aber die schöne Zeit, die ich darauf gewandt habe. Es ist meistens verworrenes Zeug, welches weder der Religion noch dem menschlichen Verstande Ehre macht.

Ich habe nie Leute gesehen, welche sinnreicher sind Böses von ihrem Nächsten zu reden und zu dencken. Alle, die es nicht mit Ihnen halten, sind in ihren Augen natürliche und unwie-

wiedergeborne Menschen, welchen sie die Seligkeit absprechen, um die Hölle zu bereichern.

Ich bin wohl zehen Jahr lang in der Welt herum gereiset, und habe allerhand Menschen und Völcker gesehen. Ich habe aber sehr wenig solche Christen gefunden, welche die verehrungswürdige Merckmale zeigten, woran Christus befohlen hat, die Seinigen zu erkennen. Ich habe mich unter die Geistlichen gewagt. Ich bin mit den Philosofen umgegangen, und habe mich auch mit den andächtigen Leuten bekant gemacht. Allein, ich habe hier durchgehends nur Menschen gefunden, und zwar solche Menschen, worunter mir allezeit diejenigen am schwächsten schienen, welche sich für die stärcksten hielten und auf diese Einbildung sich etwas zu gut thaten. Ich sahe mich insgemein betrogen, wann ich ihrem Eifer und meiner Leichtglaubigkeit zu viel einräumte.

Solten Sie, mein Herr, mir glauben, daß ich unter denen sogenanten Welt-Leuten, unter dem Adel, bey Hof und in den Kriegs-Diensten mehr Religion, mehr Christenthum, und mehr Redlichkeit als unter dem geistlichen Volck, welches sein Handwerck daraus macht, from und andächtig zu seyn, gefunden hätte? doch warum solten Sie es nicht glauben, da ihr eigen Exempel solches zeiget.

Die Ursache davon mag wohl diese seyn, bey Hof und im Krieg lebet man in einer steten

Unsers

Unterwürffigkeit. Einer hat immer das Auge auf den andern, und ist zugleich verbunden, dem Oberen Ehrerbietung und Gehorsam zu erzeigen. Alles dieses bricht den Eigenwillen, demüthiget die Stoltzen und lernet sittlich seyn. Leute hingegen, die sich unter dem Pöbel durch ein wenig Wissenschaft und andern geringen Vortheilen von andern ihres gleichen unterscheiden und keine Erziehung haben, sind insgemein auch stolz und aufgeblasen; sie kennen die wahre Ehre nicht; sie haben keine Lebens-Art, und verfallen insgemein auf lächerliche Auszeichnungen; da gilt weiter kein weises Ueberlegen, noch kluges Rathen, noch vernünftiges Einreden: der blinde Eifer stürtzet sich hier wie eine wilde Fluth über die Dämme und reisset alles mit sich fort.

Wie viele vornehme Befehlshaber und Kriegs-Bediente habe ich nicht als wahre Cornelii gekant, die eine ungefärbte Gottesfurcht hatten, und im übrigen ihres Berufs warteten; zugleich aber auch im Umgange die artigste und gesitteste Leute waren. Sie wusten, daß man zwar seine gute Wercke vor den Leuten solte leuchten lassen, aber daß man nicht selbst das Licht darzu halten müsse.

Ich erinnere mich stets mit einem ausnehmenden Vergnügen des Marquis d'E- - eines der ersten Kriegs-Befehlshabers, an dem ... Hof.

Ich

Ich fande mich einsmahl bey ihm zur Tafel in Gesellschaft vieler vornehmen Herrn, zwey junge Grafen, seine Vettern, sassen neben mir. Der Marquis wolte diesen ein wenig die Meynung sagen: Sehet, sprach er zu ihnen: Der König hat euch die Gnade gethan, und euch zu seinen Cammer-Junckern gemacht; Ich wolte lieber, er hätte euch zu Canzellisten und Copisten gemacht; so wäret ihr doch in einer Schule, worin ihr etwas lernen köntet. Wollt ihr glücklich seyn, so fliehet die Wollüste und den Müssiggang; arbeitet zum Dienst eures Hofs, und verlieret lieber das Leben, ehe ihr euch entschlieset eine Niederträchtigkeit, oder etwas ehrlichen Leuten unanständiges zu begehen. Das geringste Laster schändet den Adel, der nur allein sich auf die Tugend gründet, dieser ist nichts zu erhaben. Ihr edler Trieb gehet immer höher und höher. Plus ultra: Man stehet nicht still. Die Gottheit selbst komt der Tugend entgegen, und alsdenn macht man erst mit ihr rechte Schritte. Man lernet die Welt kennen, und siehet mitten unter ihren Eitelkeiten was schön und was gut ist. Man ist stolz gewesen einen ehrlichen Mann abzugeben, und man wird demüthig um ein Christ zu werden.

Solte man sich wohl solche Reden von einem Kriegs-Haupt an der Tafel in einer Gesellschaft von lauter Hof- und Welt-Leuten vermuthen? Was hätte ein Geistlicher mehr sagen wollen, wann einer wär zugegen gewesen? Gemeld-

meldter Marquis war einer aus den ersten Häusern der Provintz * *. Er schien recht für den Hof und für die Geschäfte gebohren zu seyn. Seine Gesichtsbildung zeigte etwas groses und edelmüthiges. So bald man ihn sah, so hielt man ihn für einen ehrlichen Mann, und wenn man nur ein wenig das Glück hatte mit ihm bekant zu werden, so muste man ihn ehren und lieben. Er war freundlich, liebreich in Gebehrden, grosmüthig in allen seinen Handlungen, und Meister von seinen Leidenschaften. Er suchte jederman guts zu thun, und war ein Freund von allen Menschen. Er entschuldigte ihre Fehler, und suchte stets ihre gute Seiten bekant zu machen, um ihnen fortzuhelffen. Er wuste nichts von den traurigen Empfindungen des Neids. Er gönnte nicht allein einem jeden sein Glück und seine Erhöhung, sondern suchte auch, wann er konnte, darzu etwas mit beyzutragen. Sonst war er ernsthaft und männlich, wo es darauf ankam, die Ehre der Tugend zu retten und den Lastern zu widerstehen. Er hatte nicht die geringste Gefälligkeit für die herrschende Thorheiten bey Hof; er erklärte sich dargegen mit einem freien und erhabenen Wesen; doch suchte er dabey niemand zu schaden. Er vergab seinen Feinden, und rächte sich an ihnen, wann er konte, durch Wohlthaten. Die Wahrheit war bey ihm so heilig, daß er es für die gröste Schande hielt, anders zu reden, als zu dencken. Ein Lügner war unter allen Menschen der einzige, den er nicht leiden konte. Alle Lasster,

ster, sprach er, können sich in Tugenden verwandeln; allein ein Lügner sucht GOtt und Menschen zu betriegen und betrieget sich selbst, wie solte er sich bessern können?

Niemals hat die Unanade eines Fürsten demjenigen, den sie betroffen, mehr Ehre gemacht, als dem Marquis. Die Ursache, daß ihn sein König von Hof verwies, war, daß er nicht wolte desselben Liebe für eine gewisse Gräfin gut heissen. Er machte darüber dem König die lebhafteste Vorstellungen. Unbesorgt, ob er dadurch seinem Fürsten misfiel, überlies er sich der göttlichen Regierung. Er begab sich mit der grösten Gelassenheit von Hof. Er beklagte sich niemals über seine Wiederwärtigkeiten; Sein Geist behielt immer eine gleiche Stärcke. Er konte so wenig kleinmüthig seyn, als vorher sich über das Ansehen seines Glücks erheben. Er behauptete stets, daß ein König das Muster seines Volcks seyn müste; und daß er so wohl verbunden sey, ihm Exempel der Tugend, als Gesetze zu geben. Man erkante endlich die seltne Redlichkeit dieses grosen Manns, und schämte sich denjenigen zu verfolgen, von dem niemand nichts böses zu sagen wuste. Man war froh, als er wieder nach Hof kam, und er that, als ob er sich nicht mehr erinnerte, daß man ihn mit Unrecht davon entfernet hatte.

Ich hatte die Ehre den Marquis einsmahl mit auf das Land zu begleiten, wo er einen sei-

ner Freunde besuchte, der in der Einsamkeit lebte. Dieser war ein heiliger Mann, ob er gleichwohl die Züge eines Weltmannes in seinem äusserlichen Wesen von sich blicken lies. Sein Ansehen war lebhaft und geistreich. Er hatte die höflichste Manieren. Sein gantzes Wesen war einnehmend. Er sprach mit der grösten Anmuth, und rürte einem das Hertz, wenn er von göttlichen Dingen sprach. Sein Haus lag abgelegen von der Land-Strasse auf einer lieblichen Anhöhe, welche von hinten ein dunckler Wald bedeckte. Er hatte einen schönen Garten, den er mit eigner Hand bauete. Man sah darinnen die anmuthigste Spatzier-Gänge mit fruchtbaren Bäumen und Blumen. Eine kleine Meyerey machte diese Einöde lebendig.

Ich bate diesen Herrn mir seine Begebenheiten zu erzehlen, und was ihm Anlas gegeben hatte, sich also von einer Welt abzuziehen, welche er zu vergnügen, schien gebohren zu seyn. Er hatte keinen Anstand mir solche zu erzehlen.

Ich bin aus Languedoc, sprach er, und der jüngste aus einem Haus, welches bey uns in grosem Ansehen ist. Mein Vater widmete mich dem Degen, so sehr auch meine Mutter mich wünschte bey sich zu behalten, und dermaleinst zu einer Land's-Bedienung zu bringen. Ich liebte von Natur die Künste und Wissenschaften; dem ungeacht kam ich in meinem 15. Jahr zur Fahne und wurde im 25. Hauptmann.

Ich

Ich führte mich in meinem Dienst so auf, daß man nichts daran auszusetzen fand. Allein ich war ein wenig zu lebhaft. Ich urtheilete frey von allen Dingen, welche mir vorkamen, und wenn man mir nur ein wenig übel wolte, so konte man leicht meinen Reden eine üble Auslegung geben. Ein Befehlshaber, der mir seinen Haß nicht verbergen konte, klagte mich an, daß ich gegen die Regierung gesprochen hätte. Ich verwieß ihm seine Verläumdung. Wir geriethen darüber in einen hitzigen Wort-Wechsel. Wir griffen zu den Degen, und ich stach ihn darnieder.

Flüchtig und herumirrend wuste ich nicht wo ich meinen Fus hinsetzen solte, um in Sicherheit zu seyn. Ich kam in dieses Land. Der Marquis würdigte mich seines Schutzes, und wolte mich in seinem Regiment unterbringen. Allein die göttliche Vorsehung hatte andre Absichten mit mir. Ich fande mich von ungefär in einer Predigt, welche der berühmte Pater B** über die Sünde des Todschlags hielt. Er zeigte starck und beredsam ihre Abscheulichkeit. Ich wurde davon in dem innersten meines Hertzens gerüret. Ich kam aus der Kirche, und verspürte bey mir eine ungewöhnliche Melancolie. Ich gieng darauf zu dem gottseligen Priester, und wurde von ihm mit einer mehr als väterlichen Liebe empfangen. Ich offenbarte ihm den Zustand meines beklemten Hertzens, und die heimliche Gewissens-Bisse, welche mich

nagten. Gut, sprach er, mein Sohn, GOtt verkündiget euch seine Gnade; widerstehet nicht denen Bewegungen, durch welche er euch auffordert. Werft euch in seine Arme, erkennet die Abscheulichkeit eures Verbrechens; entfernet euch von der Welt, und wiedmet euer ganzes Leben einer heiligen Buse.

Ich folgte diesem Rath. Der Marquis übergab mir dieses Haus und diesen Garten, um darin mein Leben zuzubringen. Dieser grosmüthige Wohlthäter beehret mich hier öfters mit seinem Zuspruch, und ich empfinde das allerlebhafteste Vergnügen, einen Mann von einer so erhabenen Seele zu kennen, der das Hertz hat, denen Lehren des Evangelii vor den Augen der gantzen Welt zu folgen; und der, wie Claudianus sagt

\- - - Sub principe duro
Temporibusque malis ausus est esse bonus.

Dieser edle Einsiedler war nach der Art der Alt-Vätter, ein mystischer Peripateticus, der immer mit GOtt umgieng. Er hatte beynahe die sechzig Jahre zurück geleget, und hatte gleichwol noch das Ansehen einer lebhaften Jugend. Die göttliche Liebe hatte ihn dermassen durchdrungen, daß er keinen andern Regungen mehr bey sich Raum lies, als die darauf eine Beziehung hatten; Nichts war erbaulicher, als seine Gespräche, man wurde davon gantz eingenommen. Die vornehmste Leute des Hofs

und

und des Adels, die etwas von guten Regungen bey sich empfanden, besuchten ihn fleissig; man ehrte ihn seiner tiefen Einsicht halben, welche er auf die einfältigste Art einem jeden nach seiner Fähigkeit konte verständlich machen. Die grösten Familien machten ihn zum Schieds, Richter ihrer Streitigkeiten. Darin bestund seine Beschäftigung; denn er glaubte, daß man laut dem Evangelio nichts bessers thun könte, als Friede unter den Menschen stiften. Daran, sprach er, erkennet man einen Christen, wann er Liebe hat. Dieses ist der heilige Orden des Heilandes.

Er verabscheuete aus gleichen Ursachen alle Religions-Streitigkeiten. Er sagte, wo man noch an Meynungen und Lehrsätzen haftete, und darüber nach der gewöhnlichen Art sich einander verketzerte und verdamte, da sey Christus nicht. Glaubet ihr wohl, sprach er, daß Christus uns sein Evangelium, nemlich die Bottschaft des Friedens habe verkündigen lassen, um uns dadurch Gelegenheit zu geben, mit einander zu zancken und sich einander zu hassen? Nein, er lehret uns gantz das Gegentheil. Er befiehlet uns sanftmüthig und von Hertzen demüthig zu seyn; Alles was er lehret, gründet sich auf die Gerechtigkeit, auf die Mässigkeit und auf die Liebe. So sprach, dieser weise Mann von der Religion. Was ist rarer als das Christenthum unter den Christen? Ich will mich jederzeit gern unterrichten lassen, und verharre mit unausgesetztem Eifer

Mein Herr u. s. w.

III.

An einen Cavalier, der aus Verdruß den Hof verlassen und sich in die Einsamkeit begeben wolte.

WIe, mein Herr, Sie gedencken den Hof zu verlassen, und sich in die Einsamkeit zu begeben? Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich kan Ihren Meynungen nicht beypflichten. Erinnern Sie sich, daß Sie mir vor einigen Jahren selbst den Hof als einen grosen Schauplatz der Welt beschrieben. Es giebt hier allerhand Aufzüge, Verwandelungen und Caracteren. Wir finden daselbst Hochmüthige, Geitzhälse, Wollüstige, Betrüger, Meineidige, Ruchlose, Andächtige, Scheinheilige, Romans-Helden, Weise, Fantasten, kurtz, allerhand Menschen. Dencken Sie, mein Herr, daß Sie an demselben einen redlichen und tugendhaften Mann vorstellen sollen. Warum wolten Sie Ihre Rolle nicht ausspielen? Wo könten

ten

ten Sie mehr Gutes stiften? Sie haben sich vor Niemand zu scheuen. Sie können jedermann frei unter die Augen sehen und dürffen über nichts erröten, weil Sie nichts böses vorhaben. Der Neid, der Sie zu verfolgen decket, muß sich schämen, sobald man sich die Mühe nimt Ihre Handlungen zu untersuchen. Die Wahrheit wird Ihnen allezeit Ehre machen. Aller Argwohn verschwindet, weil man Ihre Sitten und Absichten kennet. Was haben Sie demnach bey Hof zu befürchten? Nichts, als daß man Ihre Aufführung nicht genug prüfet und Sie nicht nach allen Ihren Verdiensten ehret.

Nur nicht den Muth verlohren, wenn es Ihnen beliebt. Ich lache, wenn man einen Menschen verdächtig machen will, der so gar den Schein des Bösen meidet. Sie sagen, es gefiel Ihnen nicht mehr bey Hof. Sie liebten die Ruhe. Sie hätten zu viel Verdruß u. s. w. Dieses sind die allgemeine Klagen. Wer hat keinen Verdruß in der Welt? Wer wolte nicht gern seinen Zustand verändern? Ein wenig mehr oder weniger Gemächlichkeit: Ein wenig mehr oder weniger Verdruß in diesem Leben, solches will für einen Weisen nichts sagen. Wir dienen alle einem Herren, der uns nach seinen Absichten gebraucht, ohne die unserigen dabey um Rath zu fragen. Wir dencken nicht, daß, wo wir unsre Absichten nicht erreichen, GOtt die Seinigen habe. Solten wir nicht suchen mit guter Art uns darin zu schicken? Malus miles,

sagt Seneca, qui Imperatorem gemens sequitur.

Diese stoische Philosophie, mein Herr, gefällt Ihnen nicht. Lassen sie uns die Sache auf einer andern Seite betrachten. Ich kenne einen gelehrten Mann, welcher alle Eigenschaften besitzt, sich in der grosen Welt und bey Hof empor zu bringen. Er hat viel Länder gesehen, er weis zu leben, er ist artig im Umgang, aufgeräumt in Gesellschaft, ernsthaft, wo es der Wohlstand erfordert, und unermüdet in seinem Fleiß. Niemand schreibet so leicht einen schönen Brief: Er weis sich eben so glücklich auszudrucken, wenn er redet und philosophiret. Er ist der tüchtigste Baumeister im Land. Er zeichnet, man kan nicht besser. Er singt, reimt, versteht griegisch, latein, französisch, italienisch und besitzt so viel Wissenschaften, daß er zu allen Geschäften könte gebrauchet werden. Was meynen Sie, Mein Herr, was er wär? Er ist ein Lehrer auf der hohen Schule zu M... Dieser geschickte Mann glaubte eben so wenig auf seinem rechten Posten zu seyn, als Sie; Er hatte aber weit mehr Ursache daran zu zweifeln. Er schrieb vor einigen Jahren an mich um bey einem grosen Herrn in Dienste zu kommen. Man versprach mir an ihn zu dencken; allein es wurde nichts daraus. Vor einigen Monathen sandte er mir ein Paar von seinen Schülern. Ihre Geschicklichkeit entdeckte mir die Richtigkeit der Wege der Vorsehung, in Ansehung ihres Lehr-

me-

meisters. Ich bliebe im Zweifel, ob er seine Talente besser bey Hof hätte anwenden können. Es düncket mich beydes verkehrt, wenn man urtheilt, ein redlicher Mann schicke sich nicht an Hof und ein artiger Mann nicht auf eine hohe Schule.

Wir bilden uns ein, es gienge in der Welt alles verkehrt zu, weil die wenigste Menschen in ihre Umstände sich zu richten wissen. Welche Verwirrung in dem menschlichen Leben, welche Eigensinnigkeit des Glücks, wird man sagen: Ein Weib sitzt auf dem Thron, ein junger Befehlshaber ist vor der Spitze eines grossen Heers; ein zänckischer Priester verkündiget das Evangelium, und der muntere Herr von * * sitzet vor dem Rechen-Tisch. Ist hier nicht alles verkehrt, al inverso, reversino, hinterst der vorderst?

Solte wohl die allzeit weise und allzeit gerechte Vorsehung hierbey nicht ihre Absichten haben? Ich glaube es gewiß. Wir verstehen, wir begreifen hier nichts. Ein wenig Gedult, der Herr wird alles entwickeln und wir werden seine Führungen anbeten. Wir müssen uns aber denselben demüthig überlassen, und nicht auf selbst erwehlte Wege durchbrechen wollen. Wie GOtt alles regieret, so öfnet er auch die Bahn zu allen Veränderungen. Die Gelegenheit ereignet sich von sich selbst, ohne daß man daran dencket. Er lässet aber auch unsern Handlungen bis auf einen ge-

wissen Grad ihre Freyheit, weil sonst das moralische Gute nicht statt haben würde.

Lassen Sie uns unterdessen keine Schlösser in die Luft bauen. Die Hoffnung schmeichelt uns, allein sie betrügt auch.

Wir wünschen oft Dinge, die uns würden unglücklicher machen, wann wir sie erlangten, als da wir derselben entbehren müssen. Wir betrügen uns insonderheit, wenn wir meynen in der Einsamkeit Ruhe zu finden. Wir kennen die heimliche Ränke unserer Eigenliebe nicht. Wir sind der Welt noch lange nicht abgestorben; wir sind nur böse auf sie, daß sie uns nicht recht wiederfahren lässet. Sie sagen, die Falschheit der Menschen sey ihnen zuwider: Sie wollen nicht länger in einer Gemeinschaft mit Menschen leben, die so falsch und so betrüglich sind; Sie wollen mit ihnen brechen und sich auf einmal ihrem Umgang entziehen.

Es ist wahr, es herrschet an unsern Höfen der Geist der Kleinigkeiten, (L'esprit de bagatelles.) dieses ist freylich nicht nach dem Geschmack eines Menschen, der gründlich dencket, und nur was wircklich gut ist, liebet; allein, warum halten wir uns nur an den gegenwärtigen Umständen auf? warum betrachten wir solche nicht vielmehr als eine Zubereitung zu wichtigen Folgen, da man die Welt und die Menschen muß ken-

kennen lernen. Sie sind, mein Herr, belebt, angenehm, und zur menschlichen Gesellschaft geboren. Wo könten Sie also Ihre Zeit besser anwenden, als an einem Hof, wo Sie täglich etwas neues sehen und lernen können? Wie könten Sie Ihren Verstand besser beschäftigen, Ihre Erkentnisse vermehren, und Ihr Gemüth im Guten gründen? Wo lernet man die Tugend nachdrücklicher, als wo man täglich alle unglückliche Folgen der Laster beobachtet? Lassen Sie sich nichts anfechten; gehen Sie immer ihren geraden Gang. Die Verdrieslichkeiten, die sich dabey ereignen, werden Ihnen, wenn Sie solche wohl zu gebrauchen wissen, selbst zur Ruhe und zur Befestigung im Guten dienen. Ein gesetzter Geist schwinget sich über alles empor. Fürchten Sie sich nicht vor Menschen, die schwächer sind als Sie. Man muß seinem eigenen Geschmack zuweilen widerstehen, am meisten aber bösen Menschen. Das prächtige Nichts, das verächtliche Kleine, das die gezwungene Hoheit der Höfe ausmachet, wird Ihnen die Annehmlichkeit der Tugend und die einfältige Unschuld immer mehr und mehr liebenswürdiger machen. Die Thorheiten der Menschen haben an und für sich selbst etwas lächerliches; an statt darüber zu seufzen und zu klagen, lassen sie uns zuweilen darüber lachen; Es sind die Zwischenspiele in den Haupt-Abhandlungen der Menschen. Ein Weiser sucht aus allem sich Vortheile zu ziehen. Man muß zuweilen einige kleine Thorheiten mitmachen, um den Menschen

schen nicht zu unhöflich und zu trocken zu scheinen. Man spielet mt den Kindern, warum nicht auch mit den Alten, wann sie noch kindisch dencken? Gebärdet man sich zu spröde, zu eingensinnig, so macht man die Tugend dadurch nur verdächtig. Sie ist so einfältig, daß sie sich zu den Kindern herunter läßt, und so erhaben, daß sie sich über die Fürsten setzt; sie macht sich allenthalben ehren. Sie hat noch nie zum Vorwurf der Spötterey gedienet. Will man einen Menschen lächerlich machen, so muß man ihm nothwendig das Ansehen eines Lasters oder einer Thorheit beylegen; dann die Tugend hat nichts Lächerliches. Man mag sie drehen und wenden wie man will, sie ist auf allen Seiten schön. So bös auch die Welt immer seyn mag, so hat sie doch diese Empfindung in den Gemüthern der Menschen noch nicht ausrotten können?

Meynen Sie, mein Herr, daß Sie vergnügter in der Einsamkeit seyn würden, als Sie jetzo bey Hof sind? Ich habe Ursache daran zu zweifeln. Ihre Ruhe würde nicht länger dauren, als das Neue und Schöne bey einer veränderten und noch nie geprüften Lebens-Art. Wie solten Sie vergnügter seyn, wann Sie weniger nützlich seyn würden? Der stete Trieb nach etwas vollkommenes, ihr gutes Hertz, ihre Zärtlichkeiten, ihre Absichten bey einem allzeit wirckſamen Geist; alles dieses würde Sie zu ihres Gleichen wieder zurück rufen. Ja, wann ich es sagen darf, die Eigenliebe selbst,

welche

welche wir in diesem Leben nie völlig ausziehen. würde Ihnen eine verdriesliche Gesellschaft werden; dann sie ist niemals murrischer und unbescheidener, als wenn sie es mit sich allein zu thun hat. Es ist ihr nichts recht. Sie macht eifersüchtig auf sich selbst, alles zu Fehler, und ist selten so höflich, daß sie uns nicht beunruhigen solte.

Die alten Anachoreten waren eine Art von Mystickern, die ihr Vergnügen nur allein in dem steten Umgang mit GOtt suchten und keinen andern Neigungen mehr bey sich Raum liessen: sie wehlten deswegen ein von allen weltlichen Dingen entferntes Leben. Die wenigsten dürften gleichwohl zu dieser völligen Abgeschiedenheit gelanget seyn. Viele jagte auch ein zu weit getriebener Haß gegen die Menschen in die Einöden. Unser Beruf, mein Herr, gehet dahin, daß wir unter Menschen leben, und uns mit ihnen zu verbessern trachten sollen. Gedult und Sanftmuth lernen alles ertragen. Glauben Sie, daß man GOtt angenehmer sey, wenn man sich den Menschen entziehet.

Ich bitte, mein Herr, diese meine freye Anmerckungen über Ihren letzten Brief, nach Dero in mich gesetztes gütiges Vertrauen, bestens aufzunehmen und mich ferner ein wenig lieb zu behalten. Ich bin dagegen mit dem aufrichtigstem Eifer und der vollkommensten Hochachtung

Mein Herr u. s. w.

IV.

Von der Staats-Kunst des Machiavels.

Mein Herr!

Ich habe mit einem ausnehmenden Vergnügen das neue Werck gelesen, welches Sie mir geschickt haben. Was kan würdiger und erhabener seyn, als die Absicht die Tyranney vom Thron zu stürtzen, und die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft zu befördern?

Wie ich von der Art geselliger Gemüther bin, die ihr eigenes Vergnügen in dem Zusammenhang des Wohlseyns anderer Menschen finden, so ist mir auch jederzeit nichts abscheulicher vorgekommen, als der Frevel einer unbeschränckten Gewalt.

Wenn nicht die Menschen durch die süse Bande der Liebe und der Eintracht verknüpfet, die

die Billigkeit und das Mittleiden unter sich erhielten, so würden die Empfindungen der allergrösten Tugenden keinen Grund haben; ja unsre gantze Sitten Lehre würde nichts anders als eine träumende Erfindung müsiger Grillenfänger seyn, die nur kleine Geister rühren könte.

In Ermangelung dieses vernünftigen Natur-Gesetzes, welches unsern Handlungen Maas und Ziel setzet, würde ich einen Nero, einen Caligula, einen Tamerlan, einen Miriweris für die grösten und würdigsten Helden halten. Die Freundschaft eines Alexanders für einen Parmenion, die Hochachtung eines Cesars für einen Cato, würden in meinen Augen kleine Schwachheiten scheinen, welche bey starcken Geistern nicht Platz finden könten. Ein unempfindlicher, wilder, grausamer und unbarmhertziger Mensch im Gegentheil, der keinen Scheu trägt, alles seinen barbarischen Begierden aufzuopfern, der ohne Mitleiden plündert, würget, senget und brennet, und alles in Staub und Graus verkehrt; vor dem alles zittert und bebet, wann er sich nur sehen lässet; Ein solcher, würde eigentlich ein recht groser Mensch seyn.

Allein, je mehr ich dencke und in der Natur forsche, je mehr werde ich innen, daß alles nach gewissen Regeln und Gesetzen sich verhalten muß, wenn man anders desjenigen Vergnügens theilhaftig werden will, worauf unsere

Neig

Neigungen gerichtet sind. Ich schätze das menschliche Geschlecht allzu hoch, als daß ich solches ohne innerstes Mitleiden könte im Verderben sehen. Ich fühle einen lebhaften Trieb die Glückseligkeiten der Menschen zu befördern, wenn solches in meiner Macht stünd. Ja, ich würde von dieser Neigung auch meine Feinde nicht ausschliesen, wann mich ihre Ungerechtigkeiten nicht nöthigten, gegen sie gewisse Mittel zu meiner Vertheidigung und Sicherheit zu gebrauchen. Ich kan im übrigen Ihnen eben so hurtig verzeihen, als sie mich beleidigen; und ich empfinde den grösten Verdruß von der Welt, mit jemand, wer er auch sey, in Uneinigkeit und Zwiespalt zu leben.

Sehen sie, mein Herr, so bin ich gesinnet. Solte es ein kleiner Hochmuth seyn, Ihnen alles dieses von mir selbst zu sagen, so erlauben Sie mir, diesesmahl etwas weniger demüthig zu seyn, um desto freier und offenhertziger mich bey Ihnen heraus zu lassen.

Nach dieser neuen Gemüths-Beschaffenheit können Sie urtheilen, wie sehr mir das vortrefliche Buch: der Anti-Machiavel, müsse gefallen haben, da ich darinnen alles, was ich in Betrachtung der Menschen, als meiner Mitbürger, empfinde und gedencke, so lebhaft, so scharfsinnig und mit solchen unumstöslichen Gründen ausgeführet sehe.

Der abscheuliche Fürst des Machiavels hat mein Hertz mit einer solchen Furcht erfüllet, daß ich

kaum

kaum ohne Schrecken an die Gewaltigen dieser Welt gedencken konte. Ich erschien fast niemals bey Hof, daß ich nicht an demselben einen verdrieslichen Menschen vorgestellet hätte, der mehr seine Glückseligkeit darinn suchte, ihn bald wieder zu verlassen, als mich daran empor zu bringen.

Der liebenswürdige Anti-Machiavel benimt mir auf einmal diese Furcht; Er macht mich behertzt, nachdem ich bey ihm die schöne Eigenschaften der Menschenliebe entdecke. O würdigster Fürst, rufe ich entzückt darüber aus, wärest du doch eben so wircklich als der Fürst des Machiavels. Allein, wo soll ich dich suchen? wo findet man dich? der Herold, welcher dich der Welt hat bekant gemacht, ist ein Poet. Solten wir wohl demjenigen Glauben beymessen können, was er uns in seiner Vorrede von ihm meldet:

„ Der Verfasser der Critick des Machia-
„ vels, spricht er, ist eine von den grosen
„ Seelen, dergleichen der Himmel nur selten
„ lässet gebohren werden, um das menschliche
„ Geschlecht durch ihre Lehren und Exempel zur
„ Tugend anzuführen. Derselbe hatte bereits
„ vor einigen Jahren diese Gedancken zu Papier
„ gebracht, blos in der Absicht, solche Wahr-
„ heiten zu schreiben, die ihm sein eigen Hertz

» in die Feder gab. * Er war noch sehr jung,
» und suchte sich also selbst in der Weisheit und
» in der Tugend zu formiren; dahin gieng nur
» seine Absicht; allein, diese Lehren, die er sich
» selber gab, sind würdig von allen Königen
» angenommen zu werden und könten die Quellen
» von der Glückseligkeit aller Menschen seyn.

» Man wird sonder Zweifel in die gröste
» Verwunderung gerathen, wann ich mei-
» nen Lesern kund machen würde, daß derje-
» nige, welcher hier in französischer Spra-
« che so edelmüthig, so scharfsinnig und öfters
» so rein sich vernehmen lässet, ein junger Aus-
» länder sey, der niemahls Franckreich gesehen
» hat. Ja, man wird so gar finden, daß er sich
» noch viel besser ausdrückt, als Amelot de la
» Houssay, den ich in dieser Wiederlegung mit
» beygefüget habe. Es ist etwas unerhörtes, ich
» muß es selbst bekennen; aber es ist nichts de-
» stoweniger wahr, daß demjenigen, dessen
» Schriften ich hiermit bekant mache, alles
» was

* Es ist nun jedermann bekant, daß Seine Königl. Majestät von Preussen, noch als Cron-Printz, der Verfasser dieses Wercks sind. So wenig man sich auch anfangs die Sache möglich vorstellen konte, daß ein zur Cron gebohrner Printz eine solche gründliche Wissenschaft und Einsicht besitzen solte, so sehr hat der Verfolg der Zeiten diesen Zweifel gehoben und bewiesen, daß ein Fürst eben so wohl ein groser Geist, als ein groser König seyn könne.

» was er bisher unternommen hat, glücklich
» ist von statten gegangen. Er mag ein Engel-
» länder, Spanier oder Italiener seyn, hier-
» an ist nichts gelegen. Die Frage ist hier
» nicht von seinem Vatterlande, sondern von
» seinem Buch. Ich halte dafür, das es bes-
» ser gemacht und geschrieben ist, als dasjeni-
» gen des Machiavels, und daß es ein Glück
» vor das menschliche Geschlecht sey, daß die
» Tugend sich in einem bessern Schmuck hier
» gezeiget hat, als das Laster.

Der Herr von Voltaire sagt uns hier allzuviel, unsre Neugierigkeit dadurch auf das äuserste zu reitzen. Sie kennen, mein Herr, diesen berühmten Dichter, diesen grosen französischen Geist. Ich bitte Sie, fragen Sie ihn doch, wer dieser geschickte junge Schriftsteller sey? Fragen Sie ihn mir zu Gefallen, der ich ein Teutscher bin; das ist ein Einwohner derjenigen ungnädigen Himmels-Gegend, in welcher so leicht keine schöne Geister pflegen gezeuget zu werden; der aber ohngeachtet dieses Fehlers, den er mit seinen Landsleuten gemein hat, dennoch die Schrifften des Herrn von Voltaire so hoch zu schätzen weis, daß er dieser Gefälligkeit nicht scheinet gantz unwürdig zu seyn.

Sie können ihm dabey auch meine Meynung sagen, daß ich den vortrefflichsten Schriftsteller, vor dem hier die Rede ist, weder für einen Engelländer, noch für einen Spanier,

noch für einen Italiener halte. Der Herr von Voltaire ist dem Vermuthen nach allzusehr besorgt, demselben etwas von seinem Werth zu entziehen, wenn er sagen würde, daß es ein Teutscher sey. Er würde dadurch die Meynung seiner Landsleute auf einmahl allzustarck wiederlegen, welche es unter sich vor eine ausgemachte Sache halten, daß ein Teutscher keinen schönen Witz haben könte. Wir andre Teutsch-Länder kennen uns indessen doch an unserm Geschmack, nicht anders wie auf die Weine, welche auf unserm Grund und Boden gewachsen sind. Zu gutem Glück für den Verfasser des Anti-Machiavels, so hat dieser Umstand der Schönheit seiner französischen Schreib-Art nichts benommen. Der Herr von Voltaire bekennet vielmehr, daß ob man ihm wohl dieses kostbare Werck anvertrauet habe, so hätte er doch mit Fleiß einige Ausdrücke, die nicht französisch sind, darinnen gelassen, weil sie es verdienten zu seyn. » Ich unterstehe » mich zu sagen, fährt er fort, daß dieses Buch » so wohl unsere Sprache, als unsre Sitten » vollkommen machen kan.

Der Herr von Voltaire giebt dem Verfasser des Anti-Machiavels das Beywort illustre; welches bey uns so viel heist, als vortreflich, berühmt, erleucht. Man leget solches insgemein nur grosen Männern bey, die sich entweder durch ihre Weisheit, oder durch ihre tapfere Thaten berühmt gemacht haben. Auch pflegt man solches einer hohen Sandes-Person zu geben.

zu geben. Man sagt Autor illustris, wenn ein Schrifftsteller sehr berühmt und zugleich ein vornehmer Mann ist. Also sagt man auch von einem Krieges-Haupt, welcher sich durch seine tapfere Thaten einen grosen Namen erworben hat, Heros illustris; und eben so sagt man von einer hohen und durchlauchtigen Geburt: prosapia illustris. Daß hier der Herr von Voltaire einem jungen Gelehrten dieses Wort solte beygeleget haben, ist nicht vermuthlich. Ein junger Schrifftsteller dürfte auch wohl schwerlich sich durch grose Helden-Thaten schon einen solchen Ruhm erworben haben, dazu sich dieser Namen schicken solte. Es kan also auf nichts anders als auf eine hohe und durchlauchtige Geburt zielen.

O glückseelige Zeiten, wann diejenige, welche die Vorsehung darzu hat lassen gebohren werden, Häupter und Regierer der Völcker zu seyn, die Tugend lieb gewonnen, und ihr Vergnügen in der Weisheit, in den Wissenschaften und in der Glückseligkeit anderer Menschen, welche ihrer Sorgfalt anvertrauet sind, zu suchen beginnen. Wir würden dadurch bald die Zeiten der Titen und Antoninen erleben. Die Wildheit, die Grausamkeit, die Tyranney würde unter den Menschen anfhören; die Leutseligkeit, die Gerechtigkeit und die allgemeine Menschen-Liebe würde sich immer mehr und ausbreiten. Wir würden das schöne und gute in dem Gegensatz des heßlichen und bösen deutlich un-

terscheiden, jenes lieben und dieses verabscheuen lernen. Die Gesetze der Natur würden in unsern Hertzen den Trieb zur Menschlichkeit und zur Billigkeit erwecken. Dieses allein würde genug seyn alle unseren Handlungen Maas und Ziel zu setzen; die Christen würden ehrliche Leute und die ehrliche Leute würden Christen seyn. Unsere gantze Staats-Kunst würde darinn bestehen, der Ordnung des grosen Schöpfers nachzuahmen, und seinen Geschöpfen alle Güter geniesen zu lassen, welche er ihnen zum besten geschaffen hat. Wir würden uns einander suchen glücklich zu machen, so wie eine ewig zu verabscheuende Bosheit beschäftiget ist andere zu beleidigen und unglücklich zu machen. Unsere Fürsten würden nicht mehr gewaltsame und Gesetzlose Beherrscher der Völcker, sondern nur, wie unser vortreflicher Verfasser schreibet, ihre vornehmste Obrigkeit abgeben.

Ehe ich diese meine Anmerckungen schliese, muß ich noch ein Wort zur Entschuldigung des guten Florentiners mit beyfügen. Niemand verabscheuet mehr die Staats-Regeln seines Fürsten als ich; allein ich entschuldige ihn als den Verfasser desselben. Er hat einen bösen Fürsten beschrieben, nicht um seine Maas-Regeln zu billigen, sondern um solche desto abscheulicher zu machen, und die Menschen dadurch in Stand zu setzen, sich dargegen desto sorgfältiger in acht zu nehmen: Er hat nicht so wohl der Tyranney das Wort zu reden, als die Abwege davon zei-

gen

gen wollen. Er giebt solches deutlich in seinen andern Schriften zu erkennen. Er redet von den Fürsten wie Mandeville von den Bienen: Er schreibet wie es die Grosen zu machen pflegen, um zu der Hoheit einer eigenwilligen Macht zu gelangen. Er billiget aber eben so wenig diese eigenwillige Macht, als ein kluger Mathematicus, der von der Kunst Bomben zu werffen und Städte einzuäschern, ein zierliches Werck schreibet, ohne deswegen diese Gewalthätigkeiten zu billigen.

Machiavel war ein scharfsinniger Kopf, und weil er zu einer Zeit lebte, da man mit denen Thorheiten und dem Aberglauben nicht frei ins Angesicht reden durfte, so packte er sie von der Seite mit einer feinen Ironie an. Er schrieb Comedien und Satyren, und begnügte sich damit, dasjenige lächerlich zu machen, was er ohne Gefahr nicht offentlich tadeln durfte; vor die Heiligen hatte er auch nicht alle Ehrerbietung, welche die Mode seiner Zeit mit sich brachte.

Sta ben con Christo & fatti beffe de Santi,

sagte er in seiner Clitia Act. 3. sc. 5. Dieses verursachte, daß ihn die Clerisey für einen Atheisten und gottlosen Mann ausschrie.

Das funfzehende Jahrhundert, spricht dessen erhabener Gegner, hatte noch etwas bar-

barisches. Wolte GOtt! Die Vorzüge gegenwärtiger Zeiten liesen uns weiter keine Merckmäler davon verspüren! Wir mögen wohl die Formen ein wenig geändert haben, aber die Sachen bleiben noch immer wie im fünfzehenden Jahrhundert. » Damahls, fähret der vor-
» trefliche Verfasser fort, zog man noch den un-
» glückseligen Ruhm der Heldensucht und der
» gewaltsamen Thaten, welche die Menschen
» zu einer gewissen Ehrfurcht zwangen, der
» Sanftmuth, der Billigkeit und allen andern
» Tugenden vor. Heut zu Tage aber siehet
» man mehr auf die Leutseligkeit, als auf
» den Glantz solcher Eigenschaften, welche die
» Weltbezwinger ausmachen; ja man ist kei-
» neswegs mehr so unsinnig, die wilde Regun-
» gen, so die Welt ins Verderben stürtzen, noch
» mehr anzufeuern.

Es ist wahr, die Menschen sind nicht mehr so grausame Todtschläger als vor diesem; sie haben eine etwas mehr menschliche Empfindung angenommen; die Kriege werden mit mehr Leutseligkeit und Höflichkeit geführet. Allein, sie kosten deswegen noch immer viel Menschen-Blut. Ein Räuber; der denjenigen um Verzeihung bittet, den er plündert, ist deswegen doch ein Räuber; und der beraubte komt um sein Gut, es mag solches mit Höflichkeit oder Unhöflichkeit geschehen.

Ich will Sie, mein Herr, nicht mit weitern Anmerckungen aufhalten, sondern nur einige Ge-

Gedancken bemercken, so mir in diesem vortreflichen Buch gantz besonders gefallen haben; indem sie zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft die sicherste Lehrsätze formiren. Der erste ist dieser

I.

Den Verstand durch künstliche Schlüsse zum Nachtheil der Menschlichkeit gebrauchen, ist so viel als sich selbst mit denjenigen Waffen verletzen, die uns nur allein zu unsrer Vertheidigung gegeben sind.

II.

Ein Länder-Bezwinger, wann er die gantze Welt sich unterwirft, kan er deswegen auch solche beherrschen? Seine Grösse wird ihm zu nichts weiter dienen, als seine wahre Kleinigkeit zu zeigen.

III.

Wann heut zu Tage sich unter den Christen weniger Empörungen äusern, so komt dieses daher, weil die Grundsätze einer gesunden Sittenlehre sich mehr und mehr beginnen auszubreiten. Die Menschen haben mehr ihren Verstand gebessert, und sind deswegen weniger wild.

Diese glänzende Stellen finden sich gleich auf den ersten Blättern. Das gantze Buch ist auf gleiche Art geschrieben. O mögten doch alle unsere Fürsten und Obrigkeiten solches lesen. Sie würden dadurch Gelegenheit bekommen, an Sachen zu gedencken, die ihnen noch nie beygefallen sind. Ich verharre mit der aufrichtigsten Hochachtung

Mein Herr u. s. w.

V.

Von der Erziehung eines Printzen.

EInes der schwersten und wichtigsten Stellen am Hof ist die Erziehung eines zur Cron gebohrnen Prinzen. Was ist wichtiger als demselben diejenige Eindrücke der Weisheit uud Güte zu geben, die dermahleins ein ganzes Volck soll glücklich machen.

Hic regere imperio populus sciat.

Es sind wenig Menschen die sich darzu schicken, Königliche Lehrmeister * abzugeben. Welch

* Ein Hofmeister bedeutet nach unserer Sprache ein gantz andres Amt bey Hof als ein Lehrmeister. Es ist lächerlich, daß man jene Benennung für diese gebrauchet. Denn ein Hofmeister ist ein Mann, der über den Hof gesetzet ist. Einer, dem des Printzens Auferziehung überhaupt anvertrauet wird, heist bey den Franzosen Gouverneur. Der eigentliche Lehrmeister aber, der an statt der Fürstlichen Eltern einen jungen Printzen zu erziehen und

zu

Welch ein Umfang von Tugend, von Wissenschaft, von Kentnis des menschlichen Hertzens wird dazu erfordert? Er muß nicht nur ein gantz artiger Mann, sondern auch ein Weltweiser, ein Hofmann, und was noch mehr, ein guter Christ seyn. Wo aber findet man alle diese Eigenschaften in einem Menschen beysammen? Wo ist der Hof, wo man solche suchet, ehret und hervor ziehet?

Ist ein solcher Lehrmeister in seiner Erziehung, die er dem Prinzen giebt, unglücklich, so fluchet ihm Land und Volck. Ist er glücklich, so ist auch seine Belohnung noch immer selbst eine fortwährende Last; denn er muß bey seinem Fürsten bleiben, und so lang er lebet, einen Höfling abgeben, und die wichtigste Geschäfte führen; dann selten wird ein Fürst den, der ihn an Vater-Stadt erzogen, und dessen er gewohnt ist, von sich lassen. Dieses ist wohl eine Ehre, die man seinen Verdiensten erweiset; allein er ist nicht selten auch dabey lebenslang ein geplagter Mann. So komt alles bey dem jetzigen König in Franckreich auf den alten Cardinal von Fleury

zu unterrichten hat, wird Precepteur genennet. Es werden darzu die vornehmsten Prälaten gebraucht. Die andern heisen nur Sous-Precepteurs. Am lächerlichsten ist, daß man bey uns aller jungen vornehmen Leute Lehrmeister und Anführer ohne Unterschied den Titel von Hofmeistern gibt, wann gleich solche keinen andern Hof besitzen, als worinn ein wenig Vieh gehöret.

Fleury an, und der ehrliche Geistliche hat so viel mit der Welt zu schaffen, daß er kaum einige Zeitblicke übrig hat, an den Himmel zu gedencken.

Zu einem Fürstlichen Lehrmeister gehöret also ein Mann, der viel Erfahrung hat, und der die Menschen kennet. Er muß nichts verdrießliches noch gezwungenes haben. Er muß leutselig, angenehm, aufgeräumt, und nicht verdrießlich seyn. Er muß aber auch spröde und ernsthaft thun können, wann er etwas an seinem Prinzen siehet, das ihm nicht gefällt. Er muß darüber sein Mißfallen so wohl in Gebehrden als in Worten blicken lassen, und sich ja hüten ihm bey seinen Fehlern nicht zu schmeicheln. Er muß sich zuforderst angelegen seyn lassen, die Gemüths-Art seines jungen Prinzens genau auszuforschen, und seine Vertraulichkeit zu gewinnen. Dieses ist das beste Mittel ihm beyzukommen, und ihn tugendhaft zu machen. Hier muß er trachten, seinen Hochmuth zur Leutseligkeit zu bewegen, um ihm dadurch die wahre Ehre reitzend einzuschärffen. Er muß demselben die erlaubte Ergötzlichkeiten vergönnen, damit er nicht die Tugend, die er lieben soll, als verdrießlich möge hassen lernen. Er muß ihm die Vortheile eines ordentlichen und mäßigen Lebens begreiflich machen; und ihm vor allen Dingen diejenige Religion beybringen, die GOtt mit aufrichtigen Hertzen verehret, und die zum Wahrzeichen die Liebe des Nächsten hat. Er muß ihm die

Hel-

Heldensucht ausreden, und ihm dargegen die wahre Tapferkeit anpreisen, welche darinn bestehet: sein Volck zu schützen und sich selbst zu überwinden.

Das schädlichste, was ich an der Erziehung der Fürsten-Kinder beobachtet habe, ist, daß ihnen fast jedermann schmeichelt. Dieses nähret ihren Hochmuth, der ihnen ohnedem wegen ihrer Geburt und der Hoheit, worinn sie sich sehen, natürlich ist. Verfähret man ein wenig unsanft mit dem jungen Fürsten-Blut, so darf es nur die Fürstliche Frau Mutter, oder das Frauen-Zimmer erfahren, so hat der arme Lehrmeister seine Noth. Frauen-Zucht taugt durchgehends nicht. Man muß einen jungen Prinzen, je ehender je besser, aus ihren zarten Händen reissen, und ihn zu einer männlichen Lebens-Art und zu den Leibes-Uebungen gewöhnen, damit er nicht weichlich und müsig werde. Selbst die Ergötzlichkeiten, die man ihm verstattet, müssen sich auf seine Hoheit und auf die Wissenschaften, die man ihm beyzubringen hat, beziehen.

Reitzende Exempel thun hier die beste Wirckung. Mit blosen Lehr-Sätzen und Vernunft-Schlüssen ist bey solchen jungen durchlauchtigen Geschöpfen nicht viel auszurichten. Dann sie werden leicht ungedultig, und sind zur Zerstreuung mehr als andere junge Leute geneigt. Sie müssen deswegen auch mit besondern Vortheilen angegriffen werden.

Die

Die Geschichte, wann sie lebhaft vorgetragen wird, wircket die erste Aufmercksamkeit, und formiret im Gehirn diejenige Bilder, welche unmercklich die Grund-Sätze der jungen fürstlichen Sitten-Lehre ausmachen. Hier wird das Gemüth von den sanften Trieben der Tugend gerühret, je mehr man die unglückselige Wirckungen der Laster vor sich siehet. Dergleichen Bewegungen im Gemüth geben Gelegenheit zu einem vertraulichen Gespräch und die natürliche Gesinnungen eines Printzen mit unvergleichlicher Einsicht zu erforschen, zu lencken und zu bilden. Entzündet sich dasselbe über grose und edle Exempel, so hat man hier ein treffliches Mittel gewonnen, ihm mit Nutzen beyzukommen.

Die Grosmuth und die Menschen-Liebe ist der vornehmste Caracter, davon man ihm die schöne Regungen muß einzuflösen suchen; die Religion ist damit unzertrennlich verbunden, je mehr alles Gute, dessen die Menschen fähig sind von GOtt, als dem vollkommensten Wesen, seinen Ursprung nehmen muß. O wie schön lässet es einem Prinzen, wenn er mitleidig und gütig ist. Wie nöthig aber ist es auch, ihm hierbey die nöthige Klugheit und Vorsichtigkeit beyzubringen. Der Abscheu vor der Tyranney wird ihn zu einem ehrlichen Mann machen, und die Liebe, seine Unterthanen glücklich zu sehen, wird ihn bewegen, alle Mittel und Wege einzuschlagen, die dahin führen können. Wer also

einen

einen Prinzen zu einem guten Menschen macht, der macht ihn dadurch auch zu einem guten Regenten. Die Fähigkeiten des Witzes und der Vernunft, welche nebst der Erfahrung die Klugheit zuwegen bringen, werden zu lauter guten Handlungen scharfsinnig gemacht. Wie im Gegentheil eben diese Fähigkeiten bey einem bösen Menschen zu lauter bösen Handlungen unglücklich-scharfsinnig angewendet werden.

Es ist nicht allein eine grose Kunst, das Gemüth eines Prinzen zu formiren, sondern ihm auch die nöthige Wissenschaften beyzubringen. Dann Völcker regieren, ist eine Kunst, welche eben so wohl Wissenschften erfordern, als andere Künste auch. So bald aber ein Prinz weis, daß er ein Prinz ist, und dieses erfähret er nur gar zu bald, so will er auch den Kopf nicht viel mit Lernen zerbrechen. Er denckt, dergleichen Bemühungen wären nur für Leute, die keine Prinzen sind. Er sieht sich verehret und als ein besonderes Menschen-Geschöpfe bewundert. Alles beuget und neiget sich vor ihm. Er genieset also schon die Vorzüge seiner Hoheit, da er noch in der Lehre ist. Wie soll man es demnach hier anfangen, einem Prinzen nur die nöthigste Wissenschaften beyzubringen? Ich würde ihm vertraulich glauben machen, daß er kein rechter Prinz sey, so lang er unwissend blieb. In der Unterweisung eines Prinzens sind die Kupferstiche von einer vortreflichen Hülfe; dadurch wird seine Neugierigkeit

und

und Aufmercksamkeit am meisten gereitzet. Es ist aber nur Prinzen und reichen Leuten erlaubt, auf eine so kostbare Art zu studieren. Je mehr nun ein junger Printz zum Fragen verleitet wird, je mehr muß man auch im Stand seyn, ihm über alles kurtze und gründliche Nachrichten zu geben. Es müssen zu dem Ende die artigsten und klügsten Leute stets um den Prinzen seyn, welche in den Geschichten erfahren sind, und dabey einen muntern Witz, kluge Einsicht und gute Sitten haben, diese Behutsamkeit wird nirgendwo besser als in Franckreich beobachtet, wo man so gar auch mit einer besondern Sorgfalt diejenige junge Leute und Bedienten wehlet, die zu dem Umgang eines Prinzen und zu seinen Spielen mitgezogen werden, damit diese nichts unanständiges sehen noch hören mögten.

Der Adel, der bey ihnen einen Zutritt hat, muß von gleicher Beschaffenheit seyn. Niemand darf dem Printzen etwas von Lustbarkeiten sagen, die man noch nicht rathsam findet, ihm zu erlauben. Niemand darf sich unterstehen, ihn mit Narrens-Possen und unanständigen Schertz-Reden zu belustigen. Wir sehen besonders in der Lebens-Beschreibung des Herrn von Fenelons und in seinen Fabeln, welcher klugen Kunst-Stücke dieser würdigste Prälat sich bedienet hatte, den Prinzen von Burgund, der eben von Natur nicht die beste Eigenschaften hatte, anständige Gemüths-Neigungen beyzubringen, dergestalten, daß wo

dieser

dieser Printz bey Leben geblieben wäre, Franckreich allem Ansehen nach, einen weisen und glücklichen Regenten an demselben würde gehabt haben. Der Herr von Fenelon war es auch nicht allein, der diesen Printzen formiren half, ob er gleich als Ober-Lehrmeister den grösten Antheil an dessen Erziehung hatte. Der Hertzog von Beauvilliers und die beiden würdige Aebte Langlet und Fleury hatten darzu das ihrige redlich mit beygetragen.

Unsern teutschen Printzen werden nicht selten gantz verkehrte und sich selbst entgegen stehende Personen zur Erziehung gegeben. Auf der einen Seite siehet man ein paar Pedanten, die sie wacker mit dem Auswendig-Lernen ängstigen, und auf der andern ein paar Jagd-Junckern und junge Kriegs-Bedienten, welche jene, weil sie ohnedem lächerlich sind, noch lächerlicher machen. Man siehet hier auf den Adel, wo man nur auf Verstand und Tugend sehen solte. Auf diese Weise geschiehet es, daß unsere Printzen selten viel lernen und ihre Regenten-Tugenden hernach vorzüglich auf der Jagd, oder bey den Kriegs-Uebungen zu erkennen geben.

Der vorige König in -- der sonst gute natürliche Einsichten und Regenten-Tugenden besas, war in seiner Jugend nicht zum besten erzogen worden. Ob seine Lehrmeister ein wenig zu starck nach der Schule gerochen, oder ob sonst die Gelehrten ihn durch etwas beleidiget hat-

hatten, kan ich so eigentlich nicht wissen. Dieses aber weiß ich, daß es bey ihm so gut als gescholten hies, wenn man jemand einen Gelehrten nante: die gröste Ehre die er ihnen erwies, war, daß er einige darunter zu Hof-Narren machte.

Mir fallen hierbey noch zwey Umstände ein, davon der erste die obgedachte Erziehung des verstorbenen Hertzogs von Burgund, und der andere diejenige des jetzigen Königs in Franckreich betrift. Der Herr von Fenelon als Lehrmeister des ersten, sah nicht so bald, daß der Prinz etwas unanständiges begangen hatte, so bezeigte er darüber einen lebhaften Verdruß. Zu gleicher Zeit musten alle diejenige, die um den Prinzen waren, ein tiefes Stilschweigen beobachten, und ihr Mißfallen darüber durch alle ihre Worte und Gebehrden verspüren lassen. Keiner durfte bey sogestallten Umständen mit dem Prinzen lachen oder kurtzweilen. Er mogte thun was er wolte; er fand nirgendwo weder Beyfall noch Gehör. Wolte er freundliche Gesichter und vergnügte Leute um sich haben, die mit ihm sich frölich bezeigten, so muste er seinen Fehler erkennen, und den Lehren seines Lehrmeisters ohne Wiederstand folgen.

Der Cardinal von Fleury, dem die Erziehung des Königs in Franckreich auf gleiche Art, wie hier diejenige des Herzogs in Burgund dem Herrn von Fenelon anvertrauet war, sah sich

in

in überaus empfindlichen Umständen. Er hatte nicht blos einen jungen Prinzen, sondern zugleich einen der grösten Königen vor sich. Diesem Gesetze zu geben, und ihn, wann er denselben entgegen handelte, zu bestrafen, solches hatte in der That etwas sehr widersprechendes und erregte die Aufmerckſamkeit aller Menschen. Es fanden sich auch Leute, die manches an der Erziehung des jungen Königs zu tadeln hatten. Der Herzog von Orleans, als Regent, war selbsten nicht mit allen Maas-Regeln zufrieden, die man für gut fand, in Ansehung des jungen Königs zu gebrauchen. Hier liefen eine Menge geheime Dinge mit unter, die beides, dem Hertzog von Villeroy, als Groshofmeister, und dem guten Cardinal, als damahligen Bischoffen von Frejus, und Königlichen Lehrmeister so viel zu schaffen machten, daß sie nimmer würden damit durchgedrungen seyn, wenn sie nicht mehr ein hitziges als sachtsinniges Wesen, das ihren redlichen Absichten gemäs war, gehabt hätten.

Die gröste Schwerigkeit fanden sie darin, wie man einen König, der ein Kind war, bestrafen solte, wenn er Fehler begieng. Der Cardinal merckte, daß ein kleiner Junge, der als ein Husar gekleidet und stets um den König war, sich so fest in seine Gunst gesetzet hatte, daß er ohne denselben nicht sein konte. Dieser Neigung bediente sich der weise Lehrmeister. So oft der König fehlte, wurde sein kleiner unschuldiger Liebling dafür gestraft. Der König empfand

diese Züchtigung ungemein, der Bestrafte aber genoß dargegen eine solche Schadloshaltung, daß sich viele an seiner Stelle wünschten, für den König sich züchtigen zu lassen.

Diejenigen, welche die Vorsehung gebrauchet, grose Printzen zu erziehen, die gebrauchet sie gleichsam zur Verbesserung des gantzen menschlichen Geschlechts, welche von der Aufführung derer, die solches beherrschen sollen, guten theils mit abhänget. Ich vereinige also meine Wünsche mit denenjenigen eines gantzen Volcks, und bitte GOtt, daß er uns darzu würdige und gesegnete Werckzeuge geben möge.

VI.

Von der wahren und falschen Demuth.

In zweyen Sendschreiben aus dem Französischen. *

Mein Herr!

Wie ist man doch so übel dran, wenn man hochmüthig ist, und gern demüthig seyn wolte. So oft man etwas an mir lobet, so oft nehme ich mir es übel, wenn ich darüber ein Vergnügen empfinde; zu gleicher Zeit, da meine Eigenliebe sich heimlich empöret, wenn man sie durch Entdeckung gewisser Fehler zu demüthigen sucht. Ich bin also misvergnügt, man mag mich loben oder schelten.

* Siehe Amusemens literaires von Herrn de Beaumarchais, Tom. II. L. 19.

Ihre Betrachtungen, mein Herr, haben mir in dieser Sache noch kein völliges Genüge gethan. Sie sagen: * wann uns GOtt besondere und glänzende Eigenschaften verliehen hätte, so müste man die Stärcke haben, die Lobsprüche darüber gutwillig anzunehmen. Wie kan man sich aber einbilden, dergleichen besondere und glänzende Eigenschaften zu besitzen, ohne die Demuth und Bescheidenheit zu verletzen? Ich dancke GOtt, daß er mir ein wenig Verstand hat mittheilen wollen; allein was will dieses sagen, in Ansehung der Finsternissen, die denselben noch von allen Seiten umgeben? Ich finde hier nichts als Ursachen, die mich demüthigen. Ich spüre wohl, daß ich mit dergleichen Empfindungen niemals keinen grosen Helden abgeben werde, dann wer nicht eine gute Einbildung von sich selbst und seinen eigenen Kräften hat, der wird auch selten etwas groses unternehmen. Hier schadet also die Demuth, indem sie dem Menschen das glückliche Vertrauen benimt, welches man nothwendig haben muß, um grose Dinge zu unternehmen.

Haben sie doch die Gutheit, mein Herr, und erklären mir auch in ihren liebenswürdigen Blättern folgenden Widerspruch. Ich habe ein sehr scharffes Aug. Ich entdecke die kleinesten Vorwürfe in einer weit entfernten Gegend.

Ich

* Lettre 17.

Ich rühme mich öfters dieses Vorzugs, ohne darüber zu erröthen und ohne daß ich meyne dadurch meinen Hochmuth zu zeigen. Rede ich aber von Dingen, die sich auf die Einsichten meines Verstandes und auf Wissenschaften beziehen, so verwirret mich die Eitelkeit, mit welcher ich mir darüber selbst schmeichele. Ich sehe daß allenthalben nichts gefährlicher als der Hochmuth ist, und daß ich gleichwohl, wann ich demüthig bin, ein schlechtes Glück in dieser Welt zu gewarten habe.

Ich bekenne im übrigen, daß ich noch immer meinem Urtheil in Sachen des Witzes und des Verstandes etwas zutraue. Wie könte ich sonst den Werth Ihrer schönen Schriften schätzen? Halten Sie mich demnach für einen guten Kenner weil ich sonst für Sie unmöglich eine so wohlgegründete und vollkommene Hochachtung haben könte, als ich für Sie empfinde. Ich bin ꝛc.

Antwort.

Mein Herr!

DAs Schreiben, womit Sie mich beehret, scheinet weniger die Absicht zu haben, Ihren Zweiffel aufzulösen, als mir Gelegenheit zu geben, mich über den Artickel des Philotas näher zu erklären. In der That, so kan derselbe

weder Ihnen noch andern, welche nette Begriffe haben, fremde scheinen. Es komt darauf an, was man unter den Worten, Hochmuth, Ruhmsucht, Einbildung, Stoltz; und durch diejenige: Bescheidenheit, Demuth, Einfalt, Leutseligkeit, verstehet. Der Hochmuth ist der Bescheidenheit, der Ruhmsucht der Demuth, die Einbildung der Einfalt, der Stoltz der Leutseligkeit entgegen gesetzt. Der Hochmuth bestehet in der allzugrosen Meynung, die man von seinen eignen Verdiensten hat. Die Bescheidenheit aber formiret davon einen richtigen Begrif. Die Ruhmsucht bestrebet sich den Beyfall der Menschen zu erlangen; die Demuth aber kan leiden, daß man uns vergißt. Die Einbildung hält sich allzuviel mit demjenigen auf, was wir vermögen und die Einfalt läßt uns solches vergessen. Der Stoltz fordert eine Ehrerbietung von unseres gleichen. Die Leutseligkeit aber setzet uns mit ihnen in eine Gleichheit, und verlanget von ihnen weniger, als sie ihnen giebt.

Durch diese Erklärung der Ausdrücke erhellet, daß die Bescheidenheit des Philotas nichts weder dem Hochmuth, noch andern dergleichen Lastern, welche das Christenthum verdammet, ähnliches hat. Ich füge hinzu, daß sie zu den Tugenden leitet, welche ich diesen Lastern entgegen gesetzt habe. Sie bestehet in einem richtigen Begrif, den man von sich selbsten hat. Ein bescheidener Mensch erkennet also eben

eben sowohl seine Gebrechen als seine Tugenden; folglich kan er nicht anders als sich demüthigen in Ansehung dessen, was ihm mangelt; folglich wird er sich auf keinerley Weise einige Vorzüge über andre Menschen zueignen. Der Vorzug, welche er über sie hat, bedeutet bey ihm allzuwenig, um ihn hochmüthig zu machen. Er hat für sie das gütige Nachsehen, welches er selbst von andern erwartet.

Dieses hoffe ich noch klärer zu machen, wenn ich einige Einwürffe beantworte, welche man gemeiniglich wider die Meynung des Philotas zu machen pfleat und deren Sie mich durch ihren reitzenden Brief zu erinnern beliebet. Sie sagen erstlich, Mein Herr, » daß so oft man » etwas an mir lobet, so oft nehme ich mir es » übel, wann ich darüber ein Vergnügen empfin» de, da meine Eigenliebe sich heimlich empö» ret, wenn man durch Entdeckung gewisser Feh» sie zu demüthigen sucht. Erlauben Sie mir, Mein Herr, Sie hier so ernsthaft zu widerlegen, als ob Sie wircklich mich zu wiederlegen im Sinn gehabt hätten.

Niemand nimt sichs übel, daß er empfindlich ist, wenn man von ihm übel spricht. Warum solte man böse auf sich selber seyn, daß man empfindlich ist, wenn man uns lobet? Ist es nicht weil der Mensch durch üble Nachreden niedergeschlagen, sich zu stellen sucht, als ob er demüthig wär, weil man ihn überzeugt, daß es ihm an grosen Verdiensten mangele. Indem

er sich nun einbildet, auf diese Weise demüthig zu seyn, so gewinnet seine Eigenliebe dadurch was sie durch die vorhergegangene Demüthigung verlieret. Eine dergleichen Demuth ist ein warer Hochmuth. Allein was kan man sich selbst schmeichelndes sagen, da man, wenn man ist gelobet worden, sich daraus ein Laster macht, daß man darüber empfindlich ist gewesen? Siehet man sich nicht dadurch so weit gebracht, daß man bey sich selbst bekennen muß, man sey zugleich auf eine verdriesliche und falsche Art hochmüthig und ruhmsüchtig.

Ein Weltweiser dencket und urtheilet gantz anders von der Empfindlichkeit der Lobsprüche und der Censuren. Er betrachtet solche als ein Geschenck der göttlichen Vorsehung, die, indem sie als eine Freundin der Menschen sie zusammen verknüpfet, um sich einander nützlich zu seyn, zugleich dadurch sie dem Urtheil hat unterwerffen wollen, die einer von dem andern fällen würde. Diese wechselsweise Beziehung des einen auf den andern, unterhält die gute Ordnung in der Welt. Sie bewahret den Menschen vor dem Absturtz der Laster, wo er sich stets in Gefahr siehet. Sie ermuntert einen, der sonst in seiner Weichlichkeit einschlummern würde. Sie flöset denenjenigen einen Muth ein, die solchen beynahe gar aufgegeben haben. Sie erhält auf dem Weg der Tugend diejenige, welche durch ihre Leidenschaften sich davon abzukehren, im Begriff sind.

Mit

Mit einem Wort: auf diese wechselsweise Betrachtung gründet sich die menschliche Gesellschaft.

Glauben Sie also nicht, daß die Vernunft darzu genug sey. Wie würde es um uns aussehen, wann GOtt uns derselben allein überlassen hätte? Sie ist kaltsinnig, sie kläret uns auf, ohne uns zu rühren; sie spricht mit uns nicht ehender, als bis uns die Leidenschaften schon die Helfte gewonnen haben, ja wir sind öfters gar nicht einmahl im Stand sie zu hören, als wenn sie erstlich komt, unsere Fehler uns zu verweisen. Womit will man sich rathen? Mann nimt seine Zuflucht zu der Religion. Sie ist auch in der That das einzige Mittel, um uns vollkommen gesellig zu machen. Allein, man muß sie in dieser Absicht so weit treiben als sie gehen kan, und alsdann gewinnet sie das Ansehen von einer gewissen Leidenschaft, die ohne Zweifel viel heiliger ist, als die Empfindlichkeit, über die Urtheil der Menschen; sie ist aber doch immer eine Leidenschaft, nur daß sie zum Unglück sehr rar ist. Lasset uns deswegen uns in diejenige schicken, die GOtt hat gemeiner machen wollen, und uns anderer Leute Urtheilen freymüthig unterwerfen. Diese Leidenschaft ist, wann sie wohl geleitet wird, ein Wind, der in uns das heilige Feuer anzündet und unterhält. Die Vernunft-Schlüsse setzen uns am wenigsten in Bewegung, sondern die Empfindungen. Dieses Verhalten, wann es

nicht

nicht vollkommen ist, so ist es doch zum wenigsten unschuldig und rein.

Sie fürchten sich, Mein Herr, die Lobsprüche zu geniesen, die man ihnen giebet. Ach! verzeihen Sie sich doch das Vergnügen, welches sie bey ihnen verursachen. Sie verdienen solche. Es ist dieses eine Vergeltung, die GOtt eilet Ihnen vorläufig zu geben. Dencken Sie nur allein darauf, wie sie solche nach seinen Absichten gebrauchen sollen, und machen sich zugleich, sich der gegentheiligen Urtheile zu Nutz, wann sie Grund haben.

Laßt uns über unsre Tugenden nicht groß verwundert seyn. Laßt uns aber auch nicht die Stärcke haben darüber zu erröthen. Laßt uns die Lobsprüche, welche uns die Billigkeit der Menschen ertheilet, annehmen. Laßt uns daran eine Freude haben, daß unsere Beispiele ihnen nützlich seyn können. Wir sind nur allein alsdann zu schelten, wann wir über die vortheilhafte Zeugnisse, damit man uns ehret, zu einer ausschweifenden Einbildung von uns selbst und unserer eigenen Vortreflichkeit verleitet werden, dergestalt, daß wir deswegen unsern Nächsten verächtlich halten und ihn durch ein aufgeblasenes und stolzes Wesen mit Hindansetzung aller Leutseligkeit, beleidigen.

Sie sagen, zweitens, daß man niemahls ohne stolze Einbildung grose Eigenschaften sich

selbst

selbst zueignen könte. Die Redensart grose Eigenschaften sich zueignen, leidet einen doppelten Sinn. Man hat Unrecht, sich solche zuzueignen, wenn man sie nicht wircklich besitzet. Man hat eben so wohl Unrecht, sich diejenige zuzueignen, welche man besitzet, in so weit als man sie betrachtet als solche, die man von sich selbst hat, da man sie doch nur allein als Gaben GOttes anzusehen hat. Lasset uns deswegen wohl in Acht nehmen, uns jemahls dergleichen Gaben als eigen zuzueigen; Allein, lasset uns auch mit Danckbarkeit diejenige erkennen, welche wir wircklich haben. Warum solte ich in der That dasjenige, was ich gutes empfangen habe, aus Verstellung nicht zu erkennen scheinen. Erkenne ich solches nicht, so ist es eine Undanckbarkeit und eine falsche Verstellung. Ich will aufrichtig mit GOtt handeln. Es ist mir erlaubt, dasjenige zu erkennen und zu lieben, was ich gutes und vortrefliches in meinem Nechsten entdecke. Was sag ich? Es ist eine Art der Tugend, die Tugenden eines andern zu sehen und zu empfinden. Wie solte es also ein Laster seyn, meine eigne zu erkennen, wann ich welche besitze, und mich derjenigen Wohlthaten zu erfreuen, die GOtt mir hat erzeigen wollen.

Der dritte Einwurf beziehet sich auf dasjenige, was in dem Menschen beschränckes, schwaches und vermischtes sich befindet, und welches darzu dienen soll, uns so wohl zu demüthigen,

thigen als zu erfreuen. Philotas stimmet hier mit ihnen überein, Mein Herr; Sie werden ihm aber zugleich auch zustehen, daß es eine Wirkung des Verstandes und der Weisheit sey, ein so trauriges Vermengsel von Licht und Finsternis, vom Guten und Bösen, an sich selbst zu erkennen. Nun ist die Bescheidenheit nichts anders, als diese aufgeklärte Erkentnis, welche uns beydes zeiget, was wir haben und was uns mangelt. Solte man die Augen über seine Vortheile zuschliesen, und sie nur allein über seine Fehler auffschlagen? Solten wir uns einem unschuldigen und vernünftigen Vergnügen entziehen, weil wir zugleich auch Ursache haben, dabey mit uns vergnügt zu seyn? Hies dieses nicht eben so viel, als wenn einer der zwanzig tausend Pfund einzunehmen hat, sich darüber betrüben wolte, daß er nicht vierzig tausend hätte? Unsere Wissenschaften und unsere Tugenden sind unvollkommen: es ist wahr. Sie sind aber gleichwohl Wissenschaften und Tugenden.

Einige Zeilen darauf sagen Sie, Mein Herr, daß sie beschämet würden, die Fähigkeit ihres Verstandes zu entdecken, da sie doch keinen Anstand finden, sich derselben ihrer Augen zu rühmen. Ich solte sagen, daß Sie sich sowohl wegen dem einen als dem andern glücklich zu schätzen haben; indeme sie beide Gnaden-Geschencke GOttes sind. Allein ich habe vielleicht den Knoten aufgelöset. Indeme man

sagt,

sagt, man hätte ein vortrefliches Gesicht, so glaubet man, daß man dadurch eine Gabe des Himmels erkenne. Wenn man sich aber einer scharfen Einsicht des Verstandes rühmen wolte, so wär es eben so viel, als wenn man sich selbst dadurch zu ehren suchte. Man spüret in dem letzten Fall, wie viel man durch seinen Fleis dazu mit beygetragen habe, diese kostbare Eigenschaft seiner Seelen zu vermehren, und man bedencket nicht, wie man eben so wohl durch ein ordentliches und mässiges Leben die Schärffe seines Gesichts erhalten hat. Ein Schritt weiter auf dem Weg der Wahrheit, würde uns beide Eigenschaften mit gleicher Hertzhaftigkeit bekennen lassen. Wir würden sehen, daß beide Gaben von GOtt herrühren; denn durch ihn bekommen wir diejenige Mittel, durch welche wir das eine erhalten und das andere vollkommener machen.

Sie haben niemals weniger ernstlich gesprochen als da, wo Sie sagen, daß die Lobsprüche die man Ihnen ertheilte, Sie stoltz und hochmüthig machten. Wie, mein Herr, Sie solten dem Hochmuth bey sich Raum lassen? Nein, fürwahr, darzu haben Sie zu viel Erkentniß, und zu viel Religion, als daß man sie in Verdacht ziehen könte, daß Sie die Lobes-Erhebungen, die man Ihnen sagt, solten hochmüthig machen können. Einen Menschen, den ich Ursache habe so zu urtheilen, wie Sie sind, hat deswegen keine Hochachtung für sich selbst, weil

andre solche für ihn haben; Nein, er schätzet sich nach denen liebenswürdigen Eigenschaften, die er wircklich besitzet. Er war also schon bescheiden, ehe man noch daran dachte, ihn zu loben. Er wird es deswegen eben so wohl seyn, nachdem man ihn damit überhäuffet hat.

Ich halte mich nicht an demjenigen auf, was Sie noch weiter sagen, daß ein Mensch, welcher keine hohe Einbildung von sich selbsten habe, auch nicht im Stand sey, grose Dinge zu unternehmen, oder ein Held zu werden. Sie verstehen ohne Zweiffel hier durch die Worte: eine hohe Einbildung von sich selbsten haben, nicht eine übertriebene und ausschweiffende Hochachtung, von dem, was man ist und was man seyn kan, sondern einen richtigen und mit der Wahrheit übereinkommenden Begriff. In diesem Fall dencke ich wie Sie: In der That ein groser Mann empfindet nothwendig, wie weit sich sein Vermögen zu grosen Unternehmungen erstrecket, und eben diese Empfindung gibt ihm darzu den Muth und den Geist, so wie sein wirckliches Verdienst auch macht, daß er solche bis zu unserer Bewunderung glücklich durchtreibet. Solches aber lässet sich keinesweges von einer blinden und ausschweifenden Einbildung sagen. Sie macht wohl verwegene Leute und kan auch wohl ihre gewagte Versuche mit einigen Lorbern-Cränzen beehret sehen; Allein dieser betrügliche Glantz der Ehre verschwindet gar bald, und alsdenn heißt es:

Die

Die Larve fällt, der Held verschwindt,
Kaum daß man noch den Menschen findt.

Ich bin Ihnen, mein Herr, im übrigen sehr verbunden, daß sie noch ein wenig gute Meynungen von sich selbst, aus Liebe für mich erhalten haben. Ich wünsche nichts mehr, als daß meine Amusemens ferner das Glück haben mögten, Ihnen zu gefallen. Ich bin von Grund meines Hertzens

Mein Herr u. s. w.

VII.

Einige Nachricht von dem Herrn de la Barre de Beaumarchais.

WAnn ein gerechter Ruhm von einem wahren Verdienst unzertrennlich ist, so muß man billig sich über das Schicksal des Herrn de Beaumarchais verwundern. Er lebte in solchen Umständen, die ihn wenig davon genießen liessen. Solte man sagen, daß man die Ursache seiner widerwärtigen Zufälle in dessen eignen Verhalten suchen müste?

Er war der Jüngste aus einem vornehmen adelichen Geschlecht zu Paris, welches unter dem Namen de la Barre bekant ist. Sein Name war Marc Antoine Emanuel. Er verlor seinen Vater bey noch jungen Jahren. Man that ihn in das Collegium von S. Victor, um

den

den Wissenschaften darinn obzuliegen. Man entdeckte an ihm so viel Witz und solche Fähigkeiten, daß man Ursache hatte, von ihm die gröste Hofnung zu fassen.

Allein, wie die geistreichste Köpfe nicht selten zu besondern Ausfällen geneigt sind, so gieng es auch dem jungen Herrn de Beaumarchais. Er entwich im 18. Jahr seines Alters der Unterweisung seiner Lehrmeister, und dem ihm verhaßten Zwang des geistlichen Closter-Lebens. Er gieng nach Holland, und wurde von dem bekanten Rousset im Haag aufgenommen. Dieser Rousset hatte eine Art von einer kleinen Academie aufgerichtet, worinn viele junge Leute von guten Häusern nicht allein in der lateinischen Sprache, sondern auch in andern Wissenschaften unterrichtet wurden. Hier versah der Herr de Beaumarchais das Amt eines Unter-Lehrmeisters.

Allein, diese ausserordentliche Schule hatte nicht lang Bestand. Die Obrigkeit bekam davon Nachricht, und weil man die Lehrer beschuldigte, daß sie ihren Schülern allerhand Meynungen in der Religion beybrächten, welche nicht dem Dordrechtischen Synodo gemäß waren, auch, wie einige vorgeben, nur auf eine blose Religion d'honnête homme hinausliefen, so wurde ihnen das Lehr-Amt untersagt und die Academie damit aufgehoben.

Der Herr de Beaumarchais war unterdessen in der besagten Schule der schönen Wissenschaften, auch der Liebe mit obgelegen.

Ein schlaues, lebhaftes und wohlgebildetes holländisches Näh-Mädgen, wuste ihre Blicke so weit über ihre feine Stiche hinzuwerfen, daß der Herr de Beaumarchais dadurch in ihr Garn gelocket wurde. Er hatte die Schwachheiten, ihr nicht allein die Stärcke seiner Liebe auf das natürlichste auszudrucken, sondern auch sie zu heyrathen. Ein artiges kleines Töchtergen, welches vor der sacramentalischen Verknüpfung vorausgieng, war die Frucht der gemachten Experimenten. Er durfte, nach solchen Ausschweiffungen nicht mehr gedencken, zu den Seinigen nach Paris zurück zu kehren. So viel Verstand und Wissenschaften er auch sonst besas, so halffen ihm doch solche zu weiter nichts, als daß er sein Glück bey den Buchhändlern suchen und durch die Geschicklichkeit seiner Feder die kümmerliche Nothdurft, die ihn mit Weib und Kinder überfiel, zu bestreiten suchen muste. War seine Feder in schönen Wercken des Geistes fruchtbar, so war es seine Frau nicht minder an Leibes-Seegen und Kind-Taufen. Man sagt, daß sie ihm, nach einer gantz neuen mathematischen Aufgabe 1mahl 4: 2mahl 3: 3mahl 2 und 4mahl 1 menschliche Substantzen soll zur Welt gebracht habe. Davon doch nur dasjenige Töchtergen, welches vor dem priesterlichen Ehe-Seegen zur Welt gekommen, bey

bey Leben geblieben ist. Seine Ehe-Heldin, war eine überaus beherzte Amazone. Sie führte mit ihren Hausleuten und Nachbarn immer Kriege und half sich zur Noth, wann sie mit ihren holländischen Janhagels Flüchen und Scheltworten nichts ausrichten könte, auch mit ihren Fäusten. Sie soll dabey, an statt andrer Frauenzimmer-Essentzen, sich wacker der Brandwein-Flasche bedienet, und überhaupt gern etwas Guts gegessen und getruncken haben.

Die Van Dürische Buchhandlung im Haag, welche die Vortreflichkeit des Witzes, die in allen Schriften des Herrn von Beaumarchais hervorleuchtete, sich zu Nutz zu machen suchte, nahmen dessen geschickte Feder gleichsam in ordentliche Bestallung, sie schossen ihm stattliche Summen vor, in der Absicht die Geschichte von Griechenland herauszugeben. Es hätte sich demnach dieser unglückliche Gelehrte, vermög seines Fleisses, aus aller Nahrungs-Sorge setzen können, wenn ihm anders wär zu helffen gewesen. Allein, es traf leider hier das französische Sprichwort bey ihm ein: Ce qui vient par la flute s'en va par le tambour, Es ist nur zu verwundern, wie der ehrliche Mann bey allem seinem Haus-Kreutz noch so viel schöne Sachen hat schreiben und ausarbeiten können.

Er kam im Jahr 1737. nach Franckfurt, wo er in der Varrentrappischen Buchhandlung

die französische Zeitung unter dem Namen l'Avant Coureur und die Amusemens litteraires herausgab, welche Arbeit ihm jährlich 500. fl. auswarf, ohne was er neben her noch hätte verdienen können. Seine persönliche Verdienste machten ihn nicht weniger beliebt als seine nette Schriften. Und da ich den Werth von beiden erkennen lernte, so konte ich nicht weniger als ihm meine Freundschaft zuwenden. Er blieb nur ein paar Jahre in dieser Stadt, wo er sich den Eintritt in die vornehmste Häuser und den Beyfall der grösten Gelehrten zuwegen brachte.

Einige reiche Prelaten in Wirtzburg und in Prag lockten ihn von hier; Er meynte bey ihnen sein Glück zu finden; allein es schlug ihm fehl. Er gieng nach Cöllen zu dem berühmten Herrn Rodrig, der sich bisher durch seine Zeitungs-Blätter so viel Geld als Ruhm erworben hatte. Der Herr de Beaumarchais war ihm behülflich, und schrieb selbst ein Wochenblat unter dem Titel: Correspondence litteraire. Das Glück aber war ihm auch hier zuwider. Seine sonst aufgeräumte Muse begunte endlich träge und mismuthig zu werden. Man erkannte in seinen Aufsätzen nicht mehr den muntern und scharfsinnigen Verfasser der Lettres serieuses & badines. Kurtz, man wuste kaum mehr, daß der Herr de Beaumarchais noch in dem Lande der Lebendigen sich befand.

Unterdessen ereignete sich für ihn eine Stelle in der päbstlichen Bibliotheck zu Rom. Der

Herr

Herr de Beaumarchais wurde darzu vorgeschlagen. Er machte sich auf den Weg; allein, kaum hatte ich diese gute Bottschaft vernommen, so erhielt ich gleich darauf die traurige Nachricht, daß er unterwegs das Bein gebrochen, darauf wieder nach Cölln zurückgekehret und daselbst armselig soll gestorben seyn.

Wie sind doch in dieser Welt die Gaben des Glückes und des Verstandes so sehr von einander unterschieden. Wie! daß öfters auch die klügsten Leute die grösten Fehler begehen? das Andencken eines so schönen Geistes, wie der Herr de Beaumarchais war, macht mich seufzen. Ich muß demselben Recht wiederfahren lassen. Ich muß seine Eigenschaften bewundern, und ihm eben die Ehre wiederfahren lassen, als wann er wär glücklich gewesen.

Er war etwas unter mittelmäsiger Statur, wohlgewachsen und zart von Gliedern. Er sah keinem Franzosen ähnlich, sondern war mehr blond als braun. Er hatte eine feine Bildung, lebhafte blaue Augen, eine erhabene Nase und einen wohl formirten Mund: Schwanck vom Leibe, höflich von Geberden, unschuldig von Sitten, demüthig und sachtsinnig, ohne Niederträchtigkeit und Langeweile. So sah Herr de Beaumarchais aus. Er war dabey voller Geist und Witz, ohne Ausschweifung und ohne Ruhmsucht; empfindlich und doch gedultig bey seinen wiederwärtigen Um-

ständen; Kaum hörte man ihn klagen, auch wenn man ihn leiden sah. In seinen Reden war er mehr bedächtlich als lebhaft. Er sprach mit solcher Zierlichkeit und Ordnung, als ob er einem zum Druck etwas in die Feder dictirte. Doch lies es ihm nicht gezwungen, man hörte ihn gern, und schenckte ihm seine Aufmercksamkeit. Zum Schreiben war er nicht immer gleich aufgelegt. Zuweilen kostet es ihn viel Mühe seine Gedancken zu Papier zu bringen. Allein sie waren desto schöner und gründlicher, je mehr er in seinen Aufsätzen ausgestrichen hatte. Er fand mich einsmals in gleicher Beschäftigung, wo ich einige Bögen, sehr häßlich verklittert und durchkreutzet hatte. Ich schämte mich ihm solche zu zeigen; Allein er rief mir freudig zu: Voilà qui va bien. L'art de bien effacer est l'art de bien ecrire. Die Kunst wohl auszustreichen, ist die Kunst wohl zu schreiben. Auser den Schriften, die von ihm selbst herrühren, hat er Anfangs verschiedene Bücher aus dem Spanischen, Englischen und andern Sprachen übersetzt. Er besorgte die neue Ausgabe von verschiedenen Wercken, unter andern die Methamorphoses d'Ovide nach der Uebersetzung von Dacier. Die Histoire des sept Sages de la Grece von Larrey, wo er die beygefügte Anmerckungen dergestalt verbesserte, daß man daraus seine grose Wissenschaft in den Geschichten der Alten und in der Critic ersehen kan. Er besorgte gleichfals die wichtige Ausgabe aller Wercke des Bayle, zu welchen er die im vierten

Theil

Theil befindliche Register als ein Meister-Stück dieser Art verfertigte. Seine gröste Stärcke und gründlichste Einsichten aber hat er in der Geschichte von dem gelehrten Krieg, der sich im Jahr 1728. zwischen ihm und dem Herrn Rousset ereignet hatte, bewiesen, und dieses bey Gelegenheit des Buchs: Etat present de Provinces unies. Die Lettres serieuses & badines hatten darüber ihren Ursprung genommen. Diese Briefe sind voll der feinsten Ironie und eines scharfsinnigen Witzes. Man kan die Sachen nicht artiger wenden und ihnen ein rührenderes Wesen geben. Er wußte darinnen die kleinsten Dinge durch eine gewisse Annehmlichkeit zu beleben, und ihnen einen Geschmack zu geben.

Eben diese Zierlichkeit und reitzende Abwechselung des ernsthaften und belustigenden findet sich auch in den in Franckfurt herausgegebenen Amusemens litteraires. Ich gieng hier selbst bey ihm noch in die Schule, wovon diejenige Stücke zeigen, die er von mir, um mich aufzumuntern, die Höflichkeit hatte seinen sinnreichen Aufsätzen mit einzuverleiben. Seine Lettres sur les Hollandois die im Jahr 1738. heraus kamen, verdienen einen besondern Vorzug. Sie sind von den Lettres sur les Anglois, welche Muralt und Voltaire heraus gegeben, sehr unterschieden. Der erste betrachtet die Menschen als ein verdrießlicher Weltweiser, der auf alles schilt, alles tadelt und über alles seine schwartze Galle ausläßet. Voltaire hingegen siehet die Menschen mit poe-

tischen

tischen Augen an. Er sucht bey ihnen Stoff zu einem sinnreichen Scherz. Ein lustiger Einfall ist ihm wichtiger als die Aehnlichkeit des Bildes. Also beschreibt er einen Quacker so angenehm, so redlich, so vernünftig, daß man ihn allen Orthodoxen vorziehen muß. Er machte die Thorheiten artig und wendete die Laster auf eine gute Seite. Er lachte über die menschliche Schwachheiten wie ein andrer Democrit, da hingegen Muralt mit dem Haralyten nur zu klagen scheinet. Herr de Beaumarchais trift das Mittel zwischen beiden. Er ist ernsthaft, aufgeräumt, und schertzet, ohne den Sachen ihre Aehnlichkeit zu benehmen. Er scheinet in seinen Anmerckungen das Böse weder argwöhnisch zu suchen, noch aus zu vieler Nachsicht und Gefälligkeit zu entschuldigen. Er redet von den Sachen, wie er sie findet, und seine gantze Geschicklichkeit bestehet darin, sie natürlich abzuschildern. Eine edle Einfalt, die sich zu der Wahrheit am besten schicket, vermeidet bey ihm alle ausschweiffende Züge einer übertriebenen Fantasie. Ein verkehrter Religions-Eifer verleitet ihn nicht alles für böse, und eine zu weit sich ausdehnende Sittenlehre alles für gut anzusehen. Er schreibet mehr um die Wahrheit als seinen Witz zu zeigen. Doch ist er über seinen Ruhm darum nicht gleichgültig. Wär seine Vorrede weggeblieben, so wüste man nicht, daß eine kleine Schwachheit ihn aufgebracht hat, seine Stärcke zu zeigen. Einige Blätter die unter dem Titel: Lettres sur les Hollandois, heraus-

herauskamen, und die man ihm zuschrieb, waren nicht von der Art, daß sie ihrem Verfasser viel Ehre machten. Einige Gelehrten in Holland, hielten sich damit auf, und hanthierten darüber den Herrn de Beaumarchais nicht zum besten. Er fand sich dadurch beleidiget, und suchte sich durch dieses Buch zu rechtfertigen, daß er nicht der Vater solcher unächten Geburten sey.

Die verschiedene Secten, welche in Holland das Recht der Tolleranz genießen, sind in diesem Werck mit einer gantz besondern Geschicklichkeit und Einsicht beschrieben worden.

Der Herr de Beaumarchais redet von allen diesen Dingen sehr unpartheyisch, und man wird Mühe haben, in seinen Schriften diejenige zu entdecken, zu welcher er sich äuserlich bekante. Er redet davon als ein wahrer Ecclecticus, ob er gleich die römische Lieberey trug. Man siehet hin und wieder, daß er sich von den Vorurtheilen glücklich frey gemacht, und daß er in der christlichen Religion so viel erhabene Wahrheiten als unter den Christen Abweichungen entdeckte. Sein hier vorausgesetzter Brief zeiget sattsam, wie wenig er der Verstellung und dem Aberglauben das Wort zu reden pflegte.

Ich bin gewiß, wo Herr de Beaumarchais nicht, wie viel andere unglückliche Gelehrten, um das liebe Brod hätte schreiben müssen,

und nur allein selbstgewählte Materien hätte ausarbeiten können, derselbe noch einen weit grösern Ruhm würde erlanget haben. Wiewohl sein Verstand von einer allgemeinen Fähigkeit war, wie die verschiedene Wercke, die er herausgegeben hat, solches sattsam an den Tag legen. Es schreibt sich nicht schön, wann die Presse eilet, und die Verleger den Verfasser auf die Arbeit exequiren. Diese Art die Welt mit Bücher zu bereichern, ist eine der vornehmsten Ursachen, daß heut zu Tage so viel unzeitige Geburten in die Welt kommen, und mehr schlechte als gute Bücher gedruckt werden. Leute, wie Herr de Beaumarchais war, solten grose Herrn in Pension nehmen, dadurch würden sie beydes ihren Ruhm und die Wissenschaften befördern. Sie könten solche dabey in ihren geheimen Canzeleyen und zur Ausfertigung der Briefe mit Nutzen gebrauchen.

Ich habe vergessen zu melden, daß dieser geschickte Gelehrte auch das schöne Werck, der englischen Geschichte von Rapin Thoyras, auf einige Bände bis auf unsre Zeiten fortgesetzet hat. Allein weil diese Fortsetzung zu weitläuftig gerathen, und mehr aus öffentlichen Urkunden und gewechselten Staats-Schriften, als aus lebhaften Erzehlungen besonderer Umstände und Caracteren, welche die Seele einer pragmatischen Geschichte ausmachen, bestehet, so ist sie nicht in solchem Werth, als die andre

dre Schriften des Herrn de Beaumarchais, gehalten worden.

Er hat auch der Uebersetzung des christlichen Heldens von dem Ritter Steele eine kurze Abhandlung von den heidnischen Tugenden mit beygefüget, welche ich wegen ihrer Vortreflichkeit mit nechstem in das teutsche übersetzen, und einige Anmerkungen mit beyfügen werde, weil ich diese Materie für eine der wichtigsten halte, die zu den sittlichen Leben und zur Erläuterung der einzigen wahren Religion dienen kan.

VIII.

Vom Stadt- und Land-Leben.

An den Herrn von N===.

Mein Herr!

Alle Stände sind verdorben. Der Glantz des Hofs gefällt den Thoren, die Freyheit den Weisen. Der Soldaten-Stand ist von der einen Seiten zu müssig, von der andern zu gefährlich. Wer will sich im Lehrstand verdammen, und andre ermahnen, das zu thun, was man selbst nicht thut? Einträgliche Aemter und Dienste findet man selten, und wenn man sie findet, so zerstreuen uns die Menge der Geschäften, man vergißt dabey entweder sein Gewissen oder seinen Nutzen. Hat man ein zulängliches Vermögen, nach seinem Stand als ein ehrlicher Mann zu leben, so thut man am besten, man begnü-

begnüget sich damit, und trachtet weiter nach keinen hohen Dingen. Will die Vorsehung uns zu etwas in der Welt, zum besten anderer Menschen gebrauchen, so wird sie selbst darzu die Mittel hervor bringen. Die Gelegenheit Gutes zu thun, und edle Beyspiele der Tugend und der Menschen-Liebe zu geben, fehlen niemahls. Ein edles Gemüth ist in allen Ständen geschäftig, und nutzet, wenn es auch gleich nur einfältig seine Pflichten wahrnimt.

Sie befinden sich, mein Herr, in den glücklichen Umständen, welche die Wünsche eines vernünftig denckenden Menschen ausmachen. Ihr Stand ist nicht zu niedrig, um sich zu den Hohen, und nicht zu gros, um sich zu den Niedrigen zu gesellen; Dieser Zwischen-Stand, der Sie über den Pöbel erhebet, ohne Ihnen den Zwang der Hoheit empfinden zu machen, schicket sich am besten für eine Person, die sich denen Wissenschaften und der Freyheit zu wiedmen gedencket. Nun komt es darauf an, ob Sie das Land-Leben erwehlen, oder diesem die Stadt vorziehen sollen? Sie begehren darüber meine Meynung zu wissen, ich will ihnen solche frey entdecken:

Beyde Lebens-Arten, haben ihre gute und ihre böse Seiten: Beyde haben ihre Anehmlichkeiten und ihre Wiederwärtigkeiten. Man kan es in beyden übel treffen, und auch nach gestalten Umständen, so wohl auf dem Land als in

einer

einer grosen Stadt sein Vergnügen finden.

Wenn man der alten und neuen Poeten ihre Beschreibung von den Annehmlichkeiten des Land-Lebens lieset, so wird man darüber in Entzückung gesetzt. Man wird gereitzt, alle Pfenninge zusammen zu sparen, und solche auf ein Land-Gut zu legen. Allein die wenigste von diesen guten Leuten sind selbst Land-Leute gewesen: sie haben die schönsten Bilder nur davon entlehnet, um ihre Verse damit sinnreich auszuschmücken, und auf ihren Spatzier-Gängen sich vergnügte Vorstellungen zu machen. Ich selbst habe mich öfters damit belustiget: die schöne Verse des Virgil sind mir davon beständig noch in Gedancken:

O fortunatos nimium, sua si bona norint
Agricolas. Quibus ipsa procul discordibus armis
Fundit homo facilem victam justissima tellus
At secura quies et nescia fallere vita
Dives opum variarum ac latis otia fundis
Speculuncæ vivique lacus ac frigida Tempe
Mugitusque boum mollesque sub arbore somni.

Ich will zu forderst die Ungemächlichkeiten des städtischen Lebens untersuchen, und solche

solches hernach gegen das Land-Leben halten.

In der Stadt empfangen wir die Einflüsse des Himmels gleichsam nur durch einen Canal; die Luft ist darinn durch allerhand grobe Dünste verunreiniget, welche sowohl von den Unflätereien der Nachbarn, als von denen, die sich auf den Strassen samlen, herrühren. Weder die Oestliche Winde, noch die Stralen der Sonne durchdringen die Gemächer, welche auf die mit hohen Gebäuden besetzten Strassen, oder in kleine umbauete Höfe gehen. Wie unangenehm und empfindlich ist nicht die Feuchtigkeit in diesem finstern Gemäuer?

Was ist gezwungener und unruhiger, als die Lebens-Art in den Städten. Den gantzen Tag über fürchtet man sich vor dem Zuspruch müssiger Leute; die Abende werden bey langweiligen Gesellschaften, in gesperrten Zimmern, mit Grimassen und Spielen zugebracht. Die Nacht über soll der Ruhe und dem Schlaf gewiedmet seyn, allein wie oft wird dieser nicht gestöret? Bald unterbricht ihn das Geschrei der Betrunckenen auf der Strasse, bald das Gezänck der Nachbarn, bald ein schreckhaftes Ruffen von Brand oder Schlägerey. Wohnet man auf einer Haupt-Strasse so währet der Lärmen von Kutsch und Pferden die halbe Nacht durch.

Kaum bricht der Tag an, so störet das Rasseln der Wägen und Karren, das Geläut der Glocken und das Getös der Werckleute den kaum begonnenen Schlaf. Hat man nun gar einen Schmidt, oder Schlosser, oder Faßbinder in der Nachbarschaft, so ist es völlig unerträglich, und der Kopf, wenn er nachsinnen will, wird gleichsam durch den scharffen Thon der Schläge, so diese auf den Amboß oder die Fässer thun, zerspalten.

Der Amboß wieder ächst der Hämmer grellen Thon
Die Feile schneidt den Stahl, das Ohr erschrickt davon.

Boileau beschreibt dieses städtische Geräusch folgender gestalt:

Qu'un afreux Serrurier, que le ciel en courroux
A fait pour mes pechés trop voisin de chez nous
Avec un fer maudit, qu'à grand bruit il aprête
De cent coups de marteau me va fendre la tête.
J'entens deja par tout les charêtes courir.
Les massons travailler les boutiques s'ouvrir.

Die Mode herrscht in den Städten mit unumschränckter Macht. Hier gilt die Vernunft

nunft am wenigsten. Die Haushaltung, die Gesundheit, die Gemächlichkeit müssen darüber leiden; Es sind Grimassen, Ceremonien, Misbräuche, Hudeleien, Plackereien, Betteleien und dergleichen, welche oft mehr gelten, als die zehen Gebote. Man ißt für die lange Weile und trinckt, um sich zu ermuntern. Man verdirbt sich den Magen mit allerhand Naschwerck; man gebraucht immer Arzneyen; man kränckelt und setzt eine unordentliche Lebens-Art immer fort. Man nähret das Uebel, das man zu vertreiben sucht, und stirbt, ehe man noch die Annehmlichkeiten des Lebens genossen hat. Ja man läßet einem nicht einmahl die Zeit ruhig zu sterben, geschweige ruhig zu leben.

Ferner so hat auch ein wohlhabender Mann, der von seinen Renten lebet, wenig Vortheil von dem Auffenthalt in der Stadt. Die Obrigkeit und die Beamten ziehen ihre Besoldung von dem gemeinen Besten; die Geistlichen vom Beten, die Aertzte von der Unmäßigkeit, die Rechtsgelehrten vom Hader, die Kaufleute schlagen alles auf ihre Waaren und die Handwercker auf ihre Arbeit. Wer aber von seinen eigenen Mitteln zehret, der muß zu allen diesen das Seinige mit beyschiesen, und hat dargegen weiter keine Vortheile, als daß er mit Zwang lebet und den allgemeinen Misbräuchen sich unterwerffen muß.

❀ ❀ ❀

Laßt uns das Land-Leben dargegen halten.

I.

Ist es wohl eine ausgemachte Sache, daß es auf dem Lande zu wohnen angenehmer als in Städten ist? Die reine Luft, die Bewegung, die Bequemlichkeit, die Ruhe, die Stille, die Eingezogenheit bey einem mässigen, von schwelgerischen Gesellschaften entfernten Leben; alles dieses dienet unstreitig zur Erhaltung der Gesundheit, da man im gegentheil in grosen Städten von dem Strom der Gewohnheiten unruhig und einer unordentlichen Lebensart mit fortgerissen wird.

II.

Die Freiheit und eine ungezwungene Lebens-Weise ist der andre Vortheil des Land-Lebens. Man weiß hier nichts von der Tyranney der Moden; man kleidet sich wie man will, und man macht sich Lebens-Regeln, welche der Vernunft und der Bequemlichkeit gemäß sind.

III.

Lässet sichs auf dem Land viel unschuldiger und frömmer leben, als in Städten; denn die Gelegenheit zu sündigen ereignet sich viel sparsamer. Die verführerischen Reitzungen zu aller-

hand

hand Uppigkeiten und Ausschweiffungen, die Gesellschaften, der Pracht, das Spiel, die Zusammenkünfte, die Ceremonien, der Rang und andre dergleichen Eitelkeiten sind auf dem Lande nicht so üblich, als bey Hof und in grosen Städten.

IV.

Kan man auch auf dem Land seine Haushaltung besser einrichten und ehender zum besten seiner Familie etwas vor sich bringen; mithin seine Umstände auf vielerley Art verbessern; da im gegentheil das städtische Leben, einen in unendliche Weitläuftigkeiten und Unkosten mit einziehet. Es kommen täglich darinnen neue Ausgaben und neue Misbräuche auf. Ja man würde sich einander hier weniger schaden und verdrieslich fallen, wenn man sich entschliesen wolte unhöflich zu seyn.

V.

Lässet sich auf nichts besser das Geld anlegen, als auf Land-Güter. Alle andre Arten von Habseligkeiten sind allzu vielerley Gefahr und Rechts-Streiten unterworfen, dergestalt, daß man in der Stadt den Wohlstand seines Hauses nicht auf einen so sichern Grund setzen kan, als wenn man sein Vermögen auf gute liegende Gründe und einträgliche Land-Güter anleget.

Lasset uns eins gegen das andere halten, und das beste prüfen.

❀ ❀ ❀

I.

Wann das Land-Leben in Ansehung der Gesundheit etwas vorzügliches hat, so ist man im Gegentheil auf dem Land der Kriegs-Gefahr, denen Heeres-Zügen und Einquartierungen unterworfen. Man hat keine Aertzte und Genesungs-Mittel bey der Hand, wenn man gählings erkrancket, oder sonst gefährliche Zufälle hat. Ja wo Seuche und andere Kranckheiten herrschen, da liegt oftmahls Gesind und Vieh darnieder.

II.

Was den Zwang und die viele nichts bedeutende Ceremonien in der Stadt anlangt, davon scheinet man, es ist wahr, ziemlich befreyet zu seyn. Man kan gemächlicher essen, bequemer sich kleiden und ruhiger schlafen; allein, will man nur ein wenig artig seyn und sich der freundlichen Geselligkeit seiner Nachbarn nicht mit einer spröden Eigensinnigkeit entziehen, so wird man sich auch müssen gefallen lassen öfters gantz zur Unzeit Besuche, und darzu noch Gäste mit Pferden, Hunden und Dienern zu empfangen, die einem etliche Täge lang auf dem Hals bleiben. Die sogenante Krippen-Reuter und Chevaliers errans, wie auch andächtige Wandersleute, abgedanckte Officiers, und allerley Bettler werden sich gleichfals bey dem gnädigen Herrn melden und seine Freygebigkeit herausfordern.

III. Ist

III.

Ist nicht zu läugnen, daß nicht auf dem Land mehr Gelegenheit zur Andacht und weniger Gelegenheit zu sündigen sich äusern dürfte. Ja, indem man allenthalben die grose und prächtige Wercke des HErrn vor Augen siehet, so kan es einem betrachtenden Gemüth nicht fehlen, daß es dadurch nicht im innersten solte gerühret und zu einer heiligen Andacht beweget werden. Allein, dieses irrdische Vergnügen in GOtt, wie es der berühmte Brocks nennet, findet sich auch in den Städten. Wo siehet man schönere Gärten und lustreichere Spatzier-Gänze als vor den Thoren und in den Gegenden groser Städte? Ja, einer der nicht seiner Geschäfte wegen mitten in den Mauern wohnen muß findet auch in den Auslägern und in den Vorstädten derselben stille und bequeme Wohnungen mit lustigen Aussichten und angenehmen Haus-Gärten.

IV.

In Ansehung der Haushaltung, mögte wohl bey einem wohleingerichteten Landwesen mehr aufzustecken seyn, als wenn man in einer Stadt blos von seinen Renten lebt. Allein auf dem Land zu wirthschaften ist so leicht nicht, als man sich solches einbildet. Das Gesind ist heut zu tag nicht mehr so beschaffen, daß man sich auf dasselbe verlassen könte; und dieser einzige Umstand ist schon genug, die ganze Jahr-

Rechnung von Seiten der Einnahme zu verderben. Man ist dabey dem Trotz und Uebermuth der Beamten, wie nicht weniger der Bosheit und der Schadhaftigkeit der Bauern unterworfen. Will man das Gut verpachten und sich nicht selbst mit der Wirhschaft schleppen, so muß es schon ein vortrefliches Gut seyn, welches im Pacht drey vom hundert auswirft. Darzu werden die Güter ausgesogen, die Gebäude verdorben, und wann sich Hagel-Schlag, Mißwachs, Heereszüge und dergleichen ereignen, so kriegt man kaum die Helfte; ja wohl gar nichts. Inzwischen muß doch der Juncker standsmäßig leben; und immittelst borgen, wo nichts einkomt.

Also ist der Nutzen mit den Land-Gütern auch so gros nicht, wie man meynet. Hat man einmahl mit den Pächtern und den Bauern einen Rechtstreit, so endigt sich dieser nicht eher, als bis diese nichts mehr haben; alsdenn gewint man den Proceß und verliert die Unkosten saint dem Capital, denn man bekomt von beyden nichts. Ich rede hier leider aus Erfahrung.

V.

Was den fünften Punct betrift, so ist ein wohlgelegenes Gut allerdings der sicherste Grund unserer Habseligkeit, auf welchen vornehmlich das Ansehen und die Seßhaftigkeit eines Geschlechts beruhet; Allein will man davon auch einigen Nutzen ziehen, so muß man es selbst bewoh-

bewohnen, mit eignen Ochsen pflügen, und durch sein eigen Gesind bestellen lassen. Dieses aber ist vielen und mancherley Verdrieslichkeiten unterworfen, und erfordert einen gantzen Mann.

Meine Meynung ist im übrigen keineswe-ges, daß Sie mein Herr nicht das Land-Leben wehlen solten, wenn sich darzu für Sie eine vortheilhafte Gelegenheit äusern solte. Ich sage auch eben so wenig, daß Sie nicht in einer grosen Stadt solten vergnügt leben können. Die Umstände werden bey ihnen die Sachen am besten entscheiden. Es kan seyn, daß Sie ein Landgut finden, wo Sie die angeführte Verdrieslichkeiten nicht so leicht zu befahren haben. Es kan auch seyn, daß die in denen Städten herrschende Misbräuche, Sie weit weniger treffen als andere, die in einem gewissen Zusammenhang mit eingeflochten sind, wo man solche nicht wohl vermeiden kan.

Horaz hat diese Frage am besten entschiegen, wenn er sagt:

Rure ego viventem tu dicis in urbe beatum
Cui placet alterius sua nimium est odio sors
Stultus uterque locum immeritum causatur inique
In culpa est animus, qui se non effugit unquam.

Ein misvergnügtes und verdriesliches Ge-

müth schleppt seine unglückliche Neigungen allenthalben mit sich. Es findet allenhalben Ursachen zu wehklagen, und sich zu ärgern. Da im Gegentheil ein freies gutartiges Hertz sich in alles leicht zu schicken weis. Die Vortheile die man in grosen Städten vorzüglich zu geniesen hat, bestehen in dem Umgang mit allerhand artigen und vernünftigen Leuten. Dargegen muß man sich auch öfters mit einer stolzen Demuth mancherley höflichen und langweiligen Müssiggängereyen überlassen; welche, weil ihnen die Zeit beschwerlich fals, uns um die unserige bringen. Ist man dabey mit einer grosen und weitläuftigen Freundschaft verknüpfet, so giebt es immer Zusammenkünfte, Freud- und Trauer-Ceremonien, Tractamenten, Klätschereyen, Plackereyen, Zänckereyen, Processe, Vormundschaften und dergleichen; welches alles einem Menschen der die Freyheit, die Ruhe und die Wissenschaften liebet, in einen sehr unangenehmen Zwang setzet.

Weil Sie, Mein Herr, noch ledigen Standes sind, so wird eine Heyrath bey Ihnen der Sache vornehmlich den Ausschlag geben. Ein städtisches Frauenzimmer ziehet nicht leicht mit Ihnen auf das Land. Ist sie keine Haushälterin, so lässet sichs mit ihr nicht gut wirthschaften. Die kleine Wirthschaft ist nirgends wichtiger als auf einem Landguth, und wo die Frau derselben sich nicht unterziehet, da merket man es bald im grosen.

Man

Man findet zuweilen unter dem Adel auf dem Land sehr wohl gezogene und häusliche Töchter, die in Ermangelung eines guten Heyraths-Guts durch ihre Kunst hauszuhalten einem Mann nützlicher sind, als die städtische Schönen, die der grosen Gesellschaften, des Putzens und des Ueberflusses gewohnt sind. Ein eitles Weib kan mehr verthun, als ein ehrlicher Mann erwerben. Ein vernünftiges Weib aber erhält des Mannes Ehre, und bauet ihren Kindern Häuser.

Die gewünschte Lebens-Art ist wohl diese, wenn man in der Nähe bey einer grosen Stadt auf einem wohlgelegenen Landgut wohnet. Man kan alles leicht zu Geld machen, und bleibet dabey in einem angenehmen Zusammenhang mit der Stadt. Man kan darinn seine Freunde besuchen, und auf dem Schauplatz der grosen Welt die Veränderungen mit ansehen, zu gleicher Zeit aber auch wieder nach seinen stillen Trifften zurück kehren, und daselbst der Weisheit und denen Wissenschaften ruhig obliegen.

Stellen Sie sich im übrigen dieses beständig vor, daß in dieser Welt alles unvollkommen ist, und daß eine jede Lebens-Art ihr Böses und ihr Gutes hat. Die wahre Klugheit bestehet also darinn, daß man stets beflieſſen ist, das Böse von dem Guten zu unterscheiden und sich Meister von seinen Leidenschaften zu machen.

Ich

Ich berufe mich hierbey auf dasjenige, was ich in meinen freyen Gedancken T. IV. B. 11. §. 4 und in meinen kleinen Schriften T. III. 9. über diese Materie bereits gemeldet habe.

Ich hoffe im übrigen bald Gelegenheit zu haben, Ihnen über eine wohl getroffene Wahl Glück zu wünschen. Sie wissen, wie zärtlichen Antheil ich an allem demjenigen nehme, was Ihren Wohlstand betrift.

Ich verharre stets mit der vollkommensten Hochachtung u. s. w.

IX.

Beweis, daß das Geld den ersten Rang habe.

An einen guten Freund.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir zu wissen, was in der Welt den ersten Rang oder Vorzug habe? Ich antworte frey, das Geld. Dann mit diesem kan man Ahnen, Adel, Titel und Würden kauffen. Das Geld macht mächtig, und wer mächtig ist, der kan sich ehren machen. Er mag diese Ehre verdienen oder nicht. Horaz hat dieses schon zu seiner Zeit eingesehen, wenn er sagt:

Quærenda pecunia primo
Virtus post nummos.

Alle andere Vorzüge der Menschen sind zu vielem Widerspruch und Zweiffel unterworffen.

Die

Die Macht des Geldes aber entscheidet alles; das Geld rühret die Sinnen und seine Argumenten sind allgemein; man kan sie allen Menschen begreiflich machen. In der That wär das Geld nicht Geld, wann es nicht alles, was die Menschen zu geben vermögen sind, geben könte. Wir Teutschen nennen es daher mit Recht: Geld, nemlich vom gelten.

Der schon oben angefürte Horatz sagt eben dieses in seiner III. Satyre:

Virtus, fama, decus divina humanaque
Divitiis parent, quas, qui construxerit, ille
Clarus erit fortis, justus, sapiens etiam & rex
Et quicquid volet.

Nur Geld, so kan man alles haben und kauffen. Ich habe Kaufleute gekannt, die kaum ihren Ursprung gewust haben, und die durch ein bloses kühn-seyn in Kriegs-Zeiten mit Lieferungen, oder mit andern wild-gewagten Unternehmungen so viel Vermögen gewonnen hatten, daß sie sich in den freyherrlichen Stand erheben liesen und Ritter-Güter ankauften. Man hat ihnen zwey bis drey Helmen auf ihre Wappen gesetzt, sie Hochwohlgebohrne Gnaden betittelt, und ihnen den Rang vor allen Verdiensten und Wissenschaften angewiesen. Ihre Kinder haben sich in die ältesten und vornehmsten Geschlechter geheurathet. Niemand hat sich einfallen lassen, ihnen ihre durchs bloße Geld erworbene Vorzüge strittig zu machen.

Ich

Ich wolte gern hierbey die Ehre der Tugend und der Verdienste retten; alleine sie sind ohne Geld, wie ein schöner Wagen ohne Pferde. Man muß dabey zu Fuse gehen. Niemand ziehet den Hut vor einem ab. Niemand tritt einem aus dem Weg und weiset einem eine Ehrenstelle an; Die gröste Tugend, die erhabenste Weisheit muß ohne Widerspruch dem Glantz der Reichthümer weichen. Ja die Künste und Wissenschaften kommen selbst und machen vor dem dummen Götzen des Glücks ihre Aufwartung. Wer wolte hier die Vorzüge der Tugend und der Verdienste behaupten? Wolten gleich die Gesetze den weisen und tugendhaften Leuten vor den Gütern des Glücks den Rang von Rechtswegen zuerkennen, so würde doch bey jedesmaligem Vorfall, die Frage unentschieden bleiben, wer mehr oder weniger tugendhaft sey, und wem deswegen der Rang vor andern gebüre oder nicht? Man würde insgemein den Hochmuth und Neid dadurch noch ungleich stärcker erregen, als wenn man es bey dem Rang der Reichthümer bewenden lies. Ja, diese Vorzüglichkeit der Verdienste und Tugenden würde die empfindlichste unter allen seyn und die gröste Eifersucht und Verbitterung unter den Menschen erregen; denn ein jeder Mensch pfleget sich bey dem Mangel der Reichthümer doch mit seinen eingebildeten Verdiensten und Tugenden zu trösten; ja so gar die gröste Thoren sind von ihren eigenen Vollkommenheiten dermassen eingenommen, daß sie die Meynung davon mit

Leib

Leib und Leben zu verfechten suchen. Das vernünftigste Gesetze, das also den ersten Rang den weisen und tugendhaften Leuten zuerkennen wolte, würde in der Anwendung Gelegenheit zu den grösten Verwirrungen geben. Christus sagt deswegen nicht ohne Ursache zu seinen Jüngern die mit irrdischen Anschlägen und Vorzügen umgiengen: sein Reich sey nicht von dieser Welt. Wer der gröste seyn wolte, der solte der kleinste seyn.

Käme es auf die Künste und Wissenschaften an, so weis man, daß die närrische Eifersucht und die stoltze Einbildung nirgend mehr zu herrschen pflegt als unter dem Volck der Gelehrten. Die gemeine Ruhe, der Friede in der burgerlichen Gesellschaft und die Verehrungswürdigste Gesetze des Staats; ja die erhabenste Lehren der christlichen Religion, die der gantzen Welt den Frieden verkündigen, verhindern diese Leute nicht, alle andere Betrachtungen beyseite zu setzen, um die Vorzüge ihrer Einsichten und den Ruhm einer gröseren Scharfsinnigkeit, zum Nachtheil der gemeinen Ruhe, zu behaupten; dannenher auch nirdend mehr Rangstreit als in der Republick der Gelehrten. Ja die Geistlichen selbst greiffen ohne Bedencken nach dem ersten Rang; ohnerachtet es Luc. 23, 25. heisset: die weltliche Könige herrschen, die Gewaltigen heisset man gnädige Herrn, ihr aber nicht also. Derjenige Geistliche, der die fetteste Pfründen und Gefälle hat, gehet unstreittig demjenigen vor,

vor, dem die liebe Mutter, die Kirche, ihre Gaben kärglicher austheilet. Ein Dorf-Capelan hat nicht so viel einzunehmen, als ein Bischoff, folglich muß er diesem die Aufwartung machen, wann er gleich weit gelehrter und frömmer ist.

Gleiche Beschaffenheit hat es auch mit den weltlichen Ständen. Der reichste ist insgemein auch der vornehmste, und wenn er es gleich nicht wircklich ist, so haftet doch insgemein das Vorurtheil auf seinem Stand, daß er es seyn müste. Dieses erhellet unter andern auch daraus, daß, wenn ein Edelman, wie es zuweilen geschiehet, sich so weit erniedriget und einen Bettler abgiebt, man denselben nicht wohl mit ein paar Pfenningen vor der Thüre abspeisen kan; sondern er lässet sich stolz-nothdürftig bey dem Herrn des Hauses melden und stellet demselben sein hochadeliches Elend vor. Warum ist hier ein Bettler nicht so gut als der andere? Ist es nicht, weil der Edelmann die Vermuthung für sich hat, daß er müsse reicher seyn und besser leben, als ein gemeiner Mann?

Es ist wahr, daß ein reicher Kaufmann einem hochgelehrten Doctor öfters die rechte Hand giebt, wann dieser gleich noch so unvermögend ist, ja wohl gar von jenem Guthaten und Hülfe genieset. Es liegt aber dieses nur an dem Kaufmann, daß er sich mit seinem Geld in solches Ansehen setze und solche Würde sich beylegen

lasse, die ihm vor dem Gelehrten den Vorzug geben. Er kan sich um ein paar hundert Thaler adeln lassen. Er kan sich ein Rittergut kaufen, und einen gnädigen Herrn agiren. Er kan sich zu einem Fürstlichen Hof- Cammer- oder Finanzen-Rath machen lassen: Kutsch und Pferde und Liberey-Diener halten, und alsdenn ist er unstreitig vornehmer. Der gelehrteste Mann, der scharfsinnigste Geist, der sinnreichste Dichter wird ihm hernach gerne unten angehen, und an ihm solche Tugenden und Vortreflichkeiten entdecken, deren die hochgeadelte mercantilische Seele sich selbst nicht bewust ist. Allein das Geld giebt einem so viel Verstand und Verdienste, als man vonnöthen hat. Bleibt demnach auch hier der Rang jedesmahl dem Geld vorzüglich eigen.

Noch eine Ausnahme scheinet der Soldaten-Stand zu machen. Seitdem unsere Potentaten für gut finden, ein beständiges Kriegs-Volck in ihren Ländern auf den Beinen zu halten, seitdem haben auch einige, aus wohlgegründeten Absichten, diesen Stand allen andern vorgesetzt, und denselben des Adels am würdigsten geacht; dergestalt daß erbey ihnen mehr gilt, als alle gelehrte Excellenzen und Magnificenzen auf hohen Schulen. Præstat enim dignitas militaris cæteris omnibus. Dieser Vorzug aber beziehet sich blos allein auf die Macht des Fürsten, welche ohne Geld nicht bestehen kan. Hätte er nicht viel einzunehmen, so könte er auch

nicht

nicht viel Soldaten unterhalten. Die Soldaten aber sind ihm selbst soviel lebendige Baarschaften, womit er alles bezwingen und durchtreiben kan. Diese Baarschaften gelten vermög seiner damit verknüpften Macht so viel als er sie will gelten machen.

Die dritte und stärckste Ausnahme äuserk sich bey Hof. Hier scheinet allerdings der Adel den Vorzug vor dem Geld zu haben. Der reichste Kaufmann wird hier weniger geehret als der ärmste Fahnen-Juncker, der von Adel ist. Solte ein im äuserstem Mangel lebendes adeliches Fräulein nicht einer ansehnlichen reichen bürgerlichen Frauen, die mit Kutsch und Pferde fähret, den Rang lassen? denn Sammet und und Seyden haben ja natürlicher Weise den Vorzug vor Wolle und Leinwand; Allein mit nichten: Eine schriftmäsige Fräulein giebt nicht einmal einer geheimen Räthin, die nicht von Adel ist, den Rang. Dieses lautet gros. Was will hier Geld und neuer Adel? bey Hof bedeuten sie so viel als nichts.

Ich erinnere mich hier einer besondern Begebenheit, die sich unlängst an einem grosen Fürstlichen Hof zugetragen hat. Einer der vornehmsten und würdigsten Ministers hatte sich vermög seines Rangs adeln lassen. Seine Tochter wagte es darauf, in der Kirche sich auf denjenigen Platz zu verfügen, wo die Hof-Damen ihre gewöhnliche Stelle hatten. So bald aber

erschien dieselbe nicht, so wichen jene alle von ihrem Platz und liesen sie allein. Jedermann schalt auf diesen unzeitigen Hochmuth. Der Fürst selbst nahm es ungnädig. Allein, die Hof-Damen düncken sich gros damit, daß sie ihr Vorzugs-Recht auf solche Weise gerettet hatten, und der Fürst muste es endlich den guten alten Fräulein zur Gnade halten, daß sie der jungen nicht gleichen Rang vor dem lieben GOtt in der Kirche gestatten wolten.

Dieses scheinet nun wohl allerdings eine Ausnahme von dem allgemeinen Rang des Geldes zu seyn. Allein, die Ursache dieser Ausnahme haftet nicht sowohl auf dem Geld als auf dem Mangel eines grosen Reichthums, dann wo sich dieser zeiget, da kan man eine Gräfin werden. Hiebey würde die anzügliche Ahndung des neuen Adels wohl unterbleiben; Die affectirte Gleichheit gebahr eigentlich nur die obgedachte Eifersucht, welche bey einer weitgetriebenern Standes-Hoheit sich nicht würde gereget haben.

Der erste Rang bleibt also beständig dem Geld offen. Die gröste Schwerigkeit ist den Rang zwischen zweyen Personen, die ohngefähr von gleichem Stand, Würden und Mitteln sind, zu entscheiden. Folgten wir der Lehre Christi, so wären alle diese vorkommende Fragen leicht beantwortet, wann ein jeder dem andern, wie er es befielet, mit Ehrerbietung zu-

vor

vor käme. Allein diese Sittenlehre ist gar nicht nach dem Geschmack solcher eitlen Geschöpfe, wie wir sind. Nichts hindert mehr den freyen Umgang und die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, als der Mangel der Demuth. Viele Menschen gehen deswegen gar nicht mit einander um, weil sie ihres Rangs wegen im Zweifel sind. Insonderheit ist das andere Geschlecht in diesen zärtlichen Umständen von einer besondern Empfindlichkeit. Es ist eine grose Beleidigung für ein Frauenzimmer, wenn man einem andern, das mit ihm ungefähr in gleichem Rang ist, den Stul ehender setzet, oder den Caffe ehender anbietet. Hier ist es schwer einen Casuisten abzugeben. Am liebsten lässet dieses Geschlecht dem Alter den Vorzug. Ueber diesen Rang ist es niemals eifersüchtig.

Die Unterstellung in Diensten und Würden giebt dem Rang Maas und Ziel. Wo aber diese nicht sind, da ist es schwer einen gewissen Rang zu bestimmen. Die Ungleichheit gewisser Eigenschaften macht auch öfters den Rang sehr zweiffelhaft. Ein Mensch z. E., der nicht mehr Vermögen und Geburts-Vorzüge hat, als ein andrer, gewinnet dadurch einen Rang, wann er sich bey seinem Caracter und sein Vermögen durch eine besondere Weisheit und durch ausnehmende Wissenschaften erhöhet. Ein guter Edelmann verlieret im Gegentheil viel von seinem Ansehen, wann er unwissend und bedürftig ist. Ein Mensch von geringem Her-

kommen, macht sich schätzbar, wann er reich ist, und zu leben weis. Die Tugend und die Gelehrsamkeit erhält bey gesitteten Völckern einen unstreitigen Werth, da eine unanständige und niederträchtige Aufführung auch das edelste Herkommen geringer macht. Wie will man demnach hier einen gewissen Rang bestimmen? Die Ursachen vor und gegen sind unauflöslich, und können selten ohne Beleidigung des einen oder des andern entschieden werden.

Hat man weder Adel noch Würden, so suche man seine Vorzüge in der eintzigen Tugend, und begnüge sich zur Ehre derselben demüthig zu seyn. Ein weiser Mann dencket, wann ihm ein unwürdiger vorgehet, wie Clemenz Marot, der, als er von ungefär einem einbildischen Edelmann zur rechten Hand gieng und darüber von ihm den Verweis hören muste, wie er nicht leiden könte, daß ihm ein Geck zur Rechten, gieng, sich hurtig auf dessen Lincke schlug und ihm zur Antwort gab: Ich aber kan solches wohl leiden.

Ich bitte mich im übrigen allezeit in dem Rang Ihrer Gewogenheit und Freundschaft zu erhalten! diese Ehre wird mir genug seyn um mich beständig zu nennen

E. H.

u. s. w.

X. Kurtzer

X.

Kurtzer Vorschlag zur Religions-Vereinigung.

Aus dem Send-Schreiben eines guten Freundes.

Erstlich solte man fast zweiffelen, ob es denen Göttern dieser Erde so bald solte ein Ernst werden, die Vereinigung zu befördern. Es scheinet fast, als ob ein etwahiges Staats-Interesse unter dieser Vertheiltheit spiele und sich verberge. Sonsten diese erlauchte Zeiten gewiß die bequemsten scheinen, um solches heilsame Werck gar bald zum Stand zu bringen.

Zweytens, wann solches geschehen solte, so müste der Anfang bey dem äuserlichen gemacht werden. Ein Landes-Herr müste z. E. Lutherischen und Reformirten Geistlichen alle gleiche Salaria und emolumenta beylegen, damit kein Eigennutz übrig bleibe, ob man Lutherisch oder Reformirt seye. Gleiche Bewandnis müste es mit denen milden Stiftungen und Almosen haben. Alle müsten gleiches Antheil haben. Die Armuth folgt dem Brod!

Drittens, in allen Kirchen müste das Simultaneum eingeführet merden; und in äuserlicher Kleidung, Gebräuchen, Formeln eine Gleichheit eingeführet werden. Absonderlich viertens auf Academien keine als Friedenliebende Professores geduldet werden, welche das το ὄτι der göttlichen Wahrheiten aufrichtig treiben, und ihre Zuhörer zum Gehorsam des Glaubens und der Wahrheit anführten. In dem Gehorsam solte man bald einig werden, nicht aber in den Begriffen. Unser Wissen ist Stückwerck und dieses Stückwerck so mannigfaltig und verschieden, als Köpfe, wie solte dann da eine Einigkeit möglich seyn? Wie solten vernünftige, aber unvollkommene Wesen in ihren Gedancken alle einstimmig seyn können? Man müste sie entweder vollkommen oder unvernünftig machen, wann man die Einigkeit erzwingen wolte. Letzteres geschiehet wohl hier und da, ersteres aber ist nicht in unsern Kräften. Nichts solte also bequemer seyn, als wann man lauter Glaubens-Artickul bestimmte von dem Gehorsam des Glaubens. Der ist der beste Christ, der im Gehorsam des Glaubens am weitsten gekommen.

Jugendliche

Reisen.

Mit allerhand

Anmerckungen.

I. Reise.

Auf das Land.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir zu wissen, wie mein letzter Spatzier-Ritt auf das Land abgelaufen sey? Ich will Sie darüber vergnügen, wann Sie mir die Freyheit meiner Erzehlung nicht ungleich auslegen wollen.

Ich verreißte, wie Sie wissen, verwichenen Sonnabend mit dem H. von . . nach . . Wir hatten kaum den Wald erreichet, so verfehleten wir des rechten Wegs. Die Nacht überfiel uns, und es regnete, als ob es nicht aufhören wolte. Wir hiengen auf unsern müden Gäulen, und waren bis auf die Haut naß. Keiner konte den andern mehr sehen, und wir irreten also in dem Gehölz herum, wie die bezauberten Ritter der Armide. Naß und müd, und hungrig und durstig, bilden Sie sich

ser Vergnügen ein. Solches war nichts desto weniger so gros, als wann wir in dem grösten Zirckel unserer Schönen uns befänden. Wir lachten und scherzten, als ob die gantze Welt unser wär. O fürwahr, es kostet nicht viel um vergnügt zu seyn, und man hat alles wenn man solches ist.

Bey solchen Umständen hiengen wir unsern Kleppern den Ziegel auf den Hals, und liesen sie mit sachten Schritten den Weg suchen, den wir selber nicht wusten. Endlich erblickten wir von ferne ein Licht; wir suchten uns demselben zu nähern, allein ein groses Gewässer trennete uns von demselben. Wir wagten es und setzten durch. Das Wasser war an einigen Orten sehr tief, und wir hätten darinnen sehr gemächlich ersaufen können. Wir kamen dem ohngeachtet glücklich hindurch, und fanden ein Dorf. Hier dachten wir uns und unsere müde Pferde ein wenig zu erquicken. Allein vergebens; wir pochten an die Häuser, wir schrien: niemand wolte aufmachen. Ja, die Leute, wenn sie ein Fenster aufgeschoben hatten, machten solches alsbald wieder zu, und würdigten uns weiter keiner Antwort. Wir baten endlich nur um eine Strohfackel. Aber auch diese konten wir nicht bekommen. Zu gutem Glück klärte sich der Mond auf, und wir kamen durch einen so erhabenen Wegweiser glücklich nach . .

Die Gegend hierum ist rauh und bergigt, die Wälder sind voll Wild, und es schien, als ob

ob die Menschen, die solche bewohnen, auch etwas von dieser Art hatten.

Der Herr von ** hielt noch nicht lange Haus, und war noch kaum ein paar Jahre geheyrathet. Seine Frau, die ihm keine Ahnen, aber ein gutes Heyraths-Gut zugebracht hatte, machte daß Sie zusammen sich gütlich thun konten. Sie wußten beyde nichts von vielem Grämen. Er hatte weiter nichts gelernet, als zur Noth eine Quittung schreiben. Er hielt nichts auf Bücher uud Wissenschaften. Er konte sich gar nicht einbilden, daß es Leute gäbe, die sich mit so vielen Narrens-Possen die Köpfe zerbrechen mögten. Zuweilen las er doch im Calender, wie auch alle hohe Festtäge ein Capitel in der Bibel; Er war dabey so aufrichtig, daß er frey bekante, er könte nichts darinn verstehen.

Es war ein Pfarrherr im Dorf, der dem Juncker in der Gelehrsamkeit nicht viel übertraf. Er verstund aber den Ackerbau sehr wohl. Er zog vortrefliche Schweine und machte auch, wie man sagte, die besten Käse im gantzen Lande.

Ich meynte hier die Unschuld des Land-Lebens und die alten Schäfer-Sitten anzutreffen, womit die Poeten meine Einbildung angefüllet hatten. Allein die ehrliche Leute wusten von dergleichen Grillen nichts; Ihre gantze Neigung gieng, sich zu gahin mästen und gütlich zu thun.

So bald man Morgends aufstund, war der Tisch gedeckt, und die Ueberbleibsel des vorigen Tags wurden zum Frühstück aufgetischt. Man besuchte darauf die Ställe, und wehlte sich selbst diejenige Thiere, welche solten geschlachtet werden, um den Tag über zur Speise zu dienen. Man schonte da weder der Ferckel noch der Leg-Hüner, noch der Mutter-Kälber. Die höfliche Leute wusten zu leben und fürchteten sich sehr vor dem Geitz, weil ihnen der Pfarrherr gesagt hatte, daß man dadurch in die Hölle käm.

Im übrigen war alles schmutzig, unsauber, fett und natürlich. Der Zwang und die Reinlichkeit beunruhigte niemand. Dem Gesind hiengen die Lumpen vom Leibe; theils hatten zerrissene Schuhe, theils gar keine, dann es waren weder Schneider noch Schumacher im Ort. Man lebte also ohne Hoffart, und schwelgte bey einer adelichen Verläugnung des Eckels. Man bekümmerte sich um nichts, als um einen guten Appetit, und man glaubte nur deswegen geschaffen zu seyn, um zu essen und zu trincken.

Der Pfarrherr besorgte, wann der Juncker Gäste hatte, die Ehre des Hauses. Er war ein alter lustiger Apostel, der so roth und dickbackigt aussah, daß man ihm kaum die Augen mehr im Kopf erblickte. Er lachte, daß ihm der Bauch schockelte, wann er einigen Schnitz von seinen Beicht-Kindern erzehlte. Als ich

das

das erstemal vor seinem Haus vorüber ritte, machte er mir einen so tiefen Bückling in seinem Fenster, daß er mit der Nasen auf das Gesimse sties, und aus einer freudigen Lebhaftigkeit, in Meynung seine Mütze abzuthun, seine Perücke herunter zog, mithin mir gantz unvermuthet seinen ehrwürdigen kahlen Kopf zeigte.

Es heist sine Bacho & Cerere friget Venus. Weil man nun den beiden ersten Gottheiten allhier einen andächtigen Dienst leistete, so wurde die dritte dabey auch nicht gantz vergessen. Man sagt sonst Cupido sey ein dummer Teuffel auf dem Land. Ich kan es nicht glauben. Wenn Sie mir es zu gute halten wollen, so will ich Ihnen davon eine lustige Begebenheit erzehlen, die gantz das Gegentheil zeiget.

Die gnädige Frau war Herr im Hause, und dieses von Rechtswegen. Dann sie hatte durch ihr Geld den Ueberfluß hinein gebracht. Sie sah nicht schändlich aus, sie war wohl bey Fleisch, nur ein wenig schmutzig. Die Haare hingen ihr in sehr natürlichen Locken um den Kopf. Ihr Cammer-Mädgen hatte in der Küche so viel zu thun, daß sie sich nicht damit aufhalten konte, sie aufzukrollen. Die Wasche war auch nicht so scharf unter dem Bügel-Eisen gewesen. Wozu dienet der eitle Pracht! Unsere Wirthin hatte der Natur so viel zu dancken, daß sie solche durch vieles Gekünstel nicht entehren wolte. Ihre Jahre, die noch kaum an die zwantzig reichten,

ten, hatten ihr noch das Recht der natürlichen Galanterie beybehalten. Verbuhlt, ohne Arges zu gedencken, muste man mit ihr schäkern. Sie ehrte mich als einen Gast und als einen jungen Menschen, der von Halle kam. Sie glaubte, daß man auf Universitäten alles müste gelernet haben. Ich wurde demnach der unschuldige Held ihrer selbst ausgesonnenen Romanen-Streiche. Sie säugte noch ihr erstes Kind; dieses hatte immer Durst, wann ich bey ihr war. Solte sie dem armen Kind nicht zu trincken geben? Ich wolte sie öfters darüber in keinen Zwang setzen und mich wegbegeben; allein die Gelegenheit kam immer wieder und ich konte nicht allemahl das Gespräch darüber abbrechen. Wir assen des Tags dreymal. Ich hatte jedesmahl die Ehre neben ihr zu sitzen. Ihr Mann hatte insgemein mit dem Pfarrhern und einigen Beamten zu reden und liebte dabey den Trunck. Dieses war hauptsächlich die Erquickung seiner sonst flegmatischen Seele. Die gnädige Frau im Gegentheil hatte es mit dem Haller Studenten zu thun; sie druckte mir die Hände, sie kneipte mir den Schenckel, sie sties mich mit den Füsen, und wunderte sich grausam, daß ich so hölzern war, alle diese Artigkeiten nicht zu erwiedern. Das Mitleiden über eine solche Einfalt übernahm sie; ihre Liebkosungen stiegen. Ich meynte das Weib würde närrisch werden. Ich zog meinen Stuhl, worauf ich saß, zurück und weil eine Menge Katzen mit Hunden untermenget, um die Tafel herum

maun-

mauntzten, so fieng ich überlaut an zu schreyen: Katz! Katz! ich meynte dadurch meine ehrbare Nachbarin der Schamhaftigkeit zu erinnern; allein sie hatte sich starck mit derselben abgeworfene. Sie lachte über mich, daß ich die Katzen nicht leiden könte. Kurtz, ich war froh, als ich wieder aus dieses Potiphars Hause kam; denn ich fand es nichts angenehm auf diese Weise den keuschen Joseph zu spielen.

Sehen Sie, Mein Herr! so geht es auf dem Land zu. Ich weis nicht, ob ich unsre städtische Sitten weit höher preisen soll. Sie haben fürwahr nicht Ursache die hiesige Gesellschaften deswegen zu meiden, weil Sie besorgen, Sie mögten darinn um ihre Gemüths-Ruhe kommen. Man hat hier allzuviel Höflichkeit für solche Philosophen, die nur von der Annehmlichkeit des Witzes und den Empfindungen eines edlen Gemüths herrühren, und wenn sie auch gleich so scharfsinnig dächten wie S. Evermond, und so schöne Einfälle hätten als der Graf von Bußy und die Frau von Sevygni. Ich bin Ihnen gut dafür, man würde Sie nicht einmal verstehen. Nein! Unsere Schönen sind so eitel nicht. Sie haben Fleisch und Blut, und dabey ein gutes Heyraths-Gut. Dieses ist genug. Es würde Ihnen gewiß gefallen, wann Sie sehen solten, wie unsere junge geputzte Herren in der Gesellschaft das Frauen-Zimmer eines nach dem andern wacker bey den Köpfen kriegen und recht schmackhaft herumküs-

sen. Ist diese Lebensart nicht lustig? Ist sie nicht sinnreich? zumahlen wann dabey manch unschuldig Kind, um ihr gutes Gemüth zu zeigen, auch nicht einmal böse wird?

Doch nimt ein Fremder was, von diesen
Possen wahr,
So glüht von Zorn und Rach hier Cynthiens
Altar.
Lucreziens Geschlecht, Dianen unsrer Zeiten,
Welch eine Frevel-Faust entweiht die Hei-
ligkeiten,
Der eingespannten Brust. Ist dieses auch er-
laubt?
Wie, daß ein jeder euch hier Zucht und Küs-
se raubt?
Gewiß ihr seyd darauf mit rechtem Ernst er-
bittert.
Und schreyt Impertinent mit Insolentz gefüt-
tert.
Doch klein erzörntes Volck erregt ihr nicht
den Wahn,
Daß man euch mehr zu leid durch nichts thun
hat gethan?
Gehöret mehr darzu, um euch wohl zu bele-
ben,
Als daß man euch erzörnt, und Küsse weis zu
geben?
Seht dort den Lycidas, der von Paris noch
reich
An bunden Kleidern ist. Er ist an Reden
seich

Es fehlet ihm an Witz. Es ist ein klein Gebrechen;
Und darum läßt er Händ und Füse vor sich sprechen;
Er küßt, was will man mehr? Ist diß noch nicht genug?
Wer zweifelt Lycidas sey nicht belebt und klug?
Mein K** komt und stutzt ob diesen freien Sitten
Wie! sind wir, fragt er mich, im Land der Sybaritten*?

Dieses waren gestern Abend meine misvergnügte Einfälle, da ich mit dem Herrn von K** aus einer Gesellschaft kam, wo andre so viel und wir gar nichts genossen hatten; ja, wo ich selbst böse auf mich war, daß ich einen albern Zeugen der hiesigen Artigkeiten abgeben muste.

* Er nannte diese galante junge Leute Messieurs les Tâteurs.

II. Reise.

Nach Wetzlar.

Auf kleinen Reisen hat man öfters Zufälle als auf grosen. Sie haben, mein Herr, aus meinem vorigen ersehen, wie ich den Sommer über zugebracht habe. Weil man nun gern einen gantzen Rechtsgelehrten aus mir machen wolte, so schickte man mich nach Wetzlar. Es gieng mir fast darinnen, wie dem Sohn eines gewissen reichen Mannes, der viel Proceß hatte; und den der Vater deswegen dieses Handwerck wolte lernen lassen, damit er, wann er sterben würde, auch seine Rechts-Streite fortführen könte. Ein paar Dutzend Rechts-Streite, darunter einige von vierzig und funfzig Jahren sind, wollen für einen ehrlichen Mann nicht viel sagen. Kurtz, ich packte auf und reiste nach dem hohen Sitz der teutschen Reichs-Gerechtigkeit.

Weil mir unterwegs die Gesellschaft auf der langsamen Post-Kutsche nicht allerdings an-

anstund, so gieng ich mit einem Licentiaten Namens Bauer meistens zu Fus. Bey Butzbach geriethen wir lincker Hand in einen Wald, in Meynung den Fusweg zu gehen. Wir verirten uns bald in dem nechstgelegenen Gehölze. Es überfiel uns ein stattlicher Regen und wir kamen erstlich abends spät per pedes Apostolorum nach Wetzlar. Ein dasiger Hebräer, der mit auf der Post-Kutsche war, und bey dem Cammer-Gericht einen schlauen Unterhändler abgab, hatte von mir vernommen, daß ich einen Brief an einen gewissen Kaufmann hätte. Er gieng noch denselben Abend zu ihm und erzehlte demselben, daß ich mit einem Fremden von der Kutsche abgekommen, und nach einem Wald gegangen sey, weil ich nun noch nicht in Wetzlar angelangt wäre; so hielt man dafür ich sey von dem Fremden geplündert und umgebracht worden. Der Kaufmann reißte den andern Morgen mit dieser Nachricht in seinen Geschäften nach Franckfurt in die Meß. Mein Gros-Vatter war der erste, welcher davon Nachricht erhielt: er erschrack darüber grausam. Ein jeder wolte der erste seyn und sich nach mir erkundigen. Mein Bruder kam in einer leichten Post-Calesche mit vier Pferden nach Wetzlar hingerannt. Wie sind ich euch noch bey Leben? war sein Willkomm. Und warum wolt ihr daß ich soll todt seyn, war meine Antwort? Er erzehlte mir darauf die Ursache seiner schnellen Ueberkunft. Inzwischen hatte sich zu Haus allenthalben das Gerücht ausgebreitet, als ob

ich in einem Wald sey erschlagen worden. Verschiedenen alten Muhmen hatte etwas dergleichen von mir geträumet. Man that mir die Ehre mich zu beklagen, und ich gewann durch meinen vermeinten Tod mehr Freunde, als ich in meinem Leben nicht hatte.

Vergebens suche ich hier die Justitz lieb zu gewinnen; Ich vergeß darüber fast gar die Begriffe der Gerechtigkeit, die ich bey Homberg, Thomasius, Gundling und Fleischern gelernet habe. * Ein alter Major, Herr von Grolau, den der Krieg noch nicht so sehr als sein Proceß ruiniret hat, ist unter der grosen Zahl betrübter Sollicitanten mit in dieses Fegfeuer gerathen. Wir wohnen zusammen in einem Hauß bey dem Cammer-Doctor Müller, wo wir auch zu Tische gehen. Er ist ein grundehrlicher und frommer Mann. Ich suche ihn damit zu trösten, daß er bey seineen Soldaten nie zu einem so hohen Grad der Gedult gelangen könte, als unter den Händen der Advocaten und Rechts-Gelehrten. Wir haben darüber manche erbauliche Betrachtungen, die wir bey gutem Wetter mit bis auf die Spitze des Kahlschmidts schleppen und sie daselbst unter die Altherthümer der verfallenen Gewölber und Mauren frei auszulassen pflegen. * *

Zu

* S. Moralische Schildereyen. Dritter Abschnitt pag. 67.

** Dieses ist ein altes Berg-Schloß nechst bey Wezlar, davon in der Topographie von Hessen und in den Antiquitat. Wererav. Nachricht zu finden.

Zu Hohensolms besuchte ich meinen vormahligen Lehrmeister Ewald, der daselbst war Inspector worden. Er brachte mich zum Grafen, der mir seine gantze Bibliothec in einem Schranck eingeschlossen zeigte; sie bestund meistens aus Postillen und Gesangbüchern, alle recht schön gebunden. Zu Giesen lernte ich verschiedene gelehrte Leute kennen, vornemlich den Dr. Hensing und seinen Schwager den Herrn Professor Wieger. Jener ist ein treflicher Chymicus und Natur-Kündiger; dieser aber Professor Juris, dessen Collegia von den vornehmsten jungen Leuten besuchet wurden. Ein gantz artiger Mann, der viel Lebens-Art hat. Ich besuchte ferner auch mein liebes Marburg, wo ich meinem vormahligen grosen Lehrmeister Herrn Homberg und dem Herrn Professor Waldschmidt zusprache.

Hier in Wetzlar werde ich allem Ansehen nach nicht lange bleiben. Dann ich finde bey mir eine so schlechte Fähigkeit zu der Proceß-Kunst, daß ich noch ehe bey Herrn Witten in Halle wolte hexen und wahrsagen lernen, so wenig ich auch dazu geschickt bin. * Ich bete fleissig alle Tage

Behüte mich mein Gott für Seel und Leibes Schaden
Und straf in deinem Zorn mich nicht durch Advocaten.

* S. Moral. Schildereyen I. Abschnitt. pag. 61.

III. Reise.

Von Regenspurg durch Schwaben Bayern, Francken und Sachsen, im Jahr 1716. *

ICh habe Ihnen, Mein Herr, versprochen, von den Begebenheiten meiner Reisen umständliche Nachricht zu ertheilen, um dadurch auch abwesend diejenige Vertraulichkeit mit Ihnen zu erhalten, welche unter uns die süsse Banden einer zärtlichen Freundschaft verknüpfet haben: Sie werden daraus urtheilen, wie weit ich mich demjenigen Zweck gemäs verhalte

* Diese Nachrichten sind alle aus gewissen Briefen, die der Verfasser an seine vertraute Freunde geschrieben, ausgezogen, und von ihm nachher mit einigen Anmerckungen hin u. wieder vermehret worden. Die Namen derjenigen Personen, deren er nicht zum besten gedencket, sind mit Fleiß weggelassen worden, weil man niemand mit Wissen beleidigen will.

halte, den ich habe, mir alle Arten der Erfahfahrungen zu Nutz zu machen.

Ich verlies Regensburg den 7. May. Ich ritte die Post, auf dem dritten Wechsel traf ich die Freifrau von Thurn mit ihren beyden Töchtern auf der Landkutsche an; ihre Gesellschaft gefiel mir, ich setzte mich zu ihnen. Die Kutsche war ziemlich gemächlich. Weder Mutter noch Töchter hatten etwas von einer verführischen Schönheit: Allein sie hatten desto mehr Geist und Lebens-Art. Wir blieben drey Tage langunterwegs, ohngeacht man sonst die Reise in einem thun kan, so schlim waren die Wege.

Zu Augsburg kehrte ich im Trauben ein. Hier fande ich eine Menge Officier, welche Venetianische Dienste genommen hatten. Ich entdeckte bald, daß sie nicht so wohl der Muth gegen die Unglaubigen zu fechten, als ihre nothdürftige Umstände zu Kriegs-Helden gemacht hatten; sie waren in dieser Schule noch nicht weit gekommen. Es waren gutentheils verunglückte Ritter und Spieler. Ich fande darunter auch einen bankeruttirten Kaufmann von Augsburg, der mit dem Geld seiner Glaubiger ein hundert müssige Leute angeworben anwarb, in dem erbaulichen Vorhaben, damit den Antichristen zu Constantinopel zu bekriegen, und denen unhöflichen Verfolgungen seiner Gläubiger zu entgehen. Er hatte ein artig jun-

ges Weib aus einem guten Haus geheyrathet. Die Freude aber ihrer ehlichen Herrlichkeit währte kaum bis zur Kind-Tauffe. Kurtz, der H. * * ist nun ein Hauptmann; der Kriegs-Stand macht alles ehrlich.

Ein Herr von Neuendorf, mit dem ich bekant wurde, hatte Empfelungs-Schreiben an einen Crais-Hauptmann, Herrn von Auffenberg. Er lies mich derselben mit geniesen. Der Hauptman hatte für uns die Gefälligkeit, uns allenthalben in der Stadt herum zu führen. Wir besuchten die berühmteste Gold-Arbeiter, Uhrmacher, Mahler, Kupferstecher, und andre dergleichen Künstler, mit welchen diese schöne Stadt vor andern angefüllet ist. Wir besahen die Wasserkunst, den Einlas, das Rathhaus, die meisten Kirchen, Stifter und Clöster.

Bey S. Ulrich sahen wir in der Capelle die von ihrem Heiligen verwahrte Heiligthümer. Der Herr von Neuendorf und unser Anführer, der Hauptmann von Auffenberg, verehrten dieselbe mit aller Andacht, und ärgerten sich ein wenig, daß ich als ein junger Ketzer, wie sie mich schertzend nenneten, hier nicht gleiche Ehrerbietung bezeigte, sondern alle Dinge frey hanthierte; Auch ohne weitere Ceremonien einen Trunck aus dem Becher des H. Ulrichs mit Bescheid that. Die Höflichkeiten der Geistlichen war so gros, daß sie mir meine kleine Freiheiten nicht allein nicht übel nahmen, sondern

dern

dern auch über alles was ich sie vorwitzig lehrsam fragte, guten Unterricht gaben.

Drey Dinge sind von diesem Heiligen besonders merckwürdig: (1) dienet die Erde von seiner Grab-Stätte, welche die Geistlichen dieses Stiffts in kleinen Briefgen weggeben, alle Ratten und Mäuse aus den Häusern zu vertreiben. In der That weis man nicht viel von diesem Ungeziefer in dieser Stadt, ohnerachtet die meisten Zimmer darinnen mit altem Täfelwerck bekleidet sind. (2.) verhindert das Gewand dieses Heiligen den Regen, wenn man es zur Zeit einer Procession in die freye Luft hänget. Das dritte Wunderwerck schlug bey mir fehl. Ich hatte aus dem Becher des H. Ulrich getruncken. Dieses solte gegen das Zahnweh bewahren; ich bekam aber gleich darauf einen geschwollenen Backen mit unleidlichen Zahn-Schmertzen. Sehet da, sprachen meine Gefährden, die Früchte des Unglaubens.

Von Augsburg that ich den 15ten eine Reise nach München. Der Frohnleichnams-Tag wurde hier den 16. Jun. und in Augsburg den 14. gefeyret, da er sonst bey uns auf den Frohnleichnams-Donnerstag pfleget gehalten zu werden. Die Ursache dieses Aufschubs war vermuthlich die Einrichtung der vielen Ceremonien / Schau-Gerüsten und andächtigen Maskeraden, welche bey dieser Gelegenheit aufgeführet wurden. Der alte Churfürst und das

ganze

gantze Chur, Bayerische Haus wohnte dieser glänzenden Ceremonie persönlich mit bey. Alles was ich hier sah, war herrlich; die Andacht vermengte sich mit der Pracht und man wurde von beyden gerühret. Der Churfürst hat ein majestätisches Ansehen. Er wird von seinen Unterthanen sehr geliebt, ob er gleich durch seine unglückliche Anhänglichkeit an Franckreich das Land starck mitgenommen hatte. Doch das Land ist so gut, daß es sich bald wieder erholet; und das Volck ist allzeit für seinen Fürsten eingenommen, wenn es ihn bey sich hat. Nun beginnet ihn allmählig die Last der Jahre zu drucken. Er liebet zwar noch die Ergötzlichkeiten; aber sie lieben ihn nicht mehr.

Der Chur-Prinz scheinet dermahleins Bayern ein gutes Schicksal zu prophezeyen. Er zeigt keine Haupt-Leidenschaft; zum wenigsten hat sich solche bey ihm noch nicht entdeckt. Er gehet natürlich in eine Sache ein, und nimt sie an, wie sie ihm vorgestellet wird. Man siehet an seinem oesterreichischen und ernsthaften Wesen, daß er unter der Vormundschaft des Wiener Hofs ist erzogen worden. Er dürfte aber bald Französische Manieren bekommen; denn es sind lauter Franzosen um ihn. Die übrige Prinzen sind alle munter, leutselig und von einem guten Character. Die Höflinge sind meistens von den besten Reichsgräflichen und Freyherrlichen Häusern, und machen einen gro-

sen

sen Aufwand. Alles formiret sich nach dem Geschmack des Fürsten. Sitten, Lustbarkeiten, Kleider, Sprache, alles ist franzosisch; nur die Music ist noch italiänisch und eine der besten in Europa.

Eines nahm mich Wunder an diesem Hof: man ist an demselben noch zehenmal mehr römisch, als zu Rom selbsten. Die Bayern sind hertzgute Leute; aber blind-eifrig auf ihre Kirche. Sie können sich nicht einbilden, daß die Protestanten auch unter die Christen mit gehören: sie setzen sie ungefär mit den Türcken und Heiden in eine Classe; sie spendiren deswegen viel Geld darauf, wenn sie einen solchen Unglaubigen bekehren können. Man sagte mir, mit der grösten Höflichkeit von der Welt, daß es Schade um mich wäre, wann ich solte verdamt werden. Nun aber sey ausser der römischen Kirche keine Seligkeit zu hoffen.

Ich war unter andern mit einer alten Spanierin unterwegs auf der Land-Kutsche bekant worden, welche ein junges Frauenzimmer ins Closter bringen solte. Ein Emissarius apostolicus, der sich mit auf der Kutsche befand, solte das unschuldige Kind würdig darzu helfen zubereiten. Er schien mir ein schlechter Apostel zu seyn, zum wenigsten wuste er nicht viel aus dem Evangelio.

Es setzte unter uns allerhand scharfe Religions-Kämpfe. Niemand schlug darauf mehr

Ge-

Gedancken als die junge Schöne, die mir besonders in Ansehung dessen, was ich von dem Zwang der Closter-Gelübden erinnerte, ihren Beyfall mercklich zeigte. Ja sie gestund mir sogar, als sie allein mit mir zu reden kam, daß ich sie in ihrem Vorhaben gantz irre gemacht hätte. Der Emissarius, der solches merckte, schoß mich darüber aus seinen braun-gelben Augen mit feurigen Blicken an.

Ich fande mich kaum einige Tage in München, so hatten sich schon ein paar Jesuiter nach mir erkundiget, von welchen mir die alte Spanierin gesagt hatte, daß sie mich in ihre Bekantschaft bringen wolte. Ich merckte bald daß die Sache einige Weitläuftigkeiten nach sich ziehen könte. Ich packte deswegen meine kleine Ketzereyen hurtig wieder ein, und kehrte, nachdem ich den Hof, die Stadt und was sonst merckwürdiges in München war, gesehen hatte, über Nimfenburg nach Augsburg zurück.

Ich reißte von Regensburg aus zweymal nach Memmingen zu dem H. von Zoller; das erstemahl um seinem Hochzeit-Fest mit beyzuwohnen, welches aber, weil sein Vater starb, zurückgesetzet wurde; das anderemahl, da ich nach meiner Zurückkunft in Regensburg, wegen eines gehabten Verdrusses in dem ...-Hause, schnell von dannen wieder aufbrach und mich so lang bey diesem vertrauten Freund aufhielt, bis ich meine weitere Verhaltungs-Briefe von Haus bekam.

Ich

Ich habe, wie Sie wissen, mit dem Hr. von Zoller in Halle studieret, und mit demselben in groser Vertraulichkeit gelebet. Er war einer von den raren Freunden, die einen zum Guten anzuführen und von allen Ausschweifungen zurück zu halten suchen; Er redete mit mir trocken und ungeheuchelt die Wahrheit. Ich hatte ihn dieser seiner Redlichkeit wegen besonders lieb. Er empfieng mich, in seinem Haus mit allen Kennzeichen eines guten Hertzens, und erwies mir so viele Höflichkeiten, als seine Umstände ihm erlaubten. Weil er Hochzeiter war, und eine artige tugendhafte Braut hatte, so mangelte es nicht an täglichen Veränderungen.

Ich kan mich nicht entbrechen, weil ich im plaudern bin, Ihnen einige kurtzweilige Begebenheiten von hier zu erzehlen. Das schwäbische Frauenzimmer hasset die Manns-Leute nicht, die Erziehung und Lebens-Art aber ist in diesen Ländern so beschaffen, daß sie nicht viel Umgang mit einander haben. Die Mütter sorgen dafür, daß ihre Töchter Männer kriegen; die Töchter selbst unterstehen sich nicht solche zu wehlen.

Ich fuhre einsmalen mit einer artigen Gesellschaft von jungen Leuten auf das Land. Man hatte ihnen, weil die meisten darunter Kinder von Raths-Herrn und Burgermeister waren, die Raths-Kutsche zu dieser Spatzierfahrt anspannen lassen. Diese war so gros, daß zur

Noth

Noth der halbe Magistrat darinnen Platz haben konte. Mit einem Wort, es war ein rechtes Kutschen-Gebäude. Unsere Gesellschaft bestund aus acht Personen; der Kutscher saß zu Pferd und hatte vier Gäule vorgespannt, die die er wacker zusammen trieb. Ich saß bey einer jungen und schönen Braut im Schlag, und hatte den närrischen Einfall, daß ich gern diesen grosen Kutschen-Kasten, der in Ketten und Riemen schwanckte, mögte umfallen sehen, und bey der Braut, deren Ritter ich zu seyn die Ehre hatte, zu liegen kommen. Ich sprang zu dem Ende aus dem Schlag und lies mich mit dem Kutscher in ein Gespräch ein. Jökelå, so heisen diese Leute, hatte Verstand vor zehen Schwaben; ich entdeckte ihm meine Absicht; er lächelte; der Spaß gefiel ihm. Der Ehrgeitz mir seine Geschicklichkeit zu zeigen, und die Hofnung ein gutes Trinckgeld zu verdienen, versprachen mir alles. Ich setzte mich darauf wieder auf meinen Platz: Es währete nicht lange, so kamen wir an eine Anhöhe, wo die Kutsche im tiefen Gleise gieng. Jöckelå fluchte, und die Kutsche lag um. Ein ängstliches Jammer-Geschrei erfüllte die Gegend; der sanfte Fall aber hatte niemand keinen Schaden verursacht; denn Jöckelå machte seine Sache unvergleichlich. Auf den Schrecken folgte das Lachen, und wir musten elle oben dem Schlag hinaus steigen, welches bey nahe die Höhe von einem kleinen Sockwerck war.

Ich sahe binnen denen drey Wochen als ich mich in Memmingen aufhielte, auch die sogenannte Meister-Sänger spielen. Dieses Schauspiel war überaus lächerlich. Die junge Handwercks-Bursche hatten sich in Helden und Schäferinnen verkleidet. Ein starcker Zimmermanns-Gesell stellte die Judith und ein anderer den Holofernes vor. Alles lies sehr ernsthaft und die Vernunft gaukelte unter diesen Aufzügen hervor, wie des Scarron Eneas in dem verstellten Virgil. Unter andern wackern und gelehrten Männern lernte ich auch den Pfarrherrn * * * kennen. Dieser muntere und aufgeweckte Geistliche bezeigte mir viele Freundschaft. Er spricht das französische nach teutscher Mundart aus, und so wie man es schreibet. Er las mir gantze Blätter in dieser Aussprach mit einer schnellen Zunge daher, und man muß sehr ernsthaftig seyn, wenn man nicht überlaut lachen soll. Er hatte die Gefälligkeit ein kleines à l'hombre mit mir und dem Hr. v. Zoller zu spielen, doch verbate er sich immer, daß ich nicht mögte sagen, der Herr Pfarrherr ist bête. Dann eine Bête und ein Pfarrherr schickten sich nicht wohl zusammen. Dieser Geistliche ist im übrigen ein Mann von nicht gemeiner Gelehrsamkeit und Einsicht. Er besitzt eine schöne und auserlesene Bibliotheck, worunter viele französische Bücher, Romanen, belles Lettres, &c.

Von Memmingen aus besuchte ich in Begleitung des Hrn. v. Z. . die beide erste Prela-

turen Müncherode und Otto-Bayern. Wir wurden darinnen aufs beste empfangen und bewirthet. Wir thaten auch zusammen eine Reise nach Kempten, und besahen daselbst die fürstliche Abtey. Hier ist das rechte Land der Kirche, wo man das Gedächtniß der Heiligen würdig feyert und ihnen zu Ehren gut ißt und trincket. In der Carthauß bey Memmingen, wohin wir uns auch ein paarmahl verfügten, lebte man zwar etwas strenger und mässiger, allein man wuste darinnen die Fische eben so gut zuzurichten, als in andern Clöstern das Fleisch. Man siehet in diesen fruchtbaren Ländern allenthalben die reichste Clöster und die lustigste Pfaffen. Wären diese Leute nicht Thoren gewesen, wenn sie denen Fürsten zu gefallen, hätten wollen lutherisch werden, damit diese grose Herrn, die sich alles ohnedem anmassen, auch ihre fette Pfründen zu ihren Tafel-Gütern gezogen hätten? Gewiß der Doctor Luther war ein schädlicher Mann für unsern teutschen Adel. Ich kenne Edelleute, die unter ihren Vorfahren die reichste Bischöffe und Prelaten zehlen, und die jetzo froh sind, wann ihnen der Fürst eine Fahne gibt, damit sie sich mit Ehren todt schiesen lassen können. Die Einziehungen der Stifter und der Klöster hat demnach bey uns den Adel sehr herunter gebracht und denselben seiner grösten Vorzüge und Hoheit beraubet; da im gegentheil die protestantische Fürsten dadurch sind mächtig worden.

Ich

Ich hatte in Augsburg den Herrn von Velser, mit welchem ich auch in Halle bekant war, ersucht, mir ein Quartier auser dem Wirthshaus, für ein paar Wochen zu miethen. Ich war aber nicht wenig verwundert, da er bey meiner Ankunft mich, mit der höflichsten Art von der Welt in seines Herrn Vaters Hause brachte, und mich bat, mit dieser Herberge vorlieb zu nehmen. Aus diesem uralten Patricien-Geschlecht hatte ehedessen Hertzog Ferdinand von Oesterreich die schöne Velserin geheurathet, welche Liebe Hofmannswaldau in seinen Helden-Briefen unter dem Namen des Hertzogs Tugenand und Zuchtheimine sehr zierlich besungen hat. Der gantze Stamm-Baum dieses sehr alten Geschlechts, war in dem Saal, wo ich schlief, aufgehänget, und ich muß bekennen, daß er mich ziemlich in den teutschen Geschichten mittler Zeiten herum wies.

Ich war in Augsburg auf eine grose Hochzeit, welche auf der Geschlechter-Stube gehalten wurde, eingeladen. Die Augsburger Junckern sind nicht so eckel wie in Franckfurt und Nürnberg; sie vermengen ihr adeliches Blut auch mit andern burgerlichen Geschlechtern; hieraus entspringen die Vermehrer der Geschlechter: Der Hochzeiter hies Brandhofer und die Braut, welche eine Geschlechterin war, Jungfer Höselin. Die Fräulein sind hier bey dem städtischen Adel noch nicht Mode. Die ansehnlichste Leute von Augsburg waren mit auf diesem Hoch-

zeit-Feste. Abends bey dem Tantz erschienen, nebst einigen fürstlichen und gräflichen Personen, auch die dasigen Stifts-Fräulein. Religion, Stand, Alter, Geschlecht, alles wurde hier zusammen im Tantz vereiniget; alles hüpfete und sprang hier untereinander, daß es ein Lust mit anzusehen war.

Ich muß im übrigen den Herrn Schwaben das Recht wiederfahren lassen, daß sie sehr höfliche und gutartige Leute sind. Es fehlet ihnen auch weder an Geist noch Geschicklichkeit, wie solches ihre Erfindungen und Kunstwercke sattsam zeigen; sie haben aber dabey etwas gezwungen, lächlendes, das ihnen ein zweydeutiges Ansehen giebt, und sie unter den teutschen Völckern unterscheidet.

Ich reißte über Augsburg und Memmingen nach Ulm. Ich sahe in dieser vornehmen Reichsstadt nicht viel merckwürdiges, ausgenommen die Vestungs-Wercke. Diese sind schön und werden auch wohl unterhalten. Die Stadt an und für sich selbst, ist schlecht gebauet. Die Häuser sind fast durchgehends von Holtz und Leimen, auch theils mit Schiefer-Steinen oben und unten bedeckt, welches sehr traurig lässet. Da man im Gegentheil zu Augsburg und Nürnberg die halbe Bibel an den Häusern gemahlet siehet. Die Lage von dieser Stadt ist sehr angenehm, und der Boden daherum fruchtbar; Ich mögte wissen, wo das Sprichwort

wort herkäm: Auf ihn, er ist von Ulm. Ich hatte in Ulm so viele Weichsel-Kirschen gegessen, daß mich unterwegs, da ich die Post auf Nördlingen ritte, ein grausamer Durchbruch überfiel. Ein altes Weib in Nördlingen, auf dem Posthaus, gab mir Theriac, welcher aber so abscheulich wirckte, daß ich zwischen Nördlingen und Oetingen des Tods zu seyn glaubte. Ich lage in einer Calesche und grimte mich wie ein Wurm in den entsetzlichsten Schmertzen; man hub mich zu Oetingen halb todt aus der Kutsche, und brachte mich zu Bette. Ich befahl mir grünen Thee zu machen und tranck ihn so starck und so warm, als ich konte; Ich schlief darauf einige Stunden, nahm ein halb dutzend gerührte Eyer zu mir und befand mich auf diese selbst erdachte Artzney so gut, daß ich meine Reise nach Nürnberg wiederum zu Pferd mit leichtem Rennen fortsetzen konte.

Ich hielte mich diesesmahl in Nürnberg nicht lang auf, sondern reißte über Bamberg, Coburg, Neustadt, Saalfeld, Rudelstadt, nach Jena.

Was man Ihnen von diesem Ort gesagt hat, ist meistens die Wahrheit; Er liegt in einem Winckel und hat ein trauriges Ansehen. Apollo muß dazumahl nicht bey gutem Laun gewesen seyn, als er diesen Ort zu einem Musen-Sitz erwehlet hat. Die meiste Studenten tragen grose, lange, schwartze Degen, in Form der

Spiesen, welche ihnen im gehen hinten nach schleifen; wenn sie einen ansehen, so scheinen sie einen gleichsam zu fragen, ob sie vom Leder ziehen sollen; sie haben die Hand stets an diesem Eisen und grüsen niemand, als ihre Bekannten. Schuhe, Strümpf und Kleider sind von übler Beschaffenheit, weil ihre Philosophie sich nicht um solche Kleinigkeiten bekümmert. Alles dünstet bey ihnen von Toback und Bier und Brandewein. Sie schwermen Tag und Nacht, und halten öfters ihre Banckete öffentlich auf dem Marck. Sobald sie ein wenig getruncken, so überfält sie auch der Helden-Geist: sie entblösen ihre blancke Degen, und hauen, und stechen sich einander herum, nicht anders, als ob sie die wichtigsten Ursachen von der Welt hätten, sich einander die Hälse zu brechen. Solte man sagen, daß man unter gesitteten Völckern, einer schwermenden Jugend eine so ungemessene Freyheit verstattete?

Auser diesen sogenannten Schmaus- und Rauf-Renomisten finden sich sonst auch viele artige und wohl gezogene junge Leute auf dieser Universität, welche aber stets der Gefahr unterworfen sind, jenen unter die Hände zu gerathen. Auch hat es hier nie keinen Mangel an gelehrten und vortreflichen Lehrern gehabt; Allein es mag wohl hier das gemeine Sprichwort gelten:

Qui proficit in litteris et deficit in moribus
Plus deficit quam proficit.

Halle den 14. Aug. 1716.

IV. Reise.

Von Halle durch Sachsen, Brandenburg, Schlesien und Mähren nach Wien u. s. w.

Weil Sie, mein Herr, an meinen Erzehlungen einiges Vergnügen finden, so will ich damit fortfahren.

In Halle sahe ich vor meiner Abreise die da herum gelegene Höfe und Städte, als Merseburg, Weissenfels, Naumburg, Zerbich, Cöthen, Leipzig, Wettin, Eisleben und andre Orte mehr.

Zu Eisleben zeigte man mir die Reliquien des ehrlichen D. Luthers. Das Gedächtnis dieses grosen Mannes war bey mir in Ehren, aber die Raritäten, die man uns noch in seinem Geburts-Ort von ihm zeigte, bedeuteten nicht viel. Sie bestunden aus verschiedenen Schildereien, einem Pult von einem Schwanen unterstützet, einem Küssen, darauf er soll kniend ge-

betet haben und dergleichen. Das letztere war mit schwartzen Taffend überzogen, davon die Helfte bereits war weggeschnitten worden. Man hatte mir und meinem Reisgefährten dem Hrn. v. Groeben auch ein Stück davon für ein Trinck-Geld in Gröse eines Zahn-Plasters verehret. Ich habe aber vergessen, wo für es gut seyn soll. So viel weis ich, daß ich viel auf D. Luther, aber nichts auf dergleichen Dinge halte, durch welche der liebe Aberglaube und der heilige Betrug in die Welt gekommen ist. Es ist glaublich, daß man dem Küssen des D. Luthers schon manchen neuen Ueberzug werde gemacht haben, weil die Stücke davon so einträglich waren.

Die Steinkohlen zu Wettin werden zu der Salz-Sud in Halle gebraucht. Man langet sie gleich den Ertzen, aus den Gründen. Diese Bergwercke liegen in der Grafschaft Mannsfeld, und sind ergiebiger als viele Gold- und Silber-Minen. Ich fuhre dahin in Gesellschaft einiger guten Freunden. Einer davon war sehr dickleibig und steif von Gewächse. Wir steckten uns alle in Bergmanns-Kleider, und verfügten uns, ein jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand, in die Gruft. Hin und wieder waren sehr enge Pässe, wo man durchkriechen muste. Unserm wohlbeleibtem dicken Bruder stunden diese unterirrdische Spazier-Gänge nicht an.

Wir waren schon eine gute Viertel Wegs durch lauter Klippen und Hölen in dieser Untern

tern, Welt fortgewandert, als wir in den Schacht kamen, wo die Bergleute arbeiteten. Es schwindelte einem von unten hinauf zu sehen. Dem ohngeacht so trieb die Angst unsern mastigen Reiß-Gefährten am ersten auf die Leiter, weil er glaubte, daß es ihm unmöglich wär den vorigen Weg wieder zurück zu nehmen. Er hatte noch kaum 40. Stufen unter Aechsen und Krächsen erstiegen, so schrie er um Gottes willen, man mögte ihn halten. . . . Urtheilen Sie von unserm Schrecken: wir andre waren alle auf der Leiter gleich hinter ihm drein. Hätten seine Hände den schweren Cörper fallen lassen, so hätte er uns mit sich in die Grube gestürtzet. Es war in der That ein verwegenes und unvorsichtiges Klettern! Zum grösten Glück war einer von den geschwornen Bergleuten gleich hinter ihm drein, der ihn aus allen Kräften unterstützet und bis auf einen bretternen Absatz brachte, wo er sich niederlies und ausruhete. Ich und meine Reisgefährten krochen unterdessen ihm hurtig durch die Beine durch und hatten uns glücklich herausgearbeitet. Einer spielte dabey dem andern, der ihm folgte, mit dem herabtröpflenden Wasser den Unrath von seinen Schuhen auf die Nase. Der dicke Bruder wurde endlich auch heraufgebracht, und machte eine jämmerliche Figur.

Nachdem wir also die Tiefen der Erde durchwandert hatten, begaben wir uns auch auf die Höhen des heil. Peters-Bergs. Wir sahen da-

selbst ein prächtiges Gesicht in einem weit sich ausbreitenden flachen Erd-Strich, nebst verschiedenen Grab-Städten, Alterthümern und dergleichen. Sonsten ist dieser Berg mehr ein Hügel als ein Berg zu nennen. Alle Sachen in der Welt sind gros und klein, nach dem Maas des Gegenstandes.

Ich thate von Halle aus eine Reise über Eulenburg und Meissen nach Dresden. Alles, was ich hier sahe, setzte mich in eine entzückende Verwunderung; insonderheit der neu-angelegte Zwinger-Garten. Von da fuhre ich über Görlitz und Strela nach Torgau. Der König war damahls in Pohlen, die Königin aber hält an diesem letzten Ort Hof. Sie hat ein majestätisches Wesen und zeiget durchgehends, daß sie die Gemahlin des prächtigsten Königs unsrer Zeiten ist. Sie sah noch sehr wohl aus; allein ziemlich spröde und wenig aufgeräumt. Sie hatte die Princessin von Bayreuth, ihre Nichte, bey sich zur Gesellschaft, die sehr aufgeräumt war und aus munterern Augen sahe. Ueberhaupt war an dem Hof zu Torgau wenig Freude.

Den 1. September reißte ich von Halle nach Berlin und kehrete allda bey Vincentz ein: ein Gasthof, wo täglich nicht allein allerhand Fremde, sondern auch viele Herrn von Hof speiseten, mit denen man hier sowohl als mit den artigen Töchtern des Wirths, die à la françoise

çoise ihre ordentliche Gesellschaften hatten, bekant werden konte.

Berlin ist ein überaus schöner und angenehmer Ort. Es sind wenig Städte in der Welt, die so wohl angelegt sind und einem Fremden so freundlich in die Augen fallen; allein man muß in der Stadt bleiben, dann die Gegend daherum hat wenig reitzendes. Auf der einen Seite sind Sand-Hügel und auf der andern ist ein Tannen-Wald; die Ufer der Spree und die daherum liegende Gärten haben allein noch etwas angenehmes; der schönste Prospect ist Berlin selbst.

Im übrigen ist es für einen so grosen Hof, ziemlich still und ich sahe wenig mehr von demjenigen Glantz und Pracht, von dem ich sonsten so vieles hatte reden hören. Man war hier gleichsam, wie geschreckt und furchtsam. Man sprach von nichts als von den Unternehmungen des Königs, die Haushaltung noch immer mehr und mehr einzuziehen, und noch mehr Truppen auf die Beine zu stellen. Diese machten allein den Glantz des preussischen Hofs; und ich glaube, daß man in dieser Art eines Königlichen Prachts nicht seines gleichen findet.

Von Berlin gieng ich nach Franckfurt an der Oder. Ich besuchte hier den berühmten Rechts-Gelehrten, den geheimen Rath Cocceium. Dieser ehrwürdige Greis hatte den besten

Caracter von der Welt; er konte aber doch seine kleine Eifersucht gegen Thomasium nicht bergen. Ich gieng auch aus Neubegierde zu dem seltsamen Professor Ebertus. Ich fande in der That, daß er die Gelehrsamkeit und die Thorheit in einem hohen Grad mit einander verbunden hatte.

Franckfurt an der Oder ist eine schöne und wohlgebauete Stadt. Die Gegend daherum ist eine der fruchtbarsten in der Marck Brandenburg. Es lies sich hier wegen der schifreichen Oder eine treffliche Handlung anlegen; allein die übertriebene Accise und Auflagen lassen dergleichen Anschläge nicht zu Stand kommen. Erstlich muß der Kaufmann gewinnen, bevor der Fürst davon den Nutzen ziehen kan.

Von Franckfurt an der Oder nahm ich meinen Weg über Zibichen, Grossen, Grimberg, Neustadt, Lüben, Parchwitz und Neumarck nach Breslau. Ich hielte mich hier in die 7. Wochen lang bey meines Vatern Bruder, dem Herrn von Loen auf.

Breslau ist eine der grösten, volckreichsten und prächtigsten Städte in gantz Teutschland, und der wichtigste Handels-Ort von allen Oesterreichischen Ländern. Die Künste und Wissenschaften sind hier eben so wohl zu Haus. Hier werden insonderheit die treflichste teutschen Poeten gezeugt. Diese Leute sind gern in fruchtbaren Ländern, wo der Ueberfluß, die Schwelgerey und eine sinnreiche Wollust herrschen.

Doch

Doch ich weis nicht wie es zugehet, daß die schönen Künste und Wissenschaften hier zu Lande nicht in den reichen Stiftern und Clöstern sich finden, da man doch in solchen an guter Nahrung keinen Mangel hat. In Franckreich und in Italien sind die gelehrteste Leute in dergleichen Stiftern; wie daß diese bey uns in Teutschland keine gedeilichere Einflüsse auf die Musen haben? Man weiß keinen einzigen berühmten teutschen Poeten, den die Catholische Kirche gezeuget hat. In ungebundener Rede sind mir auch fast keine bekant, die sich im teutschen über die gemeine Schreibart erhoben hätten, so grose Redner sie auch sonst in der lateinischen Sprache unter sich gehabt haben. Was mag doch davon die Ursache seyn? Die Religion kan unmöglich diese verschiedene Fähigkeiten in Ansehung der teutschen Sprache veranlassen. Luft und Leben-Art sind auch einerley. Es muß also die Schuld in andern Verhaltnissen gesucht werden.

Ich sahe in Breslau einige Clöster, welche schöne Bibliothecken haben; insonderheit fande ich eine bey den Herrn Vincentinern, die sehr zahlreich ist. Ich vermeinte bey ihnen etwas von alten, raren Schriften zu entdecken; allein sie zeigten mir die Merianische Topographien und das Theatrum europæum Da ich nun darüber keine Verwunderung blicken lies, so nöthigte mich ihre Höflichkeit ihnen einsmal nach der Mittagsmahlzeit zuzusprechen. Da sie

mir ihre ungarischen Folianten im Keller zeigen und aufschlagen wolten. Ich zweiffelte nicht, daß ihnen die rare Autores hier besser bekannt seyn würden; hingegen fande ich hier am Rector Crantz, Pr. Hancke und Professor Stiefen sehr gelehrte Männer.

Abentheuerliche Ritter und herum irrende Spieler geben es in Breslau die Menge. Man wird auser den grosen Hofplätzen nicht leicht einen Ort in Teutschland finden, da man mehr Fremde, mehr Adel, mehr geputzte Leute, mehr Kutschen und Pferde und mehr Windmacher siehet. Man solte sagen, daß diese letztere hier zu Hause wären.

In der That kan man sich kaum einbilden, wie weit die Einwohner in dieser Stadt die Narrheit der Titel und des Adels treiben. Hat etwan ein Kaufmann, oder Goldarbeiter, oder Kretschmer, oder Vieh-Händler einige tausend Thaler glücklich erschachert, so reisen etliche hundert davon nach Wien, um sich das theure Von mit doppelt gehelmten Wappen und einem Ahnen-Register von vier bis acht geadelten Vorfahren zu beschreiben. Man findet deswegen hier die gnädige Fräuleins fast in den Cram- und Härings-Buden.

Ich sahe die gnädige Frau von ***= in einer mit schwartzen Tuch überzogenen Trauer-Kutsche fahren, und die Farben aus der Heraldic

raldic auf den Achsel-Bändern ihrer Bedienten herum flittern, weil ihr Herr gestorben war. Dieser vornehme Cavalier war in seiner Jugend ein Zapf-Jung in einem Bier-Hauß gewesen: Hernach wurde er ein Krämer, darauf ein Kaufmann. Endlich wuste er nicht mehr, wo er mit dem Geld hin solte; Er kaufte sich deswegen in der Nähe ein Rittergut; und wurde ein Herr von und zu. Sein Freyherrliches Wappen, welches auf der schwartzen Kutsche mit Gold und Silber und Zinnober glänzend in die Augen schimmerte, prangte mit 3. Helmen, 8. Schildern, und einem Mittel-Schild, worinn ein Bierkrug zum Andencken des hochadelichen Herkommens, demüthig-bescheiden war beybehalten worden.

Ich sahe darauf in einem Concert noch eine andere gnädige Frau, von einem überaus prächtigen Ansehen. Sie erschien in einem rothsammeten Talar mit Hermelin ausgeschlagen, und wurde von einem über und über mit Gold beblechten Cavalier geführet. Ich stunde hurtig auf, ihr meine Ehrerbietung zu bezeugen, und man sagte mir, daß sie eine Gasthalterin, oder wie man diese Leute in Breslau nennet, eine Kretschmarin war, deren Mann sich hätte adeln lassen. Ich muste bekennen, daß sich die Frau gut zum Adel, aber der Adel nicht zum Wirths-Krug schickte.

Ich besuchte unter andern auch den Herrn

von B. . . um seine Gemählde zu sehen. Dieser hatte vor diesem mit Stockfisch gehandelt, nun aber sich in des H. R. Reichs Ritterstand erheben lassen. Er fähret auf einem vergoldeten Phaeton, auf welchem er einem triumphirenden römischen Burgermeister glich. Ich genoß selbst einmal die Ehre, daß er mich mit diesem prächtigen Geschirre zu einer Spatzierfahrt abholte. Die Wache an den Thoren stellte sich darüber ins Gewehr, und Ihr Gnaden liess derselben für diese Höflichkeit ein Geschenck reichen.

Ein andrer neugeschaffener Edelmann und Liebhaber von Gemählden, Kupferstichen und Büchern, von welchen er selbst am wenigsten verstund, zeigte mir unter andern Raritäten, die sein in der That kostbares Cabinet ausfüllten, sein eigenes Ebenbild in Lebensgröse von Kopetzky gemahlet. Ich hätte es für eine Majestät angesehen, wann er mir nicht gesagt hätte, daß er es seyn solte.

Ich würde nicht fertig, wann ich Ihnen alle die abendtheurliche Ritter, die ich in Breslau angetroffen habe, nach dem Leben schildern solte. Ich hätte einen grosen Lusten, noch einmal eine Comödie darüber zu verfertigen. Ich glaube, daß mir die Erfindung nicht viel Mühe kosten solte, das Lächerliche in seiner eigentlichen Natur vorzustellen.

Dieses einzige muß ich noch erinnern, daß der alte und ächte Schlesische Adel mit diesen Tonnen- Junckern und Pfeffer-Säcken, wie er solche spottsweise betitelt, sich nicht leicht zu vermengen pflegt. Doch sieget auch hier zuweilen das Geld, und es geschiehet manchesmahl, daß eine gut adeliche aber dürftige Fräulein einem wohlhabenden Georg Dandin in die Arme geleget wird; wodurch also die Ahnen, wenigstens von der einen Seite in die Familie kommen. Es äusert sich aber dabey auch insgemein dieses Uebel, daß der alte Adel, zumahl, wenn er recht ausgehungert ist, nicht selten den neuen auffrißt.

Wann Sie mehr von dieser Materie lesen wollen, so finden sie die lustigste Begebenheiten davon in einem eignen Roman zusammen getragen, welcher den Titel führet: der Edelmann. Das Buch hat sich sehr rar gemacht, und soll den Herrn von Tschirhausen zum Verfasser haben.

Den 29. Oct. reiste ich mit einer besonders gedungenen Kutsche von Breslau nach Wien. Ich hatte zur Reisgesellschaft die Fr. von Kitliz, ihr Cammer-Mägdgen und einen oestreichischen von Adel, Namens Kitzenstein. Die Fr. von Kitliz war lutherisch und dieser römisch. Wir vereinigten aber, als ehrliche Leute, gar bald unsere 3. verschiedene Religionen. Wir sahen leicht, daß wir nicht Schuld an dem

Zwiespalt unserer Geistlichkeit waren. Ein Tag beysammen in einer Kutsche macht eine Bekantschaft von einem gantzen Jahr. Meine Reisgefärten waren belebte vernünftige Leute, die im Grund auch Gottesfurcht hatten. Wir sangen einerley Lieder und schalten auf diejenige, die den Unterschied der Religionen erdacht hatten, da Christus doch nur eine einzige und dabey die Liebe und den Frieden lehret. Wir reiseten also zusammen sehr vergnügt. Ich glaube, wann alle Menschen von einer guten Gemüths-Art wären, so könte man eben so friedlich mit einander durch die Welt kommen. Allein was verursacht nicht der blinde Religions-Eifer für Unheil und Feindschaft unter uns armen Sterblichen, die so wenig wissen und doch so kühn urtheilen?

Mein Oheim hatte mit dem Kutscher gedungen, daß er den Weg über Neustadt nehmen müste, wo er seine Güter hat. Wir kamen über Grotkau und Neiß erstlich den dritten Tag nach besagtem Neustadt; der dasige Verwalter bewirthete uns aufs beste.

Wir reiseten darauf über Jägerndorf, Freudenthal, Sternberg, Ollmütz, Brelitz, Rausnitz, Nimschitz, Niclasburg, Willersdorf, und kamen endlich den neunten Tag glücklich nach der berühmten Kaysers-Burg Wien.

In der sogenanten hohen Leite, einem auf den Gräntzen von Pohlen, Ungarn und Mähren

ren gelegenen Wald, hatten wir einen kleinen Schrecken. Diese Gegend ist von langen Zeiten her ein Auffenhalt der fast nicht auszurottenden Strassen-Räuber und Strauch-Mörder gewesen. Die uns von Wien entgegen kommende Fuhren schreckten uns durch allerhand traurige Geschichten von Plünderungen und Mordthaten. Je näher wir dem Gehöltze kamen, desto grösser wurde unsre Furcht.

Kaum waren wir darin angekommen, so sahen wir aus dem Gebüsche allerhand bewafnete Leute springen. Es war solches die Land-Militz, welche daselbst die Wache hatte und ein Trinckgeld forderte. Die Frau von Kitlitz aber meynte nichts anders, als es wären Strassen-Räuber und sanck darüber in eine Ohnmacht, von welcher wir Mühe hatten, sie wieder zurecht zu bringen.

In Wien fande ich die grose Welt beysammen. Alles wimmelte hier von Volck. Die Strassen waren immer mit Kutschen und Pferden und Menschen bedeckt. Man sah allerhand Völcker und Trachten. Die Vorzimmer des Kayfers, die an und für sich selbst nichts prächtiges hatten, waren gegen Mittag mit grosen Herrn, Edelleuten und Fremden angefüllet. Alles beugte sich vor der Majestät des römischen Kayfers. Hier waren die Grosen selbst klein. Der Mensch aber schien einerley.

Ich hatte verschiedene Empfehlungs-Schreiben mit nach Wien gebracht, unter andern auch an die Baronessen Ballerini und Enden, allein weil bey ihnen wie allenthalben in den Gesellschaften starck gespielet wurde, so entzog ich mich derselben und suchte meine Zeit mit gelehrten und andern artigen Leuten zuzubringen. Ich besuchte dabey die Schauspiele. Es wird in Wien ein ungeheures Geld erfordert, wenn man auch nur ein wenig unter dem Adel erscheinen und sich nicht verdächtig machen will als ob man von der herumirrenden Ritterschaft sey. Wer im übrigen in Wien nur Geld hat, und ein wenig Figur macht, der ist von Adel, und darf weiter seine Ahnen nicht beweisen. In der Menge gilt ein jeder so viel er sich ein Ansehen geben kan.

Es war kurtz vor meiner Ankunft in Wien der junge Ertz-Hertzog, dessen Geburt unbeschreiblich viele Freuden- und Lust-Feste verursacht hatte, gestorben. Man schien darüber eben so betrübt. Allein man ist nicht gern lang traurig an den Höfen. Die Lustbarkeiten hatten nach einigen Wochen wieder ihren Fortgang, und man genoß ihrer mit eben einem so unbesorgten Hertzen als vorher. Der Todt des jungen Ertz-Hertzogen wurde der allzufrühen Entwöhnung, worzu die Aja und der Leib-Artzt Carelli * soll ge-

* Dieser Carelli wurde nachgehends erst noch ein groser Mann bey Hof und stund bey dem Kayser in gro-

gerathen haben, zugeschrieben. Wie solches unter andern folgende Reimen, die man an verschiedenen Orten in Wien angeschlagen fand, bezeugen.

Grabschrift.

Die Freude Oesterreichs der Länder Hofnungs-
Sohn
Hat durch das Gylsen-Geschmeiß sein Lauf
zu früh geendet.
Und da Printz Leopold kaum fängt zu leben an,
Hat seinen Geist dem Todt Garellend zu-
gesendet.
Viel Köpf, viel Sinn, sagt man, wenn Un-
glück Geisel flecht.
Besonders wo ein Weib die Hand zu weite
führet.
Diß Sprichwort hat auch dich, du Oester-
reichs Geschlecht!
Biß auf das Marck und Bein, mit einem
Weib gerühret.
Die böse Furien-Brut! ihr Eigensinnigkeit,
Bey dir Durchlauchtigster, wolt auf die
Spitze stellen.
Jagt Säug-Am, Heb-Am weg, und wolt dich
vor der Zeit

grosen Gnaden. Man hat alsonicht Ursach, dem Gerüchte des Pöbels allemal zu trauen. Carelli war ein gelehrter Mann und Bibliothecarius, welche Stelle ehedessen der berühmte Lambecius begleitet hatte.

Mit abspehn und Gewalt schon fast einjährig zehlen.
Wie aber Apfels Frücht vom Stamm zu früh gebracht
Erfaulet und verdirbt, eh noch der Kern sich reifet.
So ist es dir geschehn, da man dich fruchtlos macht,
Eh noch dein Zahn und Kern zu seiner Reifung greifet.
Man sahe dich noch jüngst auf deiner Todten-Baar
Mit lächelndem Gesicht des Natters lachen.
Was hättestu nicht erst bey reifen Lebens-Jahr
Für Länder, Trost und Sieg, uns Teutschen können machen.

Den 6. Nov. 1716. fand man folgendes an allen Kirchen in Wien angeschlagen. Carelli muste darüber flüchtig werden; die Aja aber bey Hof ihre Sicherheit suchen.

Auf getreue Vasallen!
Ertz-Hertzog Leopold, Printz von Asturien ist todt.
Wie ist er dann gestorben?
Ja, die Aja hat Ihn verdorben,
Worzu auch gerathen, Carelli Thaten.
Ey nun verfluchte Uebelthäter,
Mörder unseres Leopolds!
Fort mit euch an Galgen und Räder,
Weil ihr Oestreich nicht seyd hold;

An

An Euch wollen wir uns kühlen,
Ihr solt unsre Rache fühlen.

» Morgen wollen wir auf dem neuen Marck un-
» sre Versamlung nehmen, wo unser liebster Erz-
» Hertzog begraben liegt, von dort ausgehen, un-
» sre Rache suchen an denjenigen, die Ihn umge-
» bracht haben.

Ich bekame hier Bekantschaft in dem Hause des englischen Bottschafters, und war entschlossen mit ihm, als Edelmann von der Gesandschaft, nach Constantinopel zu gehen. Nichts schmeichelte mehr meiner kleinen Eitelkeit und der unersättlichen Begierde fremde Länder zu sehen. Dieser Gesandte war der Lord Worsley Montagu; er solte als Mittler von der Cron Engelland den Frieden zwischen dem Käyser und der ottomannischen Pforte völlig zu Stande bringen. Die Frau Bottschafterin hatte einige Gnade für mich, und der Gesandschafts-Secretär, Herr Bretton, gab sich die Mühe, sowohl als der englische Resident Herr von Reck, die Sache zu meinem Vortheil bestens einzurichten. Die Frau Bottschafterin ist eine Base des Hertzogs von Marlborough. * Sie ist von einer

* Sie ist eben diejenige, welche nach ihrer Zurückkunft in Engelland, sowohl wegen ihrer Artigkeit als wegen der Einäugelung der Kinder-Blattern, welche Kunst sie aus der Türckey mitgebracht, berühmt wurde; wie davon der XI. Brief des H. v. Voltaire sur les Anglois, nachzulesen ist.

ner ungemeinen Lebhaftigkeit: jung, feurig, verschwenderisch, und liebt alle Lustbarkeiten ihres Geschlechts.

Der Lord Montagu im Gegentheil ist ein ernsthafter, sauersichtiger und verdrieslicher Mann, dem der englische Milz viel zu schaffen macht, ob er gleich in fremder Luft und bey unzehlichen Veränderungen eines der grösten Höfen in der Welt Gelegenheit genug hätte, denselben ein wenig abzuschleimen. Er siehet mit düstern Blicken aus einem hagern braungelben Gesicht um sich her. Sonst ist er von einer ansehnlichen Länge; allein steif in seinen Wendungen und wenig angenehm von Geberden. Kurtz, seine Figur wird den Engelländern in der Türckey keine grose Meynung von ihrer Völckerschaft beybringen. Seine Halsbinde, die ihm lang gefalten vorn auf dem Kleid herunter hänget, und seine dunckle Perücke giebt ihm mehr das Ansehen eines Schulmeisters als eines königlichen Abgesandtens. Doch, dieses will nichts sagen; Er gehet deswegen nicht nach Constantinopel um den Türcken die englische Mode zu zeigen.

Es sind jetzo in Wien allein dreyerley Schauspiele. Eine teutsche und italiänische Comedie und eine prächtige Opera bey Hof. Die teutsche heist man den Hanswurst; diese Schaubühne ist von den Unflätereyen noch nicht gereiniget. Die meiste Stücke, die hier aufgeführet werden, wollen nicht viel sagen; dem ohnge-

acht

acht so versamlet sich bey dieser Kurtzweil alle Abend eine Menge des hohen und niederen Adels, weil es auf dieser Bühne etwas rechts zu lachen giebt; davon die Wiener grose Liebhaber sind. Die italiänische Bande bestehet aus Seil-Täntzer, welche nach vollendeten Gauckeleyen jedesmal ein Lustspiel vorstellen. Der Zulauf von Fremden und Stands-Personen ist in dieser bretternen Hütte ungemein; denn es sind in Wien viel müssige Leute, denen die Zeit lang wird. Prinzessinnen und Gräfinnen giebt es hier von allerhand Gattung. In der Opera aber siehet man den Hof und den gantzen reichen Adel zusammen in vollem Glantz. Die Schaubühne ist schön, gros und prächtig: sie soll nicht ihres gleichen haben. Die Kleider und Jubelen der Spielenden sind alle ächt: das Auge erstaunt über alle Reichthümer und Herrlichkeiten der Welt, die es hier, vor und auf der Bühne erblicket. Zwey bis dreyhundert gewafnete Männer zeigen sich längst denen Maschinen und lassen doch noch Raum genug vor die Spielende. Der Käyser, die Käyserin und die beide Josephinische Prinzessinnen, sitzen gleich zur Erde hinter dem Orchester; bey jedem Sitz stehet ein Licht, damit die Majestäten und Hoheiten lesen können was gesungen wird. Die Opera ist in italiänischer Sprache und auf der einen Seite ins teutsche übersetzt mit beygedruckt; diese Uebersetzungen aber lauten oft gantz unerträglich. Man sagt, daß die Opera, welche dieses mahl der Käyserin zu Ehren auf ihrem Ge-

burts-Tag aufgeführet wurde, den Kayser über hundert tausend Thaler kosten soll. Sie wurde aber vielmal gespielet, und die fremde Sängerinnen, die man dazu aus Italien beschrieben, dürften wohl auch noch das Carneval in Wien halten. Diese Opern-Prinzessinnen kosten etwas rechts zu unterhalten, und werden ihrem Rang gemäs wenigstens hochgräflich tractiret. Sie singen nicht um Sold und Lohn. Sie nehmen mit einem standsmäsigen Unterhalt und einem Geschenck, welches nicht selten unter 2 bis 3000. Ducaten zu seyn pfleat vorlieb, ohne was sie sonst von andern fürstlichen Personen verehrt bekommen, wann sie sich so weit demüthigen, und einmal in ihren Häusern sich hören lassen. Die italiänische Sayten sind auch in Wien sehr hochgestimt. Ein mittelmäsiger Violinist stehet hier zu 2 bis 3 tausend Gulden, und wann er ein wenig künstlich am Stege kratzen kan und ein Italiäner ist, so bekomt er wohl noch einmahl so viel.

Eine Opera wird in Wien nicht über 3 bis 4mahl offentlich aufgeführet, dargegen wird sie öfters probiret. Wobey weiter keine Lichter angesteckt werden als nöthig sind, und die Spielende erscheinen in ihren gewöhnlichen Kleidungen. Bey einer solchen Probe geschah es, daß ich den Hof und die Kayserin am erstenmal zu sehen bekam. Diese war mit ihren Hof-Damen oben auf einer vergitterten Bühne. So viele Gesichter sich auch hier zeigten, so schie-

nen

nen sie mir alle ein wenig altfränckisch. Ein Kopf aber, der sich anmuthig frey umsah, gefiel mir. Ich betrachtete ihn mit aller Freiheit. Ein Cavalier kam zu mir und fragte mich, ob ich diese Dame kennete? Ich sagte: nein. Es ist die Kayserin, erwiederte derselbe, und ich habe es ihnen andeuten wollen, weil ich sehe, daß Sie ein Fremder sind.

Ich hatte mir bisher stets eingebildet, grose Leute müsten auch ein groses und ehrwürdiges Ansehen haben. Allein ich sahe, besonders in Wien, daß die Natur hierin nicht jederzeit den Wohlstand beobachtet. Man sieht daselbst gewisse Staats-Minister und Generalen, die eine so philosophische Figur haben, daß man sie kaum für die Glöckner von S. Stephan halten solte.

Ich komme nun wieder auf das Haus unsers englischen Bottschafters. Es war darinn ein sehr schlauer Hebräer, der als Dollmetscher mit in die Türckey gehen solte. Er war aber noch kaum mit bis nach Belgrad gekommen, so verlor er seinen Kopf. Schade vor den verschmitzten Kopf. Die Ursache von diesem strengen Urtheil weis ich nicht. So viel weiß ich: er war ein gantz durchtriebener Vogel. Er machte täglich bey mir die Aufwartung und suchte mich, als ein geschickter Spion auszuforschen. Ich glaube, daß ihm solches nicht viel Mühe wird gekostet haben. Ich dachte hier öfters an

Sie.

Sie. Ich weiß nicht, ob ich mich mehr schämen soll, daß mich die Natur so aufrichtig gemacht, oder ob ich mich damit gros dünckeu soll, daß ich das Hertz habe allen Leuten zu zeigen, wie ich bin und wie ich dencke.

Die Gesandtschafts-Freiheit brachte mir unterdessen zu Wien mancherley Vortheile zuwegen. Sie schützte mich unter andern auch gegen die Unbändigkeit des Pöbels, welcher mich einsmahl bey dem Vorübertragen einer Monstrantz aus der Kutsche reisen und mich zum niederknien zwingen wolte. In der S. Stefans-Kirche wurde ich aus gleichem Religions-Eifer von Leuten, die hinter mir knieten, in die Beine gestochen. Dieses war eine schlechte Andacht. Ich war deswegen bey andern solchen Gelegenheiten behutsamer, und machte mich an einen guten Pfeiler, wo man meine Unhöflichkeit gegen die Heiligen nicht so wahrnehmen konte. Bey Hof wurde ich zu allen Feyerlichkeiten mit zugelassen, wo es sonst schwer hält, durchzukommen. Die Herrlichkeit aber währte nicht lang: Der Bottschafter muste eilends zum König nach Hannover sich begeben; alles gieng mit, ich aber blieb zurück. Ich wolte zwar die Reise mit dem englischen Residenten Herrn von Reck thun; allein ein starcker Anstos von einem Fieber hielt mich einige Tage zu Bette, und machte die Reise ruckgängig.

Sobald war ich nicht durch den Gebrauch eines Getränckes von Krebs-Augen und einer

strengen Enthaltung, genesen, so brache ich von Wien auf und reiste in dem kältesten Winter nach Haus. Eine Reise von hundert teutschen Meilen, bey einer der grausamsten Witterung, hieß für einen Menschen, der die Welt durchwandern wolte, so viel als nichts.

Ich hatte mich mit einem guten Pelz versehen und eilte so schnell vom Weg, als es möglich war. Allein, die eingefallene Kälte machte solchen dergestalt unbrauchbar, daß ich mir muste gefallen lassen, bald zu reiten, bald zu fahren, auch wohl gar zuweilen zu Fus zu gehen, und den Gaul hinter mir drein zu ziehen. Schlechte Kurtzweil bey einer so unnöthigen Reise. Ich frore ohngeacht meines Pelzes an den Beinen nicht vor die lange Weile. Bey Lintz wär ich fast bey dunckler Nacht auf dem hart mit Eiß bedeckten Weg mit meinem Pferd geglitschet und in die Donau gefallen. Bey Straubingen wurde ich mit Pferd und Wagen von einer Anhöhe herunter geworfen, weil man vor dem tiefgefallenen Schnee weder die Spur, noch den Weg finden konte.

Zwischen Regensburg und Nürnberg blieb ich bey finstrer Nacht mit meinem Pferd in einem Sumpf stecken, weil das Eis mit mir durchgebrochen war. Der schlafende Postillon trabte dem ohngeachtet immer vor mir weg, und lies sich durch mein Ruffen und Schreyen nicht ermuntern, um mir zu Hülfe zu kommen.

Mit

Mit göttlichem Beystand arbeitete ich mich endlich glücklich wieder heraus, und legte dem Pferd, das den Weg besser wuste als ich, den Ziegel auf die Mähne. Worauf es mich, nach einer guten Stunde, auf den Post-Wechsel brachte.

Zu Würtzburg traf ich einen vornehmen Bedienten des Printzen Eugen von Savoyen an, der nach Brüssel gieng. Er hatte eine eigene Kutsche und seine Frau bey sich. Wir setzten uns mit einander zu Lengfeld auf den Mayn, und gedachten gemächlich diesen Strom hinunter zu schiffen; allein, die Sonne, welche den Tag über das Eis geschmoltzen hatte, begunte sich nicht so bald zu neigen, so wuchs auch der Eisgang wieder dermassen starck, daß wir uns bey Dettingen, oberhalb Hanau, mit der grösten Lebens-Gefahr musten suchen an das Land zu arbeiten; alles im Schiff, ausgenommen das Frauenzimmer, half mit Stangen die grossen Eisschollen abstosen, um das Ufer zu gewinnen. Endlich kame ich den andern Tag glücklich nach Haus.

So viele Strapatzen und Gefahr ich auch auf dieser Reise ausgestanden hatte, so konte dieses alles mir doch den Lusten nicht benehmen, wieder nach Wien zurück zu kehren, und den englischen Bottschafter nach Constantinopel zu begleiten; Ich erhielte aber kurtz nach meiner Ankunft die Nachricht aus Hannover, daß dieser Gesandte sich mit dem Herrn Bretton, wegen

einem

einem Spiel auf der Redutte entzweiet; mithin wir beide zurückbleiben würden. Es äuserten sich dabey allerhand Umstände, und meine Freunde aus Wien schrieben mir: Ich solte GOtt dancken, daß er mich von dieser gefährlichen Reise in Gnaden zurückgehalten hätte. Allen Umständen nach wär ich dadurch in einen gantz andren Zirckel des Lebens gerathen. ' ' '

- - - Facilis descensus averno,
Noctes atque dies patet atri janua Ditis.
Sed revocare gradum superasque evadere
ad auras:
Hoc opus, hic labor. - - -

V. Reise.

Nach den Niederlanden und von da über Bremen und Hamburg nach Berlin und Dresden.

Es war den 3ten August als ich wieder von Franckfurt aufbrach und eine Reise nach den Niederlanden that. Ich setzte mich hier in einem eigenen bedungenen Schiff zu Wasser. Meine Reis-Gefährden waren zwey ältliche Cavaliers, Namens Gräfnitz und Ratlau. Wir hielten uns ein paar Tage in Mayntz auf, und besahen daselbst die vornehmste Merckwürdigkeiten.

Diese Stadt ist ziemlich gros und volckreich, dabey sehr wohl gelegen; aber wie alle alte Städte am Rhein, nicht zum besten gebauet. Doch findet man darinnen prächtige Kirchen und einige herrliche Palläste. Das Dahlbergische Haus sticht vor andern hervor, und das Concordia Fratrum, die solches erbauet hat, macht

macht dasselbe zu einem würdigen Denckmal brüderlicher Eintracht. Die sogenante Churfürstl. Favoritta, ist einer der annehmlichsten und vortreflichsten Lustgärten, die man mit Augen sehen kan. Wir traffen hier zur Abendzeit allerhand Gesellschaft an. Denn es stehet einem jeden frey, in diesem prächtigen Garten spatzieren zu gehen. Man hörte Music und entdeckte allenthalben die Kennzeichen eines reichen Adels.

Der Churfürstliche Pallast bestehet aus alten und neuen Stücken, welche zusammen ein unordentliches Gebäude ausmachen und die neue Bauart mit der alten auf eine besondere Art vereinigen.

Die Mayntzer überhaupt wissen wohl zu leben. Die Domherren weiche sich hier aufhalten, bestehen aus dem vornehmsten rheinländischen Adel, und wissen die geistliche Stiftungen zur Ehre der Welt wohl zu benutzen.

Obgleich in dieser Stadt eine der ältesten hohen Schulen in Teutschland ist, so macht dieselbe doch nicht viel von sich sprechen. Sonst giebt es unter den Herrn Jesuiten gelehrte Leute. Die Studenten schwärmen hier nicht in wilder Freiheit, wie auf den protestantischen Universitäten, und man wüste kaum, daß es hier Studenten gäbe, wann sie nicht zur Abendzeit einem manchmal etwas lustiges vor dem Fenster absängen.

Von dem grosen Stein vor dem Dohm, auf welchem man vormahls nach der Ueberschrift verte, & invenies: inwendig die Worte: Moguntia ab antiquo nequam, soll gefunden haben, wolten unsre Anführer nichts wissen. *

Die Herrn Jesuiten führen hier ein treffliches Kirchen-Gebäude auf, sie zeigen dadurch ihrem wohlthätigen Stifter, dem heiligen Ignatius Lojola, ihre billige Erkentlichkeit. Er hat für wahr besser für seine Schüler als keiner von den andern Heiligen gesorgt. Es ist kein Wunder, daß darüber andere, insonderheit die ehrliche Augustiner, beginnen eifersüchtig zu werden.

Wir fuhren von Maynz dem Rhein hinunter nach Coblentz; dieses ist ein schöner und lustiger Ort, aber nicht gar gros. Die Häuser sind zwar meistens von Stein, allein von keiner weit hergesuchten Bauart; dargegen zeiget das gegen über disseits des Rheins liegende Residentz-Schloß, das Thal genant, desto mehr Reichthum und Pracht. Es ist solches durchaus regelmässig, sehr gros und massif von Stei-

* S. Chron. Carionis L. V. p. m. 1761. Natum, sagt er: tunc ferunt ac divulgatum παροιμιακὸν illud: *Moguntia ab antiquo nequam*, his occasionibus. Repertum enim tradunt, ad limen Basilicæ Cathedralis lapidem, cum hac inscriptione: verte & invenies. Hunc lapidem noctu a quibusdam inversum, mane spectantibus altera parte, illud Moguntiæ encomium exhibuisse.

Steinen aufgeführet. Wenig Schlösser in der Welt können sich rühmen eine solche Aussicht und solche Bequemlichkeiten zu haben. Der Anblick, wo die Mosel längst der Stadt in den Rhein fällt, hat etwas entzückendes. Oben auf dem Berg liegt die Festung Ehrenbreitstein, welche eine der vortreflichsten in Teutschland ist.

Es scheinet daß die Geistlichkeit in dem irrdischen den besten Geschmack habe; indem sie sich fast allenthalben die fruchtreichste und anmuthigste Gefielder zu ihrer Andacht und zu ihren Wohnsitzen erkieset hat. Die so genante Pfaffen-Strase am Rheinstrohm, als Basel, Strasburg, Speyer, Worms, Maynz, Coblentz und Cölln geben davon unläugbare Zeugnisse. Man dürfte dencken, diese Vortheile dienten nicht zur Verläugnung des irrdischen. Allein, ich glaube, daß man da der zeitlichen Güter am ersten überdrüssig wird, wo man ihrer im Ueberfluß genieset.

Von dem maynzischen und trierischen Chursitz kamen wir auch zu dem dritten, nemlich nach Bonn, wo der Churfürst von Cöllen sein Hoflager aufgeschlagen hat. Dieser Ort schien mir allzu schlecht für einen so reichen und mächtigen Churfürsten, welcher das prächtigste und heiligste Bißthum hat. Der churfürstliche Pallast wolte gar nichts sagen. Der Krieg und insonderheit die brandenburgische Feuerwercker haben diese Stadt übel zugerichtet.

Gegen Abend kam der Churfürst von der Jagd geritten und lies sich mit Trompeten vorherblasen. So stoltz der Aufzug lies, so geistlich, demüthig saß der alte Churfürst zu Pferd. Petrus würde ihn daran leichter als an den Trompeten erkant haben.

In Cölln besuchten wir verschiedene Kirchen und Clöster, womit diese römische Pflantz-Stadt der weiland Kayserin Agrippina, reichlich versehen ist. Die Clerisey hat hier etwas rechts zusammen gebetet. In dieser sehr grosen aber übelgebaueten alten Reichs-Stadt siehet man eine auserordentliche Menge geweihter Alterthümer. Man kan hier die Geschichten der Heiligen und der Märtyrer aus unzählichen Uberbleibseln und handgreiflichen Urkunden lernen.

Die Kirche oder vielmehr das Mausoleum der eilf tausend Jungfrauen, verdienet allein, daß man eine Reise ihnen zu Ehren, nach Cölln unternimt. Die Andacht und die Erfindung streiten hier recht um den Vorzug. Die Auszierung dieser Kirche ist so sinnreich und ins Auge spielend, daß einem die Hirn-Schädel und Todten-Beine der guten im Rhein ertrunckenen heiligen Jungfrauen nicht das mindeste Grausen verursachen, indem sie so glatt, so zierlich und so künstlich in denen Schwibbögen, Gesimsen, Carruschen, Lessinen und Capitäler angebracht sind, daß ein Liebhaber der Bau-

Kunst

Kunst solches nicht genug bewundern kan. Ich glaube, daß man viele Bein-Häuser und Grab-Städte hat nöthig gehabt, um daraus so viele schöne Knochen zu samlen, als der Erfinder dieser künstlichen Baukunst, zur Ausführung seines Wercks hat vonnöthen gehabt.

In dem Dom sahen wir das berühmte Grab der heiligen drey Königen. Der Baron von Gräfnitz, als ein alter Protestant und neuer Proselyt der röm. Kirche, wolte sich hier keinesweges verdächtig machen, als ob er nicht alles glaubte, was die liebe Kirche glaubte. Was er bey sich trug: Schnupftücher, Tobacksdosen, Briefe und Bücher, alles muste andächtig an die Gebeine der heiligen Könige gestrichen werden. Wir bekamen darauf eine ziemliche Anzahl kleiner auf Seyden und Papier abgedruckter heiligen drey Königs-Zettel, welche für allerley Uebel und Unglücks-Fälle bewährte Mittel sind, deswegen man solche auch insgemein auf der Brust zu tragen pflegt. Ich kan als ein unschuldiger Liberey-Träger des h. Calvini von allen diesen Dingen nicht urtheilen. Inzwischen verwahre ich doch solche mit groser Sorgfalt; dann sie kosten Geld. Durch diese wunderbare Zettel sind die Einkünfte der h. drey Könige nach ihrem Tode weit stärcker worden, als sie vermuthlich in ihrem Leben mogten gewesen seyn. Nebst dem teutschen von diesen Zetteln behielte ich auch ein lateinisches und italiänisches. Unter dem erstern, welches das Kind JEsum und die An-

betung der heil. drey Königen vorſtellet, lieſet man folgende drey Verſe:

Caſpar fert Mūhram, *Melchior* Thus, *Balthaſar* Aurum.
Hæc tria, qui ſecum portavit nomina *Regum*
Solvitur a morbo *Domini* pietate caduco.

Auf dem italiäniſchen ſtunden die heil. drey Könige, unter welchen man folgende Schrift lieſet. Queſta imagine é toccata al S. Relique de tre Ré nella citta Colognia. Chi portato quello in ſino col reverenca, il riceve ſecurita al camino, rimedio nel infirmita al capite, Fievre & inganni del diavolo, al morte ſuitanea. Eben dieſe Verſprechungen thun auch dieſe kleine heilige Bilder in teutſcher, franzöſiſcher und niederländiſcher Sprache. Wir Proteſtanten ſind gleichwohl übel daran, daß wir dergleichen auſerordentliche Hülfs-Mittel nicht haben; hätte ich, ohne meinen Calvinum zu beſchimpfen, eines von dieſen Zettelgen an Hals hängen dörffen, ſo wär mir nicht gleich den andern Tag darauf meine Gold-Börſe geſtohlen worden. Mich düncket immer, wir glaubten zu wenig und die Herrn Catholicken zu viel.

Im Hinausgehen wolte man uns auch aus dem Krug von Capernaum trincken laſſen. Dieſer Krug iſt beſtändig voll Wein, indem er ſich von ſich ſelbſt wieder anfüllet. Man ziehet den Wein daraus aus einem Rohr, welches den

türckischen Tobacks-Pfeiffen gleichet. Meine Gesellschaft aber wolte sich nicht länger aufhalten. Einer von uns hatte den Einfall, den Geistlichen zu fragen, ob heute schon viel seye daraus getruncken worden, und als dieser mit ja antwortete, versetzte dieser, so wollen wir sie nicht berauben.

Zu Cölln bedungen wir ein neues Schiff und fuhren damit bis nach Arnheim. Wir hielten uns zu Düsseldorf einen Tag lang auf, wo die alte verwittibte Churfürstin von Pfaltz ihr Hoflager hatte. Der Ort ist nicht gros; das Schloß aber ist weitläuftig und die Gallerie hegt unschätzbare Kunst-Stücke von den berühmten niederländischen und italiänischen Mahlern, wie solches das davon gedruckte Verzeichnis ausweiset.

Unweit Neiß, wo der Rhein am breitsten ist, überfiel uns ein erschrecklicher Sturm. Wir musten laviren. Unser Steuermann verstund das Handwerck nicht zum besten. Er hätte uns bey nahe in Grund geseegelt. Zum wenigsten fluchte ihm bey diesen Umständen seine ehrliche alte Mutter, daß er sie und seine Geschwister, welche mit uns auf dem Schiffe waren, ersäuffen wolte. Diese sehr unzeitige Absichten eines unartigen Sohns hätten wir mit entgelten müssen. Wir suchten also das Ufer zu gewinnen und übernachteten zu Neiß. Den folgen-

den Tag kamen wir nach Emmerich, von da über Schenckenschantz und Wesel nach Arnheim.

Hier verliesen wir unser Cöllnisches Fahrzeug und giengen mit dem ordentlichen Marckschiff bis nach Rotterdam. Dieses grose Schif war voller Menschen. Ich hatte meine Freude oben auf dem Verdeck zu sitzen, und den Schif-Leuten zuzusehen, welche mit den Segeln besser als der Cöllnische Schiffmann umzugehen wußten. Sie sangen dabey die artigsten holländischen Lieder und waren viel lustiger als die Leute, welche etwas zu verlieren haben.

Der Abend wurde durch den Glantz des Mondes erhellet. Ich war noch allein oben und sehr andächtig mit meiner Steznkunst beschäftiget. Ich gedachte hier an das lustige Geheimnis eines guten Freundes, der es mit seiner Geliebten abgeredet hatte, sich einander im Mond zu besprechen. Diese neue Art einer Unterredung dürfte Ihnen ein Geheimnis scheinen: allein es geht damit gantz natürlich zu. Man giebt sich einander gewisse Reimen, und Denck, Sprüche zur Losung, welche man, vermög genommener Abrede, abends zu einer gewissen Zeit, da man pfleget spatzieren zu gehen, bey sich wiederholet und indem man zugleich die Augen nach diesem Planeten aufschläget, die verabredeten Antworten darüber sich ertheilet. Auf diese Weise kan man auf 100. Meilen weit einander sich besprechen, und gleichsam an einem gewissen

Orth,

Orth, nemlich im Mond zusammen kommen. Was kan hier nicht eine fruchtbare Einbildungs-Kraft wircken, und wie viele Gedancken könte ich ihnen auf diese Weise mit der Extra-Post im Mond zuschicken, wenn wir solches mit einander verabredet hätten?

Die Nacht brach unterdessen über diese Grillen herein, und weil mich sowohl die nächtliche Feuchtigkeit als der Schlaf zu drucken begunten, so stieg ich hinunter in den Ruf. Die Plätze waren hier bereits sämtlich eingenommen. Ein Fremdling, welcher wahrnahm, daß ich eine Stelle suchte, raumte mir solche neben sich ein. Ich nahme die Höflichkeit an, und danckte GOtt, daß es noch allenthalben in der Welt so ehrliche Leute gäben. Ich schlief so ruhig, als man immer schlafen konte; da ich erwachte war meine Gold-Börse weg. Ich fragte nach meinem höflichen Nachbar, er hatte sich aber bey frühem Morgen schon an das Land setzen lassen. Dieser Zufall machte mich ein wenig misvergnügt. Dann ich muste darüber nach Haus schreiben und wuste nicht, wie ich meine Unvorsichtkeit auf eine gute Art entschuldigen solte. Mein Vater, der noch mehr gereiset war als ich, hatte mir befohlen, das Geld in Coffer zu thun; allein ich bin nicht der erste Sohn in der Welt, der sich einbildete, klüger als der Vater zu seyn.

Gegen Abend kam ich mit meinen beiden Reis-Gefährden über Dortrecht, Rotterdam und

Delft, glücklich nach dem Haag, wo wir in dem alten goldenen Löwen einkehreten. Unser Wirth war kein Gasthalter; er vermiethete nur seine Zimmer an Fremde. Er war ein redlicher Mann. Als ich mit ihm ein wenig bekant wurde, gab er mir zu verstehen, daß ihm meine Reisgefährden nicht allerdings gefielen; Er machte deswegen, daß sie bald aus seinem Hause kamen; mich aber behielt er bey sich. Er sagte mir, wann man die Art des Landes nicht wüste, so könte man gar leicht hin und wieder in schlimme Hände gerathen. Er half mir meine Lebensart einrichten und zeigte mir, wie ich mit der Helffte Kosten haushalten könte. Dieser Mann war ein eifriger Zuhörer des berühmten Saurins, und ein guter Christ.

Der Herr Saurin lebet in Holland in dem grösten Ansehen; wenn er aus der Kirche komt, so halten immer einige Kutschen an der Thüre, die auf ihn warten, um ihn nach Haus zu bringen, und man höret nicht selten die Damen ihm zuruffen: Monsieur Saurin! à moi! à moi Monsieur Saurin! Man pflegt es vorher so gar in die Zeitungen zu setzen, wann er prediget. Man komt sodann von nahen und fernen Orten, und die Kirche ist mit Zuhörern dergestalt angepropft, daß ein Fremder Mühe hat für seine beide Ohren ein Plätzgen zu gewinnen.

Ich habe diesen grosen Gottes-Gelehrten öfters gehöret. Er hat in der Beredsamkeit nicht

leicht

leicht seines gleichen. Allein man findet gleichwohl an seinem Vortrag noch verschiedenes auszusetzen. So reitzend, so erhaben, so rührend auch derselbe ist, so fehlet ihm doch das schöne einfältige, welches sich in der allzumercklichen Kunst zu verlieren scheinet. Man bewundert deswegen seine Rede mehr, als man dadurch gebessert wird. Er hat dabey etwas sehr theatralisches und schwebet immer mit beyden Aermen in der Höhe; doch lässet ihm dieses gar nicht gezwungen, weil es eine Wirckung seiner überaus grosen Lebhaftigkeit ist. Seine Feinde sagen ihm viel böses nach. Ich glaube davon nichts. Seine grose und ausnehmende Verdienste haben den Neid rege gemacht, und wie sinnreich ist dieser nicht Lügen und Lästerungen gegen die vortreflichste Leute auszuschäumen? Man erzehlet, daß ein Capuciner zu Paris in der Fasten-Zeit sich des Herrn Saurins Passions-Predigten bedient, und solche mit ungemeinem Beyfall daher gesagt habe. Der Zulauf den armen Capuciner zu hören war ungemein. Man entdeckte endlich die Quelle, wo er seine schöne Sachen hergenommen hatte, und setzte ihn darüber zur Rede. Er bekante darüber gantz freymüthig, daß er sich der Predigten des Herrn Saurins bedienet hätte, weil er glaubte, daß man nichts bessers sagen könte.

Ich speißte im Haag öfters bey dem Preussischen Gesandten, dem Herrn von Meinertshagen dem

dem ich empfohlen war. Er wohnte in dem sogenannten alten Hof, eines der prächtigsten Gebäude in gantz Holland, worin vormahls der Printz von Oranien, der darauf unter dem Namen Wilhelm, König in Engelland wurde, seinen Hoffitz hatte.

Bey dem spanischen Gesandten, Marquis Beretti Landi befande ich mich auf einem grosen Fest, wo alle Gesandten, nebst dem fremden und einheimischen Adel sich befanden. Der Marquis begegnete allen seinen Gästen mit einer ausnehmenden Güte und Leutseligkeit; Alle Zimmer waren angefüllt, und ich habe noch nie eine solche Menge von allerhand Menschen und Nationen beysammen gesehen.

Im übrigen kame ich wenig in die Gesellschaften, weil durchaus darin starck gespielet wurde. Ich aber meine Zeit und mein Geld besser anzuwenden glaubte. Ich sahe hier die erste französische Opera, welcher ich, weil sie mir gefiel, und immer viel Fremde da zusammen kamen, fleissig mit beywohnte.

Nach Tisch gienge ich gewöhnlich, so lang ich mich im Haag aufhielte in das berühmte Caffee-Haus von Roselli auf dem Vorhout, da ich nicht allein mit ihm selbst, sondern auch mit vielen Fremden in Bekantschaft gerieth. Ich halte das meiste, was dieser Roselli von sich geschrieben hat, für einen blosen Roman, ob er

gleich

gleich alles für Wahrheit ausgiebt. Er ist nicht unverständig; hat aber dabey einen lächerlichen Hochmuth, der sich nicht allerdings zu seiner Profession schicket, und ihn zu gewissen Ausfällen sehr geneigt macht.

Ich lernte hier verschiedene irrende Ritter, Spieler und Philosofen in Basset und Pharao kennen; darunter auch sogar welche waren, die den Titel von Gesandten und Ministri führten. Auch sah man hier viel portugiesische Juden, welche wie die vornehmste Cavaliers aufzogen, und nicht das mindeste von hebräischen Figuren aufwiesen.

❀ ❀ ❀

Eine Anmerckung muß ich noch hier machen. Ich hatte bisher unter den Spielern in der Welt die artigste und belebteste Leute angetroffen. Ich hatte deswegen mit ihnen einen starcken Umgang ohne zu spielen; sie waren mir gewogen, da ich doch ihre Neigung haßte. Ich bekehrte sie oft, wann sie einen nahmhaften Verlust litten. Der geringste Gewinn aber entzog mir wieder die gemachten Proseliten. Es gieng mir in der Folge der Zeit fast eben so mit den Goldmachern. Diese Leute thaten mir öfters die Ehre und würdigten mich ihrer geheimen Philosophie. Ich zeigte ihnen ihre Armuth,

und

und verwand, als ein Almosen, etwas, um sie von ihrem Wahn zu entzaubern. Allein es half nichts; sie machten immer Gold und blieben immer arm.

Den ersten September war in Holland ein entsetzlicher Sturmwind. Er riß die älteste Bäume aus der Erden. Gantze Aleen lagen mit samt den Wurtzeln Haus hoch umgestürzet. Viele Häuser wurden abgedeckt, und es lies nicht anders als ob die Welt ihr Ende nehmen solte. Ein sichrer guter Freund, der ein Stoicker seyn wolte, saß eben damahls im Haag bey mir am Camin. Er meynte dergleichen Sturmwinde seyen in diesen Ländern nichts ausserordentliches. Er sey schon daran gewöhnet. Indem er dieses sagte, riß der Wind ein Stück oben von dem Dach herunter / und schmiß uns die Steine von dem Schornstein vor die Füse. Dieser Zufall hatte noch nichts das meinen Philosophen aus seiner Kaltsinnigkeit setzte; Er sagte weiter nichts, als, es sey doch ein starcker Wind.

Die Spatziergänge nach Schevelingen, wo man die offene See entdecket, hatten für mich etwas sehr reitzendes und zogen meine gantze Aufmercksamkeit an sich. Ich wagte mich nach obgemeldten Sturm an diesen Strand. Es kamen Bretter, Küsten, Tonnen, Mastbäume und allerhand dergleichen Geräthschaften, ja gantze Stücken von Schiffen an das Ufer getrieben.

trieben. Der Wind aber war dermassen starck, daß man sich allda nicht lang aufrecht halten konte, sondern sich hinter einem Schirm verbergen muste, welchen die Schevelinger zu dem Ende dahin gesetzet hatten.

Verschiedene Waghälse suchten dem ohngeacht sich auf den Sand zu machen, um einige Beute und schwimmende Bretter zu erhaschen. So bald aber kam nicht ein neuer Sturm, so schmissen Wind und Wellen sie leer wieder zurück. Dieses war eine lächerliche Kurtzweil, die einen sehr traurigen Ursprung hatte. Ich hielte mich nicht beständig im Haag auf, sondern reißte bald nach Amsterdam, bald nach Utrecht. In Holland kosten diese Reisen mit den sogenannten Trenckscheiten nicht viel. Ich hatte an diesen beiden Orten meine bekannte gute Gasthäuser, wo ich einkehrte, und wo weiter ich keine Ungemächlichkeit der Reise empfande, als daß ich von Tisch und Bett veränderte, nachdem mir meine Begierde die Welt zu sehen, solches an die Hand gab.

Den 29. Sept. gieng ich von Utrecht zu Wasser mit einer Jagd über Dort und Schonhoven bis nach Breda. Auf dem Biesbosch stürmte es gewaltig. Ich befande mich gantz allein die Nacht hindurch im Ruf auf diesem Schiff. Die Macht der Wellen, die damit ihr Spiel trieben,

ben, preßten oft das Vordertheil des Schifs, worinn ich war, dermassen zusammen, daß alles krachte und ich nicht anders meinte, als das Schif würde zu scheitern gehen. Ich streckte zuweilen den Kopf oben zur Falle heraus und fragte die Schifleute, wie es gieng: Wel, myn Heer, sprachen sie, Wy hebben moie Wind. Ist dis guter Wind, dachte ich, so gnad uns GOtt bey bösem. Kurz, ich fande hier, daß ich wenig Hertze hatte, auf der See zu reisen.

Mir kam nichts ängstlicher und grausamer vor, als ein solcher Todt, wider welchen keine Art der Vertheidigung statt findet, und da man unbewust, wo und wie, in einem brettern Kasten eingeschlossen, auf einmahl elendig aus der Welt komt. Oben auf dem Verdeck konte ich mich nicht aufhalten, weil der Wind die Wellen stets darüber hinschmiß, und die Segel bald auf die eine bald auf die andre Seite warf, nachdem der Steuermann das Schif drehete. Mir vergieng auf einmahl der Lusten nach Engeland zu schiffen.

Endlich kam ich glücklich nach Breda; von da reiste ich ebenfals zu Wasser über Antwerpen nach Brüssel.

Ich vermeinte hier in dieser Hauptstadt von Braband die Kayserliche Huldigungs-Feyerlichkeiten mit anzusehen; Allein sie wurden noch auf einige Wochen verschoben. In der Stadt

war unterdessen alles voll Fremden, welche eine gleiche Absicht als mich dahin gezogen hatte. Die Stadt ist ohnedem ziemlich volckreich, aber nicht so schön und wohl gebaut als Antwerpen.

Ich nahme also nach einigen Tagen wieder meinen Rückweg über Mecheln und Antwerpen nach Utrecht. Es kam hier Abends spät, unweit von meinem Quartier, Feuer aus. Ich hörte das Trappeln vieler Menschen auf der Strasen, die, ohne grosen Lermen zu machen, mit einer kaltsinnigen Neugierigkeit nach dem Brand hingiengen und Zuschauer davon abgaben. Ich hörte weder Schiesen, noch Drommeln, noch Feuer-Hörner, noch Jammer-Geschrey. Dieses befremdete mich ungemein. Der Gipfel am Haus loderte bereits in lichten Flammen, und kaum beschäftigten sich einige Leute den Brand zu löschen. Endlich kamen die geistliche Ordens-Leute mit ihren Spritzen angezogen und zeigten sich desto lebhafter. Ein dutzend starcke Brüder waren voran gespannet; andre stunden mit ihren Fackeln auf denselben und fuhren wie im Triumph dem Feuer entgegen. Sie schienen gantz herrlich und munter zu seyn, daß sie eine solche kleine Veränderung hatten. So bald schlugen sie nicht ihre Spritzen an, so legten sich die wütende Flammen. Wären die Geistliche doch auch so geschickt das Feuer der Zwietracht in der Kirche zu dämpfen. Die Häuser sind hier alle wie in Holland von Back-Steinen bis unter das Dach aufgebauet. Also, daß man in dies-

sen Ländern von grosen Brand-Schäden, ausser was der Krieg verursacht hat, nichts weis.

Ich legte mich darauf zu Bette; Ich war kaum eingeschlafen, so machte man die Thüre des Zimmers auf, worinn ich lag, ohneracht ich solche wohl verschlossen hatte; die Magd trat mit einem Licht herein, und begleitete einen Fremden, dem sie auf der andern Seite, wo noch ein Bett aufgeschlagen war, das Nacht-Lager anwies. Ich wolte mir diese Vertraulichkeit verbetten; allein meine Vorstellung half nichts; Man hies mich ruhig schlafen und sagte mir, es wäre so des Lands-Gebrauch; man könte nicht einem jeden Fremden ein eignes Zimmer einräumen.

Mir fiel hierbey sogleich meine Börse ein, die ich in einer dergleichen mir unbekanten Gesellschaft, bey meiner Ankunft in Holland auf dem Arnheimer Schiff eingebüsset hatte. Ich nahm deswegen meine Beinkleider zu mir, und steckte sie mit bester Vorsichtigkeit unter mein Kopf-Küssen. Des andern Morgends weckte man mich auf, um mit dem Postwagen nach Breda weiter zu reisen. Ich machte mich damit eilends auf; allein wie erschrack ich, da ich im Posthaus den Platz bezahlen wolte, und ich meine kleine Börse abermal missete. Ich lief hurtig nach dem Gasthaus zurück, als mir unterwegs die Magd, halb entathmet entgegen gelaufen kam, um mir mein Geld, das sie im

Bett

Bett gefunden hatte, zuzustellen. Man siehet hieraus, wie es aller Orten Spitzbuben und ehrliche Leute giebt.

Auf dem ersten Post-Wechsel meldete sich ein Fuhrmann, der mit einer leeren Kutsche nach dem Moerdyck zurück fuhr; als er hörte, daß ich nach Rotterdam wolte, erbot er sich, mich hurtiger und bequemer vom Weg zu bringen. Ich nahme sein Erbieten an und setzte mich in seinen leeren Wagen. So bald hatten wir nicht die grose Heyde zwischen Antwerpen und Willemstadt erreichet, so wolte mein höflicher Führer, ich solte mich vorn hin zu ihm auf ein Bratgen oder Gespräch setzen. Da ich ihm aber solches abschlug, wurde der Kerl böse; Ich sahe, daß er ein Ertz-Haluncke war, der nichts gutes im Sinn hatte. Er forschte immer an mir ob ich auch Geld bey mir hätte, und fragte mich, was ich dann thun wolte, wenn er mich auf dieser grosen Heyde rein ausplündern würde. Ich hatte zu allem Glück mein Gepäcke zu Utrecht gelassen und nur einen Mantel-Sack mit nöthiger Wasche und Schlafgezeug bey mir. Ich konte also schon mit dem Poeten sagen:

Cantabit vacuus coram latrone viator.

In diesen gefährlichen Umständen muste mir mein Muth den besten Rath geben. Ich zeigte meinem wilden Führer den blancken Degen mit dem unerschrocknen Bescheid, daß ich das Hertz hätte solchen ihm durch die Rippen

zu jagen, wo er sich im geringsten würde gelüsten lassen, sich gegen mich zu regen und nicht vom Weg zu eilen: allein er kehrte sich wenig an mein Drohen und fuhr so langsam, daß ich erst abends spät um 8. Uhr zu Moerdyck ankam. Ich verklagte ihn daselbst und fand eine so gute Justitz, daß man den Kerl einsetzte und mich frey sprach, ihm das geringste zu bezahlen.

Den folgenden Tag segelte ich mit einem Boot über den Moerdyck. Man zeigte mir hier die Gegend, wo im Jahr 1711. der Printz von Oranien ersoffen war. Dergleichen Anblicke sind schreckhaft. Niemals bin ich so geschwind gereist. Ein voller Wind erfüllte die Seegel und ich kam nach Dortrecht als geflogen.

Dieser Ort hat wenig merckwürdiges. Er ist aber in der Kirchen-Geschichte desto bekannter, weil daselbst der berühmte Synodus zu Anfang des vorigen Jahrhundert ist gehalten worden; derselbe hat der Kirche wenig Nutzen geschaft; indem er die protestirende Kirche nach einem langwierigen Streit gar von einander trennete.

Den 7. Oct. setzte ich mit einem kleinen Kahn, worinn sich verschiedene Marck- und andere Leute befanden, über die Maas nach Rotterdam. Als wir mitten auf dem Fluß waren, brach dem Schifmann das Ruder, dergestalt, daß wir uns gegen die Macht des Windes welcher

cher heftig stürmte, kaum erhalten konten, sondern alle Augenblick befahren musten, umgeschmissen zu werden: die Leute im Schif schrien jämmerlich. Ich sagte kein Wort. Ich war aber deswegen doch nicht weniger um mein junges Leben besorgt. Dieses sind fürwahr heßliche Reisen.

Von Rotterdam, welches ein schöner und volckreicher Ort ist, reißte ich, nachdem ich dem ehrlichen Erasmo auf der Brücke meine Ehrerbietigkeit bezeiget hatte, den andern Tag mit dem Postwagen nach Ter-Goude, eine zienrlich grose und ansehnliche Stadt, die aber nicht sonderlich gebauet ist. Von dannen gieng ich mit dem Nachtschiff weiter, nach Utrecht; wo ich den 8ten wieder glücklich ankam. Ich bin nie geschwinder und wohlfeiler gereiset. Man pflegt sonst über die holländische Wirthshäuser zu klagen. Ich muß das Gegentheil thun, und ihre Billigkeit loben. Es giebt unter allen Menschen gute und böse, vermuthlich hatte ich das Glück, nur den guten Wirthen dargegen aber bösen Fuhrleuten in die Hände zu fallen.

Ich gieng von Utrecht wieder nach Amsterdam, und wartete daselbst auf guten Wind, um über die Süder-See und Ost-Friesland nach Bremen zu reisen; Allein, weil das stets anhaltende Stürmen nicht nachlassen wolte, und ich ohnedem eine grose Furcht hatte zu Wasser zu gehen, so entschlosse ich mich die Reise zu Land durch Westphalen zu thun.

Auch

Auch diese Reise war sehr abendtheuerlich. Ich gieng den 22. Oct. mit dem Postwagen über Ammersford nach Deventer. Von hier spannte man nur ein Pferd für einen Karren, der mit Weiden umflochten war. Ich muste diese Hauder-Kutsche wie die beste Extra-Post bezahlen. Mein Fuhrmann führte mich bald nach Osten, bald nach Westen hin. Er fluchte nach Handwercksbrauch recht heldenmäsig. Ich merckte bald daß er sich verirret hatte. Die Nacht überfiel uns. Wir zogen auf dem Feld herum und kamen weder auf ein Dorf noch auf eine Land-Strase. Endlich sahen wir ein Licht, wir fuhren darauf zu, und kamen auf eine abgelegene Mühle, wo eine Bande Busch-Klepper um das mitten im Haus angemachte Feuer herum saß. Ich sahe bald, in welcher schönen Gesellschaft ich war; denn man erkante die Vögel an den Federn. Ich faste dem ohngeacht ein Hertz, und gesellte mich mit aller Höflichkeit zu diesen artigen Leuten. Ich thate als ob ich sie für Soldaten hielt, nannte sie Cameraden, und fragte nach ihrem Dienst. Der eine erzehlte dieses, der andre das; Wir rauchten mit einander eine Pfeiffe Toback, nicht anders, als ob wir zusammen gehörten. Der Wirth, oder vielmehr der Müller, fragte mich, was ich speisen wolte? Ein wenig Käß und Brod ist für mich gut genug, war meine Antwort. Ich beklagte mich dabey auf gut soldatisch, daß die Ordonantzen in diesem Lande so schlecht bestellt wären. Ich saudte deswegen auf das nechste

Dorf,

Dorf, und lies mir, so hurtig als möglich, einen Bauren-Wagen mit zweyen Pferden bestellen, um weiter zu kommen. Ich fügte hinzu, daß ich morgen bey guter Zeit in Lingen seyn und in wenig Tagen wieder zurück kommen müste. Ich hatte zu gutem Glück eine Kleidung, die der Preußischen Uniform ziemlich beykam. Ich thate alles um die ehrbare Gesellschaft, worin ich mich befand, von allen unhöflichen Anschlägen gegen meine Wenigkeit abzuleiten. Ich hatte mein Gepäcke mit Fuhren voraus nach Bremen gesandt. Nichts konte demnach bey diesen Leuten die Begierde zur Beute erwecken.

Gegen 2. Uhr nach Mitternacht kam der verlangte Bauren-Wagen herbey. Ich lies mir darauf ein paar Bausch Stroh werffen und fuhre in GOttes Namen dem Tag entgegen. Der Postillon von Deventer verlangte das Geld für die gantze Post voraus. Ich wegerte mich aber durchaus ehender zu zahlen, als bis man mich auf die Ordonnantz würde geliefert haben. Ich sahe daß man recht auf mich lauerte, um zu sehen, ob ich auch Geld bey mir hätte. Mein Führer muste darauf zufahren. Mit anbrechendem Tag war ich zu Almeloven. Hier spannete das Bäuergen aus und forderte das Geld für ihn und den Posthalter in Deventer; allein weil auch hier noch die rechte Ordonnantz nicht war, so nöthigte ich ihn, mit dem Stock in der Hand, daß er wieder einschirren und unter vielem Wehklagen mich bis nach Ottersum brin-

gen muste, wo der Post-Wechsel war. Ich meinte hier besser bedienet zu werden; allein ich bekam eben wieder ein so schmutziges Geschirr, und einen so schelmischen Bauern zum Postilon; Man brachte mich nicht nach Lingen, sondern man fuhr mich abermahls einem andern Bauren zu.

Mit anbrechender Nacht kam ein Kerl, der mir in die Pferde fiel. Er woite solche ohne weitere Complimenten ausspannen, und mich, weil ich die Ordonnantz überfahren hätte, die Nacht durch unter dem freien Himmel sitzen lassen. Ich hatte alle Mühe von der Welt, dem Menschen so viel Vernunft beyzubringen, daß er deswegen den Bauren und nicht mich bestrafen müste, welches er alsdann am besten thun könte, wann die Fuhre wieder zurück kommen würde. Nach vielem Schelten, Fluchen und Drohen, da es bald zu Schlägen kommen wär, lies mich endlich der rechtsverständige Mann fahren.

Ich kam dieselbe Nacht nicht weiter, als bis Haselhunnen, wo ich mir bey einem Durff-Feuer, mit einer Pfeiffe Toback, einer Butterschnitt von Bonpernickel und einem Gläßgen Genever in Gesellschaft einiger vornehmen Bauern, welche hier über die Wohlfahrt des gemeinen Wesens Rath schlugen, etwas zu gut that.

Ich brache vor Tag wieder auf, und eilte so schnell ich konte vom Weg, um aus diesem

sem verwünschten Land zu kommen. Ich fuhre über Loningen, Cloppenburg und Wildeshausen, wo ich abends anlangte; Ich konte hier weder Fleisch noch Fisch, ja nicht einmal ein paar frische Eyer bekommen. Solte man nicht sagen, GOtt habe einen sichtbaren Fluch der Unfruchtbarkeit auf diese Gegenden geleget, daß es also wohl mit Recht das saure Land heisen mag. Man siehet allenthalben fast nichts als schwartze Heyden und trockne Sümfe. Man fähret etliche Stunden lang, ehe man ein paar elende Dörfer erblicket, welche überdem so beschaffen sind, daß Vieh und Menschen die Wohnungen unter sich theilen und vertraulich unter einander liegen. Dem ohngeacht aber sind die Einwohner hier doch mit nichten dum, wohl, aber schlau und boshaftig genug.

Als ich um Mitternacht wieder aufbrache, wurde ich in der dicksten Finsternis auf lauter Heyden herum geführet. Ich lage in meinem Mantel eingewickelt und schliefe von Hertzen ruhig, als mich auf einmahl ein erbärmliches Jammer-Geschrey aufweckte. Meine beide Führer rungen die Hände, und Pferde und Wagen stacken in einem tiefen Sumf. Ich sprang hurtig vom Wagen und weil mich der Sumf, welcher oben fest und unten locker war, trug, so legte ich selbst Hand mit an, und half die Zug-Strenge an den Pferden los machen. Wir brachten also ein Pferd nach dem andern glück-

lich heraus. * Es war eine so dunckle Nacht, daß wir die Spuren, wo wir hergekommen waren, mit Händen suchen musten. Endlich begunte es zu tagen, da wir dann erstlich wieder die Land-Strasse entdeckten.

Per tot ambages, per tot discrimina rerum

kam ich endlich den 26. October morgends gegen Mittag nach Bremen; nachdem ich 5. Tage und 4 Nächte auf dieser elenden und fast mit allen Wiederwärtigkeiten begleitenden Reise zugebracht hatte. Ich war hier wenigstens ein paar Wochen damit beschäftiget, um mich wieder auszufüttern. Zu Bremen fande ich verschiedene gute Freunde, darunter war der ältere Herr von Gram, mit welchem ich vordem in Halle eine zärtliche Freundschaft aufgerichtet hatte. Er hielt sich bey seinem Oheim, dem Ober-Marschall von Ketschau auf. Ich lernte hier auch den berühmten Hr. Lampe kennen, seine Frau war eine von Adel, beyde sehr artige Leute im Umgang; imgleichen den Preusischen Residenten Tilemann von Schencken. Ich genoß beson-

* Ich erfuhre also hier in der That, was Thuanus in seiner Geschichts-Erzehlung L. 43. sagt. In Westphalia & vicinis locis campi sunt fallaces, in quibus cum cespes ille usti bilis effoditur, aqua restagnat & succrescente herba, solidum extrorsum solum apparet, ut qui illac iter faciunt, nisi locorum gnaros duces habeant, prius in lutosas voragines inextricabili lapsu impingant, quam periculum agnoscere queant.

besonders in dem Wiegelhausischen Hauß viele Ehre und Freundschaft.

Ich sahe in Bremen unter andern Merckwürdigkeiten auch einen Keller, worin noch einige todte Leichnam, die vor hundert Jahren an der Pest gestorben waren, unverweset liegen. Nie habe ich etwas verwundersamers gesehen. Diese Cörper sind in ihrer völligen Gestalt; das Fleisch ist den alten Bild-Säulen von Alabaster gleich. Die Kleider fangen allmählich an zu vermodern. Die Ursache dieser wunderbaren Erhaltung soll diese seyn; daß vor Zeiten in diesem Keller Schroot und Kugeln von Bley seyen gegossen worden, da sich das Queckfilber und andre mineralische Kräfte in das Gemäuer gezogen hätten. Allein diese angegebene Ursache scheinet mir nicht hinlänglich zu seyn. Man würde sonst alle die Grüfte groser Herren auf solche Art einweihen und ihre Leichname bis auf die späteste Nachkommenschaft zu erhalten trachten.

Nachdem ich mich einige Wochen hier aufgehalten hatte, reiste ich den 1. Decembr. nach Hamburg. Ich kame mit dem Post-Wagen über Borstehude und Blanckenes. Auf der Heyde zwischen Ottersberg und Zeven, wo es sehr unsicher zu reisen seyn soll, wurden wir einer kleinen Reise-Gesellschaft gewahr, welche dem Postwagen mit starcken Schritten folgten. Der Postillon hielt solche für Schnaphanen. Er

war

war mit einem Pallasch und ein paar Pistolen aufs beste bewafnet. Er forderte bey Erblickung dieser Leute meine kleine Hertzhaftigkeit heraus; Er meynte nicht anders, als wir würden angegriffen werden. Ich hatte einen Bremer Kaufmann zum Reisgefährden. Derselbe bezeigte gar keinen Lusten zu dergleichen Ritter-Thaten. Er zitterte beständig und litte eine rechte Todes-Angst so lang diese Fremdlinge, wie die Nacht-Geister um den Postwagen herumschwirreten. Ich lies mich bald mit diesem, bald mit jenem in ein Gespräch ein. Diese Leute wusten mir mehr zu erzehlen, als mein Reis-Gefährde. Es waren darunter einige hannöverische Soldaten, die wenigstens wie ehrliche Leute sprachen.

Den andern Tag kam ich über Bortehude nach Hamburg. Weil ich mich aber nicht viel über Tage hier aufhielt, so konte ich in so kurtzer Zeit an diesem berühmten Ort keine grose Bekantschaft machen. Ich bewunderte dessen schöne und vortheilhafte Lage, besuchte die teutsche Opera und lies mich allenthalben herumführen, um das sehenswürdigste in Augenschein zu nehmen.

Ich verreiste darauf den 11. Dec. über Bergendorf, Escheborg, Lauenburg, Boitzenburg, Lubtene, Lentzen, Berleburg, Goritz, Wusterhausen, Gans, Fehrbellin und Bötzau nach Berlin. Ich hielte mich daselbst den

Winter

Winter über auf, und begab mich auf Ostern nach Dresden, wo ich bis in den Herbst, die Zeit über vergnügt zubrachte, und an diesem Hof mehr als an keinem andern Ort zu sehen bekame.

❀ ❀ ❀

Beschreibung von Hessen.

Auf meiner Rück-Reise. nahme ich den Weg über Cassel. Ich sahe hier viel merckwürdiges und schönes. Ich hatte mich vordeme, als ich von meinen academischen Studien im Jahr 1715. von Halle nach Haus reiste, schon einige Tage hier aufgehalten. Dieser fürstliche Hof ist einer der prächtigsten in Teutschland, und dabey eine rechte hohe Schule für die schöne Künste und Wissenschaften.

Der alte Landgraf Carl, stellte einen gantzen Fürsten vor. Er hatte ein geistreiches und verehrungswürdiges Ansehen; Weisheit, Menschen-Liebe und Grosmuth druckten sich in seiner erhabenen Bildung aus. Alles zeigte an ihm sowohl einen Beschützer der Künste und Wissenschaften, als einen würdigen Regenten. Printzen, Printzessinnen, Adel und Soldaten, alles hat an diesem Hof ein ausnehmendes und reitzendes Wesen. Der äuserliche Glantz ist hier mit einer ungezwungenen Höflichkeit und beyde zugleich sind mit der Ehrbarkeit verbunden.

Ueberhaupt habe ich die Hessen, da ich noch in Marpurg studieret, ziemlich kennen lernen. Sie sind insgesamt schöne und wohlgestreckte Leute; sie haben ein männliches Ansehen und werden mit für die beste Soldaten gehalten. Sie haben sich auch als solche bey allen Gelegenheiten rühmlich ausgezeichnet; allein sie sind dabey zur Verschwendung geneigt, und dem Trunck ergeben. Sie haben nichts flatterhaftes und gezwungenes, sondern sind meistens gesetzt und vernünftig, männlich, höflich, gefährlich; ernsthaft, und, wie Tacitus die alte Teutschen beschreibet: Minax vultus & major animi vigor. Die Hessen sind also gute Leute, man muß sie aber nicht böse machen, sonst schmeisen sie blind drein; vermuthlich werden sie auch deswegen blinde Hessen genennet; wie sie denn auch blind ins Feuer gehen und den Todt wenig fürchten.

Das gemeine Volck weis von keiner andern Freude, als daß es zum Bier gehet, und so lang säuft bis es nicht mehr kan. Ja, es ist gleichsam als ob sie blos allein deswegen arbeiteten, damit sie Geld zum Vertrincken haben mögten; alsdann urtheilen sie von Staats-Sachen und vom Krieg. Hier gilt kein hitziger Widerspruch; sonst fliegen die Krüge einander nach den Köpfen. Kein Gelach ist bey ihnen vollkommen, wo es nicht an ein Rauffen gehet: sie weltzen sich alsdann mit einander im Koth herum, ohne sich einander viel zu schaden; dann die Vollheit benimt ihnen beydes die Kräfte und das

Ge-

Gefühl. So bald sie den Rausch ausgeschlafen haben, so ist auch der Friede wieder hergestellet.

Ich sahe meine Kurtzweil, als ich im Jahr 1721. abermals durch diese Länder reiste, die Chur-Pfältzische und andre Crayß-Völcker stunden auf den Gräntzen, und droheten die erkante Kayserl. Reichs-Execution wegen Rheinfels vorzunehmen. Alles Land-Volck stund nebst der auserlesensten hessischen Mannschaft in Waffen, und zeigte nicht allein einen fürchterlichen Muth für ihren Fürsten und für ihr Vatterland zu fechten; sondern, was mich am meisten Wunder nahm, das waren ihre hinterlassene Weiber auf den Dorfschaften, welche sich mit ihren Siegeln, Sensen, Dresch-Kolben, und dergleichen fürchterlichen Kriegs-Instrumenten in wehrhaften Stand setzten, und damit dem Feind den Garaus zu machen droheten.

Im übrigen hatte ich keinen andern Nutzen von allen diesen weitläuftigen und zum Theil sehr gefährlichen Reisen, als daß ich sagen konte:

Et mare & terras & populos vidi.
Nummos distribui, corpus fatigavi.
Adspiravi ad aliquid: Retuli nihil.

VI. Reise.

Durch die Schweitz nach Franckreich.

Im Jahr 1719. den 2. Aprill tratte ich die Reise nach Franckreich an. Ich nahme den Weg über Mannheim und Rastadt nach Strasburg. Ich hielte mich hier einige Tage auf und besuchte die Gesellschaften. Ich fande hier schon alles auf französischen Fus eingerichtet. Die Einwohner hatten von den teutschen nichts mehr als noch die Sprache; wiewohl alle Leute, die von einigem Ansehen sind, französisch reden. Die Stadt hat, auser ihren Vestungs-Wercken, wenig schönes aufzuweisen. Ihre Lage ist hingegen unvergleichlich. Sie ist dabey gros und wohl bevölckert. Die Lebens-Art ist frey, und wenn ich es sagen darf, ein wenig üppig. Die Frauens-Leute haben etwas verbuhltes, das nicht zweydeutig ist. Das Blut ist gesund und schön; alles reitzet und treibet auf die Belustigung der Sinnen. Die

Ver-

Vermischung des teutschen und französischen Geblüts, scheinet hier kein Temperament, sondern einen gantzen wollüstigen Caracter zu machen.

Von Strasburg reiste ich über Schlestadt Colmar und Hünningen nach Basel. In dieser schönen und lustigen Stadt hielte ich mich etliche Wochen lang auf. Ich empfienge hier in den vornehmsten Häusern, besonders in dem Harscherischen, überaus viele Höflichkeiten. Täglich wurde ich zu einer neuen Lustbarkeit eingeladen. Es gaben Täntze, Spatzier-Fahrten, Musicken, Schmausereyen und allerhand Kurtzweile, worinnen die Basler ja so sinnreich sind, als ihre Nachbarn, die Franzosen. Ihr Blut ist eben so leicht, als das strasburgische, aber nicht so frey und ausgelassen. Ich lernte hier nebst einigen Herren des Raths auch viele gelehrte Leute kennen, darunter die Herren Werenfels, Iseli, Bernulli, Vatter und Sohn, Roque und Harscher die vornehmste waren.

Ich ritte von hier nach dem Platz, wo vormahls die bekante Stadt *Augusta Rauracorum* gestanden war. Ich betrachtete ihre stoltze Ruinen mit Bewunderung, und lies mich nicht abschrecken, selbst noch in einige verfallene Gewölber und unterirrdische Gänge zu wagen, doch kroche ich weiter nicht, als mich des Tages Licht begleitete. Ich kaufte hier auch noch ver-

schiedene alte römische Müntzen von den Bauern, deren noch täglich welche in dieser Gegend gefunden werden.

Von Basel reist: ich nach Bern, wo ich mich in die drey Wochen lang aufhielte, und eben sowohl als in Basel empfangen wurde. Ich muß die Leutseligkeit und gute Lebens-Art der Herrn Schweitzer beständig rühmen. Man findet in diesen freyen Staaten, besonders aber in Bern, Leute von ausnehmenden Verdiensten, die bürgerlich leben, edel dencken und grosmüthig thun. In Bern findet man noch viele alte adeliche Geschlechter, als die Watteville, die Erlachen, die Müller, die Muhralt, die Villadin und andre mehr. Einige darunter haben sich an kayserlichen und königlichen Höfen eine Zeitlang aufgehalten, und sich sowohl im Krieg als in den Wissenschaften hervorgethan. Dieses macht, daß man in Bern eine Lebens-Art findet, die in Ansehung dessen, was die Franzosen Politesse nennen, sich vor den andern Schweitzerischen Cantons noch auszeichnet. Fremden wird es nie gereuen, eine Reise in diese Länder zu thun, zumal wer ein Liebhaber von den Seltenheiten und Merckwürdigkeiten der Natur ist. Ich war in Bern unter andern auch mit den Herren Sterich, Stettler, Tschiffeli, Schirer und Waldkirch bekant worden. Die drey ersten sind in der Regierung, und die beyden letztere Professores. Man redet hier fast durchgehends französisch,

das

das Frauenzimmer ist lebhaft, geistreich * und zärtlich. Die meisten lesen Bücher, verstehen die Musick und haben eine gute Lebens-Art. Ich rede aber nur von solchen, die von den ersten Familien sind, und eine edle Erziehung haben. Kaufleute findet man hier wenig. In dem Berner Gebiet nähret sich der Adel und andre ansehnliche Geschlechter von den Land-Gütern. Das einträglichste ist, wann einer zu einer Land-Vogtey oder Amtmanns-Stelle gelanget. Diese werden alle drey Jahre von neuem vergeben, und man hat mich versichert, daß es ein gar schlechtes Amt seyn müste, welches binnen diesen drey Jahren nicht über 30000. fl. auswerffen solte.

Ich gieng von Bern nach Freyburg und Lausanne. Ich hielte mich an beyden Orten so lange auf, als es nöthig war, mich daselbst ein wenig umzusehen. Ich besuchte an dem letzten Ort den Herrn Amtmann Hackbret, der hier auf dem Schloß, wie ein groser Herr lebet; wiewohl er nicht alle Manieren hatte, die sich darzu schicken. Man sagt, ein Schweitzer würde erstlich ein artger Mann, wann er fremde Länder gesehen hätte; denn es geben unter ihren Raths-Geschlechtern auch welche, die noch sehr steiffe Hälse haben und starck mit Blähungen behaftet sind. Doch dieses findet man auch zuweilen unter den kleinen Regenten in den Reichs-Städten.

* Die berühmte Mad. Hubert, welche den bekannten Tractat: la Religion essentielle nebst andern sinnreichen Wercken herausgegeben hat, giebt davon ein sattsames Zeugnis.

Von Lausanne fuhre ich zu Wasser auf dem See bis nach Genf; angenehmer und lustiger kan man auf der Welt nicht reisen; denn dieser See eröfnet von allen Seiten die entzückenste Schildereyen, welche die Natur hervorgebracht hat. Das sogenannte Païs des Vaux, dessen Ufer ich bestriche, ist das schönste und fruchtbarste Land in der Schweitz. Mich wundert nur, wie Franckreich diesen schönen Fleck Landes, der ehedessen zu Burgund gehöret, denen Herren Berner überlassen mag? Sie haben sich deswegen auch wohl in acht zu nehmen, daß sie diese Crone nicht beleidigen, sonsten dürfte sie einmahl wieder eine sogenannte Conquête daraus machen. Das beste ist, daß Genf, welches sehr befestiget ist, darzwischen liegt; und daß dieses ohne die gantze Schweitz, und das Hertzogthum Savoyen in Waffen zu bringen, nicht wohl kan angegriffen werden.

Man kan bey klarem Wetter und stiller Luft auf der Genfer See die Augen bis in den grünlichen Grund sencken, und mancherley Wasser-Gewächse und Fische unter dem Schatten des Schifs deutlich erkennen. Ich stiege zu Morges, Rolle, Nion und Copet ans Land, welches sehr lustige Oerter sind. Am letzten Ort ist ein schönes Schloß, wo vor diesem der berühmte Bayle sich bey dem Grafen von Donau aufgehalten hat.

Ich kam gegen Abend vergnügt nach Genf, wo

wo ich in den heil. drey Königen einkehrte. Genf ist eine sehr schöne und reiche Stadt, ihre Lage ist eine der angenehmsten in der Welt. Sie ist mit vortreflichen Gebäuden angefüllet. Die Lebens-Art ist wie ihre Sprache gantz französisch. Man findet hier beständig viele Fremden, welche theils die Musen, theis die Kaufmannschaft dahin ziehen.

Ich fande hier unter andern auch zwey vornehme englische Herrn; nemlich den Grafen von Mar und den Obristen Stuard, welche als Anhänger des Prätendenten auf Ersuchen des englischen Hofs hier waren angehalten worden, da sie nach Italien gehen wolten.

Die Gesellschaften, die Spatzier-Gänge, die Lustgärten, die Musick, die Reit-Bahne; alles dieses machte mir, als einem Fremden, Gelegenheit zu vielerley Bekantschaften und Veränderungen. Von gelehrten Leuten kante ich hier die Herrn Pictet, Turetin, Musard, Lullin, u. a. m.

Der Schweitzer Witz hat etwas besonders. Ihre Art zu dencken, gehet auf den Grund einer Sache; sie urtheilen natürlich und auch zugleich scharffsinnig. Sie bedienen sich weniger Kunst-Wörter und richten sich nach eignen Begriffen. Die Schweitz ist also ein Land, wo man noch viele Originalien findet, und wo man sich eben eine so grose Ehre macht frey zu dencken als frey zu leben.

In Genf bekam ich Händel mit dem Marquis de Vargas. Die Sache verhielt sich so: Ich suchte einen Bedienten, der französisch verstünde, und den ich mit nach Paris nehmen könte. Es meldete sich bey mir ein hübscher Kerl, der dem obgemeldten Marquis aus dem Dienst gelauffen war. Ich wuste solches nicht. Der Kerl gefiel mir; ich hies ihn wieder kommen; er kam aber nicht, und ich nahme einen andern: Dem ohngeacht so hatte man dem Marquis gesagt, ich hätte ihm seinen Bedienten abspänstig gemacht und in meine Dienste genommen. Dieser glaubte, daß seine Ehre darunter verletzet sey, und wurde ungemein wieder mich aufgebracht. Er suchte mich in allen Gesellschaften auf, um seine Rache an mir zu nehmen. Man riete mir deswegen nicht auszugehen; Allein ich kehrte mich nicht daran. Ich gieng aus wie zuvor, ohne ihn anzutreffen.

Der Tag meiner Abreise erschien, als der Marquis Morgends früh um vier Uhr sich bey mir melden lies. Ich war eben im Begrif aufzupacken, und mich zu Pferd zu setzen; Ich nahme dem ohngeacht den Besuch an. Der fürchterliche Ritter erschien, und bat mich auf die höflichste Art um Vergebung, daß er mich zu einer so ungewöhnlichen Zeit beunruhigte, weil er aber vernommen, daß ich verreisen wolte, und die Sache eine Affaire d'honneur beträffe, so sähe er sich genöthiget, alle andere Betrachtungen auf die Seite zu setzen. Er zog

darauf

dauf einen Brief aus der Tasche und las mir daraus vor, daß ein Teutscher meines Namens, ihm seinen Bedienten verführet hätte, und gesonnen wäre, ihn mit sich nach Paris zu nehmen. Ich bedeutete ihm, daß ich zwar derjenige wäre, nach welchem er sich erkundigte; Allein es sey falsch, daß ich seinen Bedienten ihm abtrünnig gemacht hätte. Er entdeckte mir darauf, daß er solches von gewisser Hand sey versichert worden, und bekante mir mit einem stets untermengten Je vous demande mille pardons seinen empfindlichen Verdruß, daß er sich genöthiget sehe, dieser Sache halber sich an mich zu halten, und wenn er mir auch bis nach Constantinopel folgen solte. Ich sahe bald, daß der Marquis etwas vom Gasconischen Geblüt hatte; Ich antwortete ihm deswegen ziemlich kaltsinnig, und mit einem eben so oft untermengten Je vous demande mille pardons, daß ich die Ehre hätte, ein Teutscher zu seyn, und daß ich ihm die Mühe einer so weiten Reise ersparen wolte; Ich gedächte in einer halben Stunde zu verreisen, und er würde mich also gantz gemächlich vor dem Thor antreffen können. Der Herr Aubert dem ich empfolen war, trat eben in das Zimmer, als wir aus einem so ernsthaften Thon mit einander sprachen. Er war darüber aufs äuserste bestürtzt, und verwies dem Marquis mit den lebhaftesten Ausdrücken, daß er mich als einen Fremden, der an ihr Haus aufs beste sey empfohlen worden, auf eine so unanständige Weise, unschuldig an-

griff. Er fügte hinzu, daß sie, als die Herrn Aubert, sich allenfalls für mich verbürgen wolten. Allein alle diese Einreden und Vorstellungen halfen bey dem aufgebrachten Ritter nichts. Er nahm bey uns Abschied, setzte sich mit einem Reitknecht zu Pferd, und ritte voraus. Ich hatte mich bereits voraus mit ein paar guten Pistolen versehen, weil man mich gewarnet hatte, daß ich würde angegriffen werden. Ich ritte also getrost mit meinem Postillon und einem Diener unter dem Geleite GOttes aus Genf.

Kaum war ich auf den savoyischen Gräntzen angelangt, so sahe ich meinen Don Quichoten mit Speer und Waffen unter einer Scheuer auf mich warten; da er aber einen andern als seinen Diener hinter mir erblickte, zog er seinen Huth ab, gab seinem Pferd die Sporen, und rannte ohne weitere Complimenten davon.

Es war den 20. Junii als ich Genf verlies, und mit der sogenannten Diligence nach Lion reiste. Man entdeckte hier noch allenthalben die traurige Denckmäler von der Wuth des Kriegs und den mercklichen Unterscheid freier Völcker. Arme Leute, die auf solche Weise das Opfer der Grosen seyn müssen! Wir kamen zu Mittag nach Framsi, und Abends nach Seissel. Wir musten hier unsre Coffer den Zöllner- und Sünder-Knechten eröfnen. Die-

ses Gesindel durchwühlte alles mit einer frechen Unbescheidenheit. Ein junger Mensch, Nahmens Flüger von Nürnberg, der mit von der Gesellschaft war, wolte durchaus seinen Koffer nicht aufmachen. Seine Mama, sprach er, hätte ihn selbst gepackt und ihm scharf eingebunden, solchen ja nicht ehender als zu Lion, wo er in ein Handels-Haus kommen solte, zu eröfnen. Diese Leute aber wolten den Befehl der Mama nicht respectiren. Der Koffer muste einmahl eröfnet werden. Die lose Vögel langten einen Honigkuchen, ein Pülvergen, ein Tränckelgen, ein Büchsgen, ein Marmelat-Schächtelgen nach dem andern heraus, und wolten solches gantz unbarmhertzig als Contrebande wegnehmen. Der junge Mensch schrie nicht anders, als ob er unter Straffen-Räuber gefallen wäre. Ich hatte Mühe, die Sache mit einem dutzend Mandel-Lebkuchen zu vermitteln. Noch mehr Kunst aber wurde erfordert, die von der Mama so zierlich eingepackte Raritäten wieder in den Koffer zu bringen.

Von Seissel giengen wir auf der Rhone zu Schiff; wir stiegen den gantzen Tag nicht aus und kamen Abends auf ein elendes Dorf, Nahmens Ousseau. Den dritten Tag setzten wir auf gleiche Weise unsere Reise fort, und speisten auf einem andern armen Dorf zu Mittag. So sehr auch der Krieg das Land mitgenommen hatte, so fehlte es doch hier nicht an gutem Essen und Trincken. Je näher wir nach

Lion kamen, desto besser sah es auch in derselben Gegend aus; welches zu erkennen giebt, wie sehr eine reiche und nahrhafte Stadt einem gantzen Lande Vortheil bringet. Die Lage von Lion ist unvergleichlich, und wird nebst derjenigen von Neapolis und Genf mit unter die schönsten der Welt gerechnet. Ich war an die Herrn Folcher und Boisset angewiesen, welche, als sehr höfliche Leute mich allenthalben in Lion herumführeten. Ich sahe hier verschiedene rare Alterthümer, wie auch die Kirchen, die Klöster, die Comödie, die Fabricken, die lustige Caffee-Häuser auf dem grosen Platz vor dem Rathhaus u. s. w.

Die Lebensart ist in Lion so artig als an an einem Ort in der Welt. Man siehet hier das gesundeste Blut von gantz Franckreich, und die Schönen haben in ihrem freien und natürlichen Wesen ungleich mehr Annehmlichkeiten, als die geschminckte Puppen zu Paris. Nachdem ich zu Lion einige Bücher und Stoffen für mich eingekauft hatte, reiste ich den 29. Jun. mit der Diligence weiter auf Paris. Dieses Fuhrwerck gieng anfangs bis Challon zu Wasser; längst der Saone sah man eine Menge schöner Lust-Häuser. Ich kam den ersten Tag bis nach Mascon, wo man die Abend-Mahlzeit zu sich nahm, und die Nacht durch auf dem Schiff weiter fuhr. Es fanden sich in unsrer Gesellschaft zwey lustige Frauenzimmer, die es wider den Wohlstand hielten,

unter

unter so viel unbekannten Leuten zu schlafen, und welche demnach durch ihre Lebhaftigkeit und artiges Geplauder sowohl mich als meinen Reis-Gefährden, den Herrn Boier, daran verhinderten. Dieser Boier war ein reicher Mann, der nicht viel Schertz verstund. Als uns der Wirth zu Challon, da wir frühstückten, keinen guten Wein gab, bedrohete er denselben zu verklagen, und schmiß ihm seine volle Bouteillen vor die Füsen.

Die Anstalten mit dieser Diligence sind unvergleichlich. Man reiset so gemächlich und so unbesorgt als nur möglich ist: wo man einkehret, findet man das beste zu essen und zu trincken. So gar unterwegs waren Leute bestellt, die einen frischen Trunck an die Kutsche bringen musten. Vor alles dieses zahlet man von Lion bis nach Paris nur 80. Francken, welches nach unserm Geld ungefär soviel als 20. Reichsthaler ausmacht; und darzu war mein Diener hinten noch mit aufgepackt. Ich glaube nicht, daß man in der gantzen Welt so bequem und so wohlfeil reisen kan.

Zu Challon bekamen wir eine gemächliche Kutsche, die mit roth Sammet ausgeschlagen war: wir fuhren über Chagni und Yrry; und schliefen zu Arnai le Duc. Den dritten Tag, als den 1. Jul. setzten wir mit anbrechender Morgenröthe unsre Reise weiter fort. Wir fuhren über *Maupas*, *Saulieu*, *La Roche*, *Cussi les forets*,

forets, *Perſilſec Vermanton*, wo wir übernachteten, und unſre Geſellſchaft mit der Marquiſin von Montal, einer Baſe des Marſchalls dieſes Namens, und Stiftsfräulein von Miremont vermehret wurde. Sie ſah ſehr wohl aus: ihre Lebensart zeigte von ihrem Stand. Es iſt nichts neues, daß dergleichen Damen ſich auf die offentliche Landkutſchen ſetzen. So leutſelig als frey nehmen ſie weder ſich noch andern leicht etwas für übel.

Wir kamen den vierten Tag über *S. Bry*, *Auxerre*, *Badoux*, *Joigny*, *Villevalliers*, *Villeneufve*, *le Roy* und *Sens* bis nach *Pont ſur Yone*, wo wir Nachtlager hielten. Den fünften Tag kamen wir über *Villeneufve la gare*, *Montereau*, *Chattelain*, *Melun* und *Charenton*, wo vormahls die Reformirten ihren Gottesdienſt hatten, glücklich nach Paris.

Ich muß bekennen, daß mich der Anblick dieſer berühmten Hauptſtadt in einige Entzückung ſetzte; zumahlen da ich ſolche an einem der ſchönſten und heiterſten Tagen zu ſehen bekam, wo alles in einem prächtigen Licht funckelte, und die vergüldete Kirch-, Spitzen und hervorragende Palläſte bey der Sonnen Niedergang vortreflich ins Auge glänzten.

Ich mietete mir zu Paris ein Zimmer, oder Chambre garnie, wie man es nennet, in der Vorſtadt von *S. Germain*; und zwar, ohne daß

daß ich mein Glück wußte, chez la belle Chapelliere: diese galante Hutmacherin hatte täglich den Kopf frisiret und eine goldene Uhr an der Seite hängen: sie empfieng ihre Visiten und gab sich das steife Ansehen von einer Dame.

Es waren dergleichen Pariser Schönheiten in derselben Gegend noch verschiedene, die man kaum an andern Orten für leidlich würde gehalten haben. Ihre Galanterien erstreckten sich auch, wie man sagt, nicht viel weiter als auf ein lustiges Geplauder, wobey sie ihren Nutzen artig wahrzunehmen und ihre Waaren wohl anzubringen wissen.

Den Morgen verbrachte ich zum Theil zu Hause am Fenster, zum Theil in einem benachbarten Caffee-Hauß, wo man allerhand neues sah und hörte. Von da begab ich mich nach dem Palais und nach dem Quai des Augustins in die Buchläden, woselbst ich einige tausend Francken mit Vergnügen ausgab, und mir dafür allerhand schöne Sachen einkaufte.

Ich hatte hier mit den beiden Herrn von Crassau Gesellschaft gemacht; der eine war Major von der Garde in Cassel, und der andere wurde in wenig Jahren darauf schwedischer Abgesandter in Wien. Beide waren Leute von viel Verstand und einer guten Lebens-Art. Wir fuhren zusammen von einem Quartier in das andere, und besahen die viele Merckwürdigkeiten

dieser

dieser ungemein grosen Stadt; Gegen Abend verfügten wir uns darauf in den Wald von Boulogne, oder in die Thuilleries, wo eine unzehlbare Menge von Menschen sich versammleten, und entweder, in jenem zur Schau spazieren fuhren, oder in diesem, hurtig auf und abgiengen. Einem Teutschen, der an dieses geschwinde französische Uhrwerck nicht gewohnet ist, stöset nicht selten der Schwindel darüber an. Dergleichen Spatzier-Gänge waren auch damahls in dem Palais roïal und im Luxenburg; man sah aber daselbst bey weitem nicht so viele Menschen.

Nachdem wir nun Paris von innen gesehen hatten, dergestalt, daß wir nicht meynten, etwas vergessen zu haben, so fuhren wir auch, die um Paris herumliegende Lust-Schlösser in Augenschein zu nehmen. Wir besahen *Versailles*, *Trianon*, *Marli*, *S. Germain*, *S. Cloud*, *Madrid* u. s. w. Auser denen Spatzier-Gängen und Visiten, die wir hin und wieder bey einigen Gesandten ablegten, kamen wir weiter in keine Gesellschaften. Die Zeit war uns zu kostbar. Wir hatten allzuviel zu sehen, um an andere Veränderungen zu gedencken.

In einer Zeit von zwey Monathen waren wir fertig. Ich eilete nach Hauß, um bey Antrettung meiner Majorennität meine Sachen in Ordnung zu bringen. Ich reiste also mit dem Major von Crassau Abends den 2. August

von

von Paris auf Brüssel. Eine Menge von unsern Lands-Leuten begleiteten uns bis nach S. Denis. Wie ritten darauf die Nacht durch, über *Ecoin*, *Lusarche*, *Senlis*, durch die schöne Alleen von *Chantylly*, *Pont*, *S. Mayenne*, *Bois de leu* bis nach *Gournay*, wo wir ein wenig ausruheten, und darauf unsern Weg weiter über *Cavilly*, *Chandry*, *Roye*, *Souchette*, *Marchelespots*, und *Peronne* fortsetzten; von da ritten wir, nachdem wir das Mittagmahl eingenommen hatten, über *Sailly* und *Coursy*. Morgends frühe als den 4. Aug. trancken wir den Caffee zu Arras, und kamen über *Pont à Vendin*, gegen Mittag glücklich zu Ryssel an.

Es ist in der gantzen Welt nicht besser Post reiten, als in diesem Land; wie das Pferd aus dem Stall lauft, so rennet es wieder in den andern hinein. Die französische Lebhaftigkeit ist hier unvergleichlich, um hurtig von dem Weg zu kommen. Die Post-Wechselungen sind kurtz und die Wege gut. Man hat nicht den geringsten Auffenthalt; der Postillon bläset einem nicht vor, wie in Teutschland; aber wann er ho! ho! schreyet, so flieget man davon. Das Land ist sonst in diesen Gegenden, insonderheit um Peronne und Arras herum, von den öftern Kriegen sehr mitgenommen worden, und schlecht bewohnet. Auf der Fallbrück, da ich in Ryssel einritt, scheuete mein Pferd vor einem alten Weib, und wär schier mit mir in

den

den Graben gestürtzet. Es fehlte wenig, daß ich sie nicht für eine Hexe gehalten hätte.

Wir kehrten im *Hôtel de Villeroy* ein. Ich hatte Empfehlungs-Briefe an den damals commandirenden Hauptmann der Schweitzer, den Obristen Frey. Ich hatte von den Seinigen schon in Basel ausnehmend viele Höflichkeiten genossen. Er empfieng mich mit Bezeugung einer sonderbaren Freundschaft. Er tractirte mich und meinen Reisgefährden aus Silber. Er brachte uns zu dem Intendanten, Grafen von Maillan und zu dessen Gemahlin. Er zeigte uns die schöne Vestungs-Wercke und alle Merckwürdigkeiten dieser grosen Stadt. Wir giengen mit ihm in die Opera, welche für eine Stadt in den Provintzen sehr gut war.

Wir verreisten von Ryssel den 8. August, Nachmittag mit der Diligence. Wir wurden unter dem Thor angehalten und gefragt, was wir für Geld bey uns führten? Mein Reis-Gefährde, der diesesmahl die Ausgaben hatte, zeigte darauf seine Gold-Börse, worin lauter holländische Ducaten waren. Denen saubern Vögeln an der Mauth stund das Gepräge an; sie beliebten es zu sich zu nehmen, und sagten, dieses Gold sey verboten aus Franckreich zu führen. Wir wolten darauf absteigen und baten uns einen Soldaten von der Wache aus, um denselben zu dem Intendanten mit einem Briefe gen zu schicken; mit dem Zusatz, daß dieser

Herr

Herr selbst noch diesen Morgen uns mit einem Besuch beehret und uns gesagt hätte, daß wir die Ducaten mitnehmen könten. Als die Zöllner und Sünder-Knechte dieses höreten, machten sie grose Augen, gaben uns mit vielen Demüthigungen die Goldbörse wieder und baten sehr um Vergebung.

Wir kamen nach Mennin und übernachteten zu Cortray. Den andern Tag fuhren wir nach Gent. Hier thaten wir die erste theure Mahlzeit zum Unterscheid, daß wir nicht mehr in Franckreich waren. Wir fuhren noch denselben Abend in Gesellschaft eines gewissen Grafen und einer Marquisin nach Brüssel, wo wir uns einige Tage aufhielten. Wir giengen von da auf Löwen und schieden zu Mastrich von einander. Ich eilte über Achen und Cöln nach Haus.

Ich wolte versuchen, ob ich nicht in einem Tag von Cölln biß nach Franckfurt reiten könte; allein die Posten auf dem Wester-Wald waren nicht so wie in Franckreich. Ich hatte kaum die Post-Wechsel Spieg, Warth, Weienbusch, Kühlenroth, und Freilingen zurückgelegt, so fande ich an diesem letzten Ort keine Pferde mehr. Man brachte mir, nachdem ich ein paar Stunde gewartet hatte, etliche müde Gäule aus dem Acker, derjenige, den ich zu reiten bekam, war kolleriat. Ich hatte noch keine Stunde Wegs mit ihm zurückgeleget,

so überfiel ihn die Wuth. Er entführte seinen leichten Reuter und rante mit mir durch Busch und Wald, über Stock und Stein. Endlich setzte er mit mir eine Höhe von ungefehr zwölf bis vierzehn Schuh hoch herunter. Weil aber die steiffe Mähre in der Kunst durch die Luft zu setzen nicht so gut, als der Pegasus abgerichtet war, so geschah es, daß durch diesen hart aufstosenden Satz, die beide Riemen, an welchen die Steigbügel unter meinem englischen Sattel fest gemacht waren, zerbrachen. Mir waren dabey alle Gelencke wie zerrissen; kaum fühlte ich mich noch. Das wilde Thier stund auf allen vieren und regte sich nicht. Ich konte also denselben Tag nicht weiter kommen, und muste die Nacht über zu Walmeroth liegen bleiben. Den folgenden Tag setzte ich meine Reise weiter fort und kam gegen 11. Uhr glücklich nach Franckfurt.

Das folgende Jahr darauf gieng ich abermahls wieder nach Holland und im Jahr 1721 über Cassel, Halberstadt und Magdeburg nach Berlin. Weil aber auf diesen Reisen nichts merckwürdiges vorgefallen ist, so habe ich auch nichts davon aufgezeichnet.

VII. Reis

VII. Reise.

Nach Nürnberg, Prag, Breslau, Berlin und Dresden.

Mein Herr!

Es war den 27. August, da ich von Franckfurt wieder aufbrach und durch den Spessart über Würtzburg nach Nürnberg reiste; Ich empfieng hier von dem Herrn geheimen Rath von Buirette alle ersinnliche Freundschaft und Höflichkeit. Er führte mich unter andern auch mit nach Christian-Erlangen, wo er ein groses Haus und eine sehr einträgliche Brauerey hat.

Von Christian-Erlangen aus thaten wir eine Lust-Reise nach Bommersfeld und besahen allda das schöne und prächtige Lust-Schloß, welches der Churfürst von Maynz, zum Denckmahl seiner Liebe für die Künste und Wissenschaften, herrlich hat erbauen und mit den rarsten Kunst-Wercken auszieren lassen.

Wir kehrten drauf vergnügt wieder nach Nürnberg zurück; Ich besahe in dieser grosen Stadt alle Merckwürdigkeiten, Kunst- Cammern, Bibliothecken, Lust-Gärten und dergleichen. Die Nürnberger sind von Natur Witzgierige und nachforschende Leute, die sehr viel auf Künste und Wissenschaften halten.; allein auch dabey nicht selten in das kleine verfallen.

Ich lernte hier unter andern gelehrten Männern den berühmten Jacobum Thomasium kennen; dieser ist ein Bruder des geheimden Raths Thomasii in Halle, meines ehemaligen grosen Lehrmeisters. Er besitzet eine auserlesene Bibliotheck und übertrift noch in verschiedenen Wissenschaften seinen Bruder.

Er machte eigentlich von der Philosophie und der Artzney-Kunst sein Werck, und ist ein durchgehends beliebter und artiger Mann. Er hat eine einzige Tochter, die mit den Künsten und Wissenschaften sich dergestalt in ein nahes Verbindnis eingelassen hat, daß sie nicht heyrathen will. Sie hat darzu die besten Gründe von der Welt: wann das andere Geschlecht durchgehends solche einsehen könte und die Stärcke hätte ihnen zu folgen, so würde ohnfehlbar die Welt mit uns aussterben.

Ich sahe auch hier eine bewundernswürdige Probe auf der Haller Wiese mit einer neuerfun-

fundenen Feuer, Spritze, womit ein in vollen Brand gesteckte höltzerne Hütte, die zu dieser Probe besonders war aufgebauet worden, von dem künstlichen Erfinder mit einmahl gelöschet wurde.

Die Stadt Nürnberg hat das gröste Ansehen unter den Reichs-Städten; allein ihre Regiments-Art ist so beschaffen, daß es noch eine Frage bleibet, ob es glücklicher sey unter einer solchen Republick oder unter einem freymächtigen Fürsten zu leben?

Fürsten-Kinder werden sorgsam erzogen. Ihre Ehre, wann sie zur Regierung kommen, leidet darunter, wann sie ihr eigen Volck unterdrücken. Ihre Räthe werden aus den klügsten und geschicktesten Männern erwehlet. Ein unverständiger Minister würde bald dem gantzen Hof zum Gelächter werden, und von sich selbst um Erlassung seines Dienstes bitten. In den Reichs-Städten aber kommen nicht selten Leute in die Regierung, die weder Erziehung noch Lebens-Art haben. Ihr Hochmuth ist deswegen unmäßig, sobald sie etwas zu befehlen haben. Sie hören auf Bürger zu seyn, so bald sie Rathsherren werden. Sie machen aus ihren Aemtern eine Hoheit und trennen sich von der Gemeine, deren edelste Glieder sie seyn solten. Sie machen eine Parthey gegen diejenige, denen sie vorstehen solten und werden an statt

Väter des Vaterlandes, kleine eigenwillige Selbst-Beherrscher.

Die Patricii haben in Nürnberg grose Vorrechte; allein sie beziehen sich doch alle auf den Wohlstand des gemeinen Wesens. Als die edelste aus den Bürgern haben sie das Recht vorzüglich in das Regiment zu kommen, nicht um ihren eignen, sondern um des gemeinen Wesens Nutzen zu befördern. Nicht als Herrschaften! sondern als Mitbürger. Sie behaupten vor andern Reichs-Städten etwas voraus zu haben, indem die Verfassung ihres Regiments aristocratisch und nicht democratisch sey. Wie glücklich wären unsre Reichs-Städte, wenn nicht Stolz, Neid und Eigennutz die Gemüther trennten. Fast in den meisten Reichs-Städten höret man nichts als Klagen. Bey einigen geht das Misvergnügen und die Zwietracht zwischen dem Rath und der Bürgerschaft bis nach Wien, wo nicht gar die Sache durch Local-Commissionen müssen ausgemacht werden. Die Herrn Nürnberger haben diese letztere Hülfs-Mittel bisher noch glücklich vermieden. Allein in die Länge dürfte es doch hier auch nicht gut thun, denn der gemeine Mann, und besonders die Kaufmannschaft ist über den magistratischen Despotismum überaus schwierig. Es kan seyn, daß diese in ihren Klagen auch zu weit gehen; so viel ist gewiß, daß vor diesem die Hände dem Magistrat mehr gebunden waren, da sie noch die Aufseher aus der Burgerschaft unter sich hatten.

hatten. Diese Tribuni Plebis, oder Genannte, wie man sie jetzt betitelt, hatten eine genaue Obsicht auf alles, was bey Rath vorgieng, damit nichts zu der Stadt Nachtheil mögte vorgenommen werden; diese Aufseher hat der Magistrat nach und nach aus seinen eigenen Mitteln zu bestellen gewust; dergestalt, daß sie nun selbst ihre eigne Aufseher sind und niemand von ihrem Thun Red und Antwort zu geben haben.

Den 10. Sept. verlies ich Nürnberg und reiste über Weichelschwang, Hersprück, Hartmannsdorf, Sultzbach, Haimbach, Herschau, Vilsen und so weiter durch Böhmen nach Prag. Ich brachte hier in die 8. Tage zu, um alle Merckwürdigkeiten dieses grosen und volckreichen Orts zu sehen. Ich fande hier einen starcken Adel, grose und prächtige Palläste, reiche Kirchen und Clöster; aber sehr wenig gelehrte Leute. Von der Frömmigkeit dieser in sattem Ueberfluß lebenden Geistlichen kan ich nicht urtheilen. Die Böhmen haben sonst an nichts weniger Mangel, als am Verstand; allein es ist eben so, als ob ihnen auch nichts gefährlicher zu seyn dünckte. Sie schweiffen leicht neben aus und treiben alles aufs äuserste: wollüstig, leichtsinnig, ehrgeitzig, verschwenderisch, ungleich, sinnreich, schmeichelhaft; so beschreibet man die Böhmen.

Die Inquisition ist hier so scharf, als an keinem Ort in Teutschland; Es ist weniger Ge-

fahr zu Rom ein offentlicher Atheist, als in Böhmen ein Protestant zu seyn; dem ungeacht findet man doch hier unter den Gärtners-Leuten noch heimliche Husiten, unter dem Namen der mährischen Brüder; wo man aber Bibeln oder Gesangbücher, die nicht catholisch sind, bey ihnen ertappet, da werden sie weggenommen, und die Besitzer derselben gefangen gesetzt oder sonst gestraft. Ueberhaupt ist noch in Böhmen und Mähren ein verborgener Saame vieler frommen und rechtschaffenen Leute. Man suchet aber alles in diesen Landen bis auf den geringsten Schein eines uncatholischen Christenthums auszurotten; ich hatte Mühe, als ein Reisender, meine wenige bey bey mir habende protestantische Bücher auf der Mauth zu retten. Solte man sagen, daß ein Königreich, so vor hundert Jahren fast protestantisch war, und sich deswegen auch einen solchen König gewehlt, binnen dieser Zeit durch Zwang und Waffen so hart römisch hätte werden können?

Ich reiste von Prag über Jaromitsch, Kelnau, Glatz, Wartha, gerade nach Breslau.

Ich war 5. Tage lang unterwegs. Einsmahl da ich Abends zu lang in die Nacht fuhre, entdeckte ich auf einer Höhe, bey dem obenschimmenden Licht ein paar Busch-Klepper, welche, als sie meine Kutsche unten im Thal sahen, sich hinter eine Hecke versteckten. Ich lies halten, und

und befahl meinem Diener, der ein handfester Kerl war, mit mir auszusteigen und seine Waffen zu sich zu nehmen. Ich gieng damit getrost auf denjenigen zu, der auf der Strasen war stehen geblieben und mit einem langen Sarras unter dem Arm meiner zu warten schien. Ich redete ihn auf gut österreichisch an, fragte was er so spät auf der Land-Strasse machte und wo er im Quartier läg? Der Kerl antwortete mir darauf gantz bescheiden / daß er Urlaub hätte, und bat mich um ein kleines Zehr-Geld. Ich schmiß ihm damit halb zornig einen Siebenzehener in den Hut und setzte mich nach dieser Heldenthat mit einem starckklopfenden Hertzen wieder in die Calesche. Fahr, sprach ich wider meinen Kutscher, den der Schrecken zittern machte, fahr, als ob der Hencker hinter dir wär. Allein, wir hatten noch eine gute Stunde im Koth zu leiren, bis wir bey dunckler Nacht ins Quartier kamen. Ich dachte alle Augenblick, die Kerls würden mit ihren grosen Flemben hinter uns drein kommen und meine Tapferkeit, die sehr begunte nachzulassen, noch einmahl auf die Probe setzen. Man wunderte sich unterdessen im Wirthshaus, wo ich einkehrte, nicht wenig, daß ich mich so spät bey Nacht auf der Land-Strasse gewaget hätte; da solche auch sogar am Tag ohne Geleit unsicher zu bewandern und manche Kutsche schon geplündert worden wär.

Mein

Mein Oheim, der Herr von Loen, kam mir von Breslau mit seinem Geschirr bis auf die erste Post entgegen; und ich hatte zugleich das Vergnügen noch denselbigen Tag den General Cosander, der einer meiner besten Bekantschaften in Franckfurt war, hier anzutreffen. Er gieng nach Pohlen und erhielt vom König, nebst dem Caracter von General-Lieutenant einen jährlichen Unterhalt von 6000. fl.

Man führte mich von Breslau aus zu einigen Edelleuten auf das Land, wo es auf schlesische Art hergieng. Schlesien und die Pfaltz scheinen mir in Teutschland zwey rechte Schlaraffen-Länder zu seyn; wo man aus Essen und Trincken eine Haupt-Beschäftigung des Lebens macht, und wo der Ueberfluß die Menschen zur Schwelgerey und zu allerhand Ueppigkeit verleitet. Man trinckt in Breslau den besten ungarischen Wein, und wenn man auch noch so prächtig tractiret, so ist der Trunck dabey doch immer das kostbarste. *

Von Breslau reiste ich durch die Lausnitz nach Dresden; weil aber der Hof noch in Pohlen war, begab ich mich so lang nach Berlin, um die Weynachts-Feste daselbst zuzubringen.

Der König von Preussen hatte damahls ein neues Collegium unter dem Titel eines Generals

* Siehe was von Breslau schon unter der III. Reise ist gemeldet worden.

neral-Commissariats aufgerichtet, wo alle Geschäfte zusammen tractiret und in möglichster Kürtze solten aus einander gesetzet werden. Würdiges Unternehmen eines grosen Königes! Dieser Monarch haßte alle Weitläuftigkeiten, weil sie in der That zu nichts taugen. Er hatte darin vortrefliche Einsichten. Ein Geschäfte hindert zuweilen das andre, und viele zusammen verwirren das Gantze. Der König arbeitete selbst unabläßig. Seine Ministri und Räthe hatten dabey wenig gemächliche Tage. Alles gieng vornehmlich auf eine genaue Oeconomie. In dem Conferentz-Zimmer stund eine Tafel mit einigen Erfrischungen hinter einem Schirm, damit die Geschäften, wann es die Nothdurft erforderte, ununterbrochen könten fortgesetzet und ausgefertiget werden; mithin man also nicht nöthig hatte, Essens und Trinckens wegen nach Haus zu fahren. Alle Sachen aber lassen sich nicht allemahl übertreiben, noch so kurtz abbrechen. Auch setzte die Furcht dem König zu misfallen, oder eine Verantwortung bey einem Geschäfte sich zuzuziehen, den Geist aus seiner Freimüthigkeit ein Geschäft, das Nachdencken und Ueberlegung erfordert, recht im Grund einzusehen. Die meiste Ministri beklagen sich deswegen über dieses neue Collegium. Allein es heist: der Diener ist nicht besser als der Herr. Niemahls hat ein König der Regierungs-Last sich mehr unterzogen, so gar daß er sich öfters auch die Mühe giebt, die geringste Rechnungen selbst nachzusehen. Dieses

ist.

ist in der That ein Mittel ehrliche Leute zu machen und allen Unterschleiffen und Betrügereyen, die sonst an grosen Höfen starck im Schwang zu gehen pflegen, mit Nachdruck vorzubauen. Es ist demnach kein Wunder, daß der preusische Hof noch immer reicher und mächtiger wird. Man kan diesem grosem König den Ruhm nicht absprechen, daß er durch seine Bemühungen, womit er die Ordnung und die Haushaltung seiner Finantzen auf einen guten Fus zu setzen sucht, den rechten Grund zu der Hoheit seines Hauses gelegt habe.

Unter denen Ministern und geheimen Räthen lernte ich dazumahl unter andern auch die Herrn von Ilgen, von Printzen, von Coccejus und von Scharde kennen; gewiß grose und geschickte Leute. Der Herr von Marschall war immer bey dem König und hatte sich bey demselben durch seinen unermüdeten Fleiß und durch sein gefälliges, sachtsinniges und immer gleiches Wesen vor andern in Gunst gesetzt; Es gehen auch jetzo die meiste Ausfertiungen durch seine Hände.

An gelehrten Leuten hat es in Berlin nie keinen Mangel; ohneracht, bey meiner dismaligen Anwesenheit der Soldaten-Stand völlig die Oberhand gewonnen hatte. Ich kannte darunter sehr würdige Männer, z. E. die Herrn Ober-Hof-Prediger und Kirchen-Räthe, Jablonsky, Nolthenius und Schmidmann; ferner

ner die Herrn la Croze und l'Enfant, die Herren Hofräthe, Krause, Köppen, Seelig, wie auch auf dem Gymnasio illustri Bernhard, Muzelius, Elsner, Salmuth und andre mehr.

Den 22. Jan. 1723. kehrte ich wieder nach Dresden zurück; der Hof hatte sich aus Pohlen auch wieder allda eingefunden. Er war so glänzend und prächtig, als jemahls. Ich werde die Ehre haben Ihnen auf ein andermahl davon eine nähere Beschreibung zu geben *

Mir kam hier der Lust an zu reimen. Ich sende Ihnen hierbey eine kleine Probe davon. Es ist erlaubt, sich mit etwas zu belustigen, warum nicht auch schlechte Verse zu machen.

Sur les grandeurs de la Cour.

Presomtueux Mortel, infortuné Octave,
D'un Prince debauché Ministre & grand Esclave;
Te voilà d'ans le rang des premiers à la cour,
Où ton illustre sort va briller à son tour.
On voit regner par tout richesse & abondance
Ton train est leste & beau, & ta magnificence.
Repond à la splendeur d'un sort tout eminent;
Mais, apres tout, Octave, en es tu plus content?
De mille mouvemens ton ame combattue,

Tu

* Siehe den dritten Abschnit des ersten Theils.

Tu crains les envieux qui s'offrent à ta vue.
Tu vois d'un oeil timide un peuple allarmé,
Chargé de tant d'impots de mille maux pressé.
Qui dans son desespoir te fait passer pour traitre,
Te nomme son tyran, pour menager le maitre.
Heureux si ma raison, par ton état frappé,
A tout ambition ait enfin renoncé.
C'est aux petits esprits, aux ames du vulgaire,
De chercher à la cour de quoi se satisfaire.
Jamais un cœur bien né n'a pris la passion,
De chercher la grandeur dans la sujettion.
Festins, plaisirs, honneurs, laquaix, trains, équipages,
Vous ne meritez pas mes soins & mes hommages.
Un homme pervenu pour les grandeurs des Rois,
Dedaigne la raison, renonce à tous ses droits,
Et par ambition se mêt dans l'esclavage.
Aimable liberté, seul bien d'un homme sage,
Que ton paisible sort, dans un état privé,
Est digne de nos soins & d'être recherché.
Mon choix est decidé. Heureux, qui dans sa vie,
De la retraitte enfin peut prendre la partie;
Ou loin des courtisans il goûte la douceur,
Que la vertu touojurs fait ressentir au cœur.

VIII.

Anmerckungen über einige Höfe.

Mein Herr!

Nichts ist verbindlicher als der Verweis, den Sie mir geben, daß ich nicht eher der auf Ihr letzteres vom 12. Febr. geantwortet habe. Ich verspreche Ihnen mich zu bessern und hinführo fleissiger zu seyn.

Die Abschilderung, die Sie von dem Hof machen, ist recht nach dem Leben. Sie sind ein rechter Sittenmahler, und es wäre wohl schade, wann Sie nicht noch an einem der grösten Höfe ihre Klugheit und ihre Einsichten solten gelten machen. Sie haben den goldnen Schlüssel empfangen, und man wird Sie noch zu etwas gröseres machen, wann Sie es nur annehmen wollen. So viel hat man mir bey H. von B** gesagt. Sie werden sich also je-

tzo etwas rechts über uns arme Hofräthe heraus nehmen, da man uns ohnedem bald unter das Auskehrsel des Hofs setzen wird.

Ich speiste zu Dresden in einer grosen Gesellschaft, worunter sich einige Fremde befanden. Diese, ohne zu wissen wer ich wär, thaten sich etwas rechtes auf die p:: Hofräthe zu gut. Man rechnet billig, sagten sie, den König von ... unter die klügste Monarchen unserer Zeit. Er weis aus allem Geld zu machen, so gar die Thorheiten der Menschen müssen seine Schatzkammern bereichern helfen. Sein schönes und prächtiges Zeughauß wird mit Canonen angefüllt ohne daß ihm dieselbe mehr als die Mühe kosten, ein Hofraths-Patent zu unterschreiben.

Diese Gloße brachte mich auf. Ich war eben im Begrif dem naseweisen Filosofen einige Unhöflichkeiten zu sagen, als einer meiner guten Freunden, der neben mir sas und merckte, daß ich Feuer fieng, mich heimlich fragte, wie gros meine Besoldung wäre, und ob ich glaubte, verbunden zu seyn, mir darüber den Hals brechen zu lassen?

In Dresden ist alles lustig und frölich, und ich habe daselbst fast keine verdriesliche Gesichter gesehen, als die Spieler, wann sie die Bancke verloren hatten. Unter verschiedenen Lust-Festen, denen ich währendem Carneval, mit beygewohnet habe, sind die drey letzten Ta-

ge überaus gläntzend gewesen. Man hatte unter andern auf dem grosen Marck ein Viereck von Cram-Buden aufgeschlagen: In den vier Ecken waren Schau-Gerüste für die Scharlatanen, deren sich eine grose Menge von allerhand Stand und Würden hier befinden. Abends wurden alle diese Läden und alle Häuser daherum prächtig mit Lichtern erhellet. Die letzte Kurtzweil war eine Wirthschaft bey Hofe im grosen Redutten-Saal; alles erschien dabey in Maske, diejenigen aber, die zur Wirthschaft mit eingeladen waren, hatten keine Larven vor dem Gesicht. Alles schimmerte hier von Gold und Silber und Edelgesteinen; und ich meine nicht, daß man den Pracht in der Welt viel weiter solte treiben können.

Die schöne Dieskau wolte der Königin, welche unverkleidet auf dem Ball sich sehen lies, ihre Ehrerbietung bezeugen und küßte ihr mit gröster Anmuthigkeit den Rock; allein die Königin machte ein sprödes Gesichte, kehrte sich um und that, als ob sie dieselbe nicht einmal beobachtete. Die Königin hat ohne Zweiffel zu diesem Bezeigen ihre Ursachen. Allein, es that mir doch heimlich leid, daß sie solches bey dieser Gelegenheit ahndete. Wie! wenn das Fräulein Dieskau auch über die Königin eiferüchtig seyn wolte, weil sie Königin ist? Die Fräulein ist ja schön genug, ihr diesen Rang zu misgönnen. Solte sie es dem König übel nehmen, daß sie ihm gefällt? Hat sie die Natur nicht darum so

schön gebildet, daß sie gefallen muß? Diese Gedancken sind die Wirckung eines gewissen Mitleidens, welches ich dazumahl für die Fräulein Kieskau empfande, weil ich sie so öffentlich beschimpfet sehen muste. Es ist wahr, daß man sie darüber bald schadlos hielt; dann sie war die Königin vom Ball und die schönste unter den Schönen.

Der Herr von *** ist zu Dresden in grosem Ansehen. Er hat mehr einzunehmen, als 6. p... geheime Räthe. Er macht seinem Caracter Ehre. Seine gantze Aufführung ist reich, glänzend und von einem edlen Geschmack; seine kleine, schöne, liebenswürdige Gemahlin weis sich vollkommen in den Rang zu schicken, den sie begleitet, Sie erhöhet denselben noch mehr, als er sie. Sie ist gäntzlich von den Beschwerlichkeiten ihrer pohlnischen Reise, die ihre zarte Schönheit etwas hat leiden gemacht, wiederum hergestellet. Sie hat noch nichts von ihren vorigen Reitzungen verloren, ausgenommen dasjenige frische und flakrende Wesen, das nicht so wohl Geheurateten als ledigen Schönen lässet. Ich habe die Lustbarkeiten des Carnevals etlichmalen in ihrer Gesellschaft mitgenossen und bin dadurch in sehr gute Bekantschaft gerathen, die ich mir aber, wegen meiner bald darauf erfolgten Abreise wenig habe zu Nutz machen können. Wären Sie doch bey uns gewesen! Sie würden die alte Bekantschaft erneuert und sonder Zweiffel den Geschmack des Königs

nigs auch so gar in den kleinsten Dingen mit mir bewundert haben.

Der Dresdner Hof ist alles, was man prächtiges und glänzendes sehen kan. Ich war ein unschuldiger Zuschauer von allen Maskeraden und Freuden-Festen, die währendem Carneval gehalten wurden. Ich fande mich glücklich, daß ich mich dabey auch zuweilen in meiner natürlichen Gestalt zeigen dorfte. Am Ende pflegen doch insgemein diese Kurtzweile so lustig sie auch immer sind, Eckel, Verdruß und Schulden nach sich zu ziehen. Man ist mitten unter einer scheinbaren Freiheit gezwungen. Man schadet der Gesundheit, um artig zu seyn, und stellt sich närrisch, um seinen Verstand zu zeigen. Ist der Mensch nicht ein lächerliches Geschöpfe. Er würde sich ärgern, das zu seyn, was er scheinet, und das zu scheinen, was er ist. Der Hof ist eine wahrhafte Comedie. Man stellet an denselben allerhand Personen vor; es spielet einer den andern und man ziehet den Vorhang zu, wann der Hanswurst seine Possen gemacht hat.

Mit dem bewußten Geschäft am * * * dürfte man schwerlich zum Ziel treffen. Man glaubet von der einen Seite allzusehr was man wünschet, und ist von der andern Seiten allzustarck eingenommen gegen die Sicherheit, die man nicht siehet. Der Hof braucht allzuviel Geld, um in der gewöhnlichen Lebensart und Ver-

schwendung fortzufahren, und die gantze Welt weis, daß man daselbst mehr bekümmert ist, neue Schulden zu machen, als die alten abzutragen. Der Fürst siehet, weil er keine männliche Erben hat, blos auf das Gegenwärtige, warum solte er sich der künftigen Umständen halben bemühen, die ihn weiter nichts angehen als einen Bischof sein Bischofthum? Die Belustigungen machen seinen Hof fast zu einer Insul der Cythere. Die Fürstin ist eine überaus galante Dame; alles suchet sich denen Empfindungen der Traurigkeit zu entziehen, und denen Ergötzlichkeiten zu ergeben. Man siehet an diesem Hof, alles was die grösten Höfe zeigen: Opern, Comödien, Redutten, Jagden, Feste, Herrlichkeit, Pracht und Schulden. Ein paar reiche Kaufleute sollen hier Rath schaffen, und ihren unnützlichen Ueberfluß zur Freude des menschlichen Geschlechts auf Wucher legen; Allein, diese Geitzhälse, sprechen immer die grosen Herrn, hielten kein Wort, und wolte man sie verklagen, so thäte doch keiner dem andern nichts zu leyd: Man käme also um sein Geld, und sie lachten einen noch darzu aus. . . . So unbescheiden reden diese Leute von grosen Herrn. Ich weis nicht ob sie gantz unrecht haben.

Ich gieng von * * * auf Bamberg, und von da auf Würtzburg: Diese beyde Städte gehören auch mit zur Pfaffen-Strasse. Zu Würtzburg ist das neue Schloß überaus prächtig. Man

Man hat an beyden Orten viel zu sehen. Vor diesesmahl eilte ich nach Haus. Ich hatte mir zu Bamberg ein eigen Schiff gemiethet. Ich solte bey Schweinsfurt, wo der Wasserfall ist, aussteigen, allein der Schiffer sagte mir nichts davon, sondern fuhr mit seinem morschen Kahn getrost darüber hin; dieser krachte auf allen Seiten, und ich erkante erstlich die Gefahr, da sie vorbey war. Der Schifmann verkaufte seine gantze Jagd allhier um 1. fl. und lief zu Fuß zurück. Einem solchen Leut-Ersäuffer hatte ich unwissend mein Leben anvertraut.

Sie meynen, Mein Herr, die kleinen Liebes-Götter, welche vor dem Hymen vorauslaufen, hätten sobald meine Rückkunft beschleuniget. Allein, ich bin jetzo von diesen Sachen freyer als jemahls. Ich finde mich überaus artig, einen blosen Liebhaber abzugeben, Verse zu machen, und einen gantzen Roman durchzuspielen. Ich habe mich deswegen bey nahe entschlossen, mein Lebenlang so zu bleiben. Doch ich bin nicht gut dafür, daß ich immer so dencken werde. Es ist dieses bey mir keine Wirckung einer trägen Fühlosigkeit. Ich weis, es läßt sich nicht wohl mit Schönen umgehen und dabey stets gleichgültig seyn? Ich will also meiner Philosophie hier nicht zu viel trauen. Sie thun inzwischen wohl, daß Sie die kleine Fabricke mit ihrer liebenswürdigsten Frau Gemahlin, davon sie den ersten reitzenden Abdruck erhalten haben, eiffrig fortsetzen. Ein solcher Ursprung kan nichts anders

als grose Leute zeugen. Alles was von Ihnen komt hat schon ein Erbrecht auf meine Freundschaft und auf meine Dienstgefliessenheit, dann es ist billig, daß unsre Neigungen sich auch auf unsere Erben fortpflantzen. Ich setze den Fall, daß ich nicht stets werde müsig bleiben, für das gemeine beste zu arbeiten. Ich zweiffle nicht, daß es ein groses Vergnügen sein müsse, sich also in Migniatur abgeschildert zu sehen. Allein man muß darzu ein schönes Original haben, sonst verlohnt sichs der Mühe nichts. Ich habe allhier nach meiner Ankunft ein sehr lustiges und angenehmes Quartier bezogen, welches von der einen Seite eine Aussicht auf den Mayn und auf die Brücke hat; und auf der andern Seite in einen Garten gehet, wo die Aeste der Bäume bis an meine Fenster reichen, und die Vögel mich alle Morgen mit einer vortreflichen Music beehren. Hier schlafe, hier träume ich so süß, wie vormahls Epicur in seinen Gärten. Hier soll Ihnen, Mein Herr, ein Zimmer bereit und offen gehalten werden, wenn Sie einmahl eine Spatzier-Reise zu uns machen wollen. Ich verharre mit der reinsten Hochachtung und dem ergebensten Hertzen u. s. w.

Franckfurt den 5ten May. 1723.

IX. Beschrei-

IX.

Beschreibung der Alpen-Gebürge.

Hier hat die Natur alles, was die Augen angenehm erschrecket und fürchterlich süs scheinet, wunderbar zusammen gebracht. Man siehet abscheulich hohe Berge mit steilen Abhängen und Stücke Felsen von allerhand Farben. Ihre Wipfel bedeckt ein ewiger Schnee und ihre Thäler ein stets wachsendes Grün. Die Bäume sind so alt als die Berge und geben ihre Früchte ein Jahr wie das andre. Die wilde Thiere sind so leutselig, daß sie kaum vor dem Menschen fliehen; und die Menschen, die hier in stiller Einfalt wohnen, halten sie gleichsam für ihre Mitbürger, weil sie ihnen nicht schaden. Sie haben Rinder, Schafe, Lämmer, Geisen und Feder-Vieh. Diese nähren diejenige, die sie nähren. Beglückte Einwohner! wie ruhig, wie süse verfliesen die Stunden eures ungestörten Lebens! Hier verbauet kein Nachbar dem andern das Gesicht. Die Welt ist gros genug einem jeden so viel Raum zu lassen, als er nöthig hat, sich eine bequeme Hütte und einen lustigen Meyer-Hof zu bauen. In Nothfällen springen sich die Einwohner dieser glückseligen Thäler einander bey, und auf ihren Fest-Tägen kommen sie zusammen und geniesen ohne Zwang und ohne Rang-Streit, die beste Milch und Käse, welche eine jede Haus-Mutter dar-

zu aufzubehalten pflegt. Ihre Wohnungen liegen längst denen rieselnden Bächen, die sich schlängelnd in die Thäler krümmen und mit einem stillen Rauschen von den Bergen sich sanft herabwelzen. Andere scheinen durch ihren schnellen Lauff die Felsen zu zerspalten. Kaum beleuchtet die Sonne in diesen dunckeln Gründen die fliehende Wellen.

O Care Selve!
rufe ich hier mit dem Guarini aus:
E voi solinghi e taciturni horrori
De riposo e di pace al berghi veri!

Register.

A.

Adel, schwächt sich durch üble Haushaltung, 194 erfordert eine adeliche Lebensart, 196. hat durch Einziehung der Hoch-Stifter viel verlohren. 370
Affecten, wie solche weislich zu regieren. 179
Alpen-Gebürge. 471
Anachoreten, was es für Leute waren. 269
Anmerckungen über einige Höfe. 461
Anti-Machiavel, dessen Lob. 271
Antwerpen, Brand daselbst wird bald gelöscht. 417
Astrologie, begreift alle verborgene Wissenschaften unter sich. 233
Augsburg, Auffenthalt daselbst und Merckwürdigkeiten, 362. Hochzeit auf der Geschlechter Stube. 371
Augusta Rauracorum. 433
Ausschweiffungen der Tugend, in Ansehung der Gesundheit. 179

B.

Baldus, ein guter lateinischer Poet. 95
Basel. 433
Bartenstein, Herr von, dessen geschickte Schreibart. 17
Bayrischer Hof, Beschreibung davon, 364. ist eifrig Römisch. 365
Baukunst, worinn sie besteht, 141. was dabey zu beobachten, 142. Fehler und Misbräuche derselben, 145. Regeln bey dem Bauen zu beobachten, 147. Baukunst der Alten, 148. der Engelländer, 149. der Teutschen, 150. der Frantzosen. 151

Beaumarchais, Mr. de, dessen Schreiben über die wahre und falsche Demuth, 295. dessen Caracter und Lebens-Umstände. 306
Beretti Landi, spanischer Abgesandter im Haag. 412
Berlin, Beschreibung davon. 378. 458
Bern. 434
Bewegung, wird zu Gesundheit erfordert. 175
Böhm, Jac. Urtheil von demselben. 230
Bonn, Churfürstl. Residentz. 403
Bremen, Beschreibung davon. 427
Breßlau, Beschreibung von dieser Stadt, 380. Clöster daselbst, 381. Abendtheuerlicher Adel, 382. Lebens-art. 458
Brocks, ein vortreflicher Dichter, 58. Vergleich mit Virgil. 59. dessen Sing-Gedichte. 60
Brüssel, Anstalten daselbst zur Huldigung. 416

C.

Cantate, was sie sind. 124
Cantzley-Stil der teutsche ist sehr gezwungen. 17
Carelli, Kayserl. Leib-Medicus, 388. Beschuldigungen wider denselben. 390
Christ, dessen Eigenschaften. 252
Cicero, Muster von dessen Beredsamkeit. 30
Claudianus, Proben von dessen Poesie. 83
Clöster in Breßlau haben wenig gelehrte Leute. 381
Coblentz. 403
Cölln, viele Heiligthümer die sich daselbst befinden. 404
Cornaro, dessen strenge Mäßigkeit. 163
Creutz freih. von, ahmet Horatzen glücklich nach. 66
Critic, des Verfassers von ihm selbst. 6. 7

D.

Delfft, Synodus daselbst. 420
Demuth, wahre und falsche. 293
Dichtkunst der Alten. 54
Dresden, Beschreibung von diesem Hof. 463
Düsseldorf, Gallerie daselbst. 407

E.

Edelmann, der Schleßische. 385
Eigenliebe und Vernunft kommen miteinander in Streit. 5
Einöde eines frommen Weltmanns, 258. dessen Begenheit. 259
Einsamkeit ist verdrieslich. 268
Eisleben, Reliquien von D. Luther daselbst. 375
Erscheinungen und Gespenster. 230
Erziehung eines Printzen. 282
Exegetische Lehrart. 204

F.

Fabeln, Werth derselben. 92
Fenelon, H. von, ein groser Redner, 32. dessen Geschickte Erziehung des Printzens von Burgund. 290
Fleury, Card. von, Erziehung des Königs in Franckreich, 290. dessen sonderbare Art ihn zu bestraffen. 291
Fontaine, ein geschickter Fabelschreiber. 19
Franckfurt an der Oder. 379
Fräulein, einer jungen weichen aus Hochmuth die Alten. 339
Fürsten muß man kein Geld lehnen, 188. bringen ihre Häuser durch die Haushaltungskunst empor, 189. Fürsten-Kunst stickt in der einfältigen Natur. 190

G.

Geister, Umgang mit denselben, 225. die Kräfte derselben sind unbekant, 229. wann dieselbe schaden können, 232. Unwissenheit in der Geister-Lehre. 233
Geistlicher Geschmack im Zeitlichen. 403
Geld, hat den ersten Rang. 333
Gellert, ein geschickter Fabel-Dichter. 93
Genff, 436. und Begebenheiten daselbst. 438
Gesellschaft von jungem Frauen-Zimmer. 352
Gesichter und Erscheinungen. 230
Gespenster, eben daf.
Gesund-

Gesundheit, von den Mitteln solche zu erhalten, 159
ohne Gesundheit geniest man keiner Güter. 160
Gicht-Cur, besondere. 237
Glaube, setzet Lehr-Begriffe voraus, 202. Ursache warum er so wenig Früchte bringet. 211
Gold-Börse, wird geraubet. 409
Grabschrift auf den jungen Erzherzog in Wien. 389
Grolau, Major, ruinirt sein Proceß. 258
Grozius, hat zwey zänckische Prediger bey sich. 211
Günther, ein berühmter teutscher Dichter. 86

H.

Hagedorn, Herr von, Proben seiner netten Poesie, 64. dessen glückliche Nachahmung des Juvenals. 80
Haller, Herr von, ahmet Horazen glücklich nach. 63. besonders in der sapphischen Ode, 69. dessen Gedancken von der Priesterschaft. 74
Haushaltungskunst, was dabey zu beobachten, 183 von der Fürstlichen Haushaltung, 187-193. Haushaltungs-Regeln. 197
Hebräer, ein schlauer, verlieret den Kopf in Belgrad. 395
Heiligthümer in Augsburg. 359
Hessen, Beschreibung desselben. 429
Hofdienste, sind bedencklich, 263. Kleinigkeiten die dabey vorkommen, 266. ihre Nützlichkeit. 267
Holland, darin ist gemächlich reisen. 421
Homiletische Lehrart. 202
Horaz, vergleicht die Dichtkunst mit der Mahlerey, 53
Einige schöne Stellen aus demselben. 61
Hypochondrie der Bücherschreiber. 4

I.

Jena, Beschreibung dieses Orts. 373
Jesuiten haben ihrem Patron viel zu dancken. 412

Illustris, die Bedeutung dieses Worts. 277
Inspiration, wie es damit zugehet. 241
Italiäner bringen die Schauspiele wieder empor, 108
von ihrer Musick. 121. 124
Juvenal, dessen Dichter-Eigenschaften. 77

K.

Kaufmann, ein reicher, geht einem armen Gelehrten vor. 351
Kitzenstein, Herr von, Reise-Gesellschaft. Eb. das.
Kitlitz, Frau von, Reise-Gesellschaft nach Wien. 385
Klopstock, Urtheil von dessen ungereimten Versen. 91
König, Prof. wird abgehalten Prophezeyungen zu erklären. 217
Kriege werden mit mehr Leutseligkeit geführet als vor diesem. 280

L.

Landleben, der Poeten Beschreibung davon, 220. 324. 351. lustige Sitten auf dem Land. 339
Lehrmeister, ein Fürstlicher, dessen Eigenschaften. 284
Lion, Reise dahin, 440. Lebensart daselbst. 442
Lucanus ist lebhaft und Sinnreich. 82
Lucas der Evangelist, ein guter Mahler. 129
Lucrezens Dichter-Eigenschaften, 75. dessen Beschreibung der Thonkunst. 117
Luft, wie solche der Gesundheit zuträglich ist, 171. Galenus Meynung hierüber. 172
Lust-Gärten bey den Alten, 152. in unsern Ländern, 155. wie darinn der Natur nachzuahmen, 156. ihr verschwendischer Pracht ist keine Schönheit. 157

M.

Machiavel, dessen Buch, 272. dessen Absichten. 278

Magische Kraft der Einbildung. 230
Mahler, berühmte bey den Alten, 128. kommt mit den mathematischen Wissenschaften wieder empor, 131. berühmte Mahler. 151. 154.
Mahlerey und Zeichnungskunst, ist eine blose Nachahmerin der Natur. 127
Marini, Stelle aus demselben. 95
Martial, ein Sinnreicher Poet. 84
Mascaraden in Dresden. 461
Maulbeer=Bäume, von ihrer Zucht. 190
Maynz, Beschreibung davon, 400. hohe Schule daselbst. 401
Memmingen, Begebenheiten daselbst. 367
Meynershagen, Herr von, Preußischer Gesandter im Haag. 411
Moerdick, Reise dahin, 419. Monds=Gespräche. 408.
Musick, ist eine Kunst die Natur nachzuahmen. 128. S. Thonkunst.
Mystische Lehrart. 205

N.

Naumann, Mag. Probe seiner netten Poesie. 71
Nostradamus, ein neuer Prophet. 216
Nürnberg, Beschreibung von dieser Stadt, 452. Patricien daselbst. 454

O.

Ochsen, 2. gemästete werden von einem Bauer seinem Pfarrer verehret. 000
Oeconomische Regeln. 197
Offenbarung, die magische, was sie sey. 224
Officier, in Venetianischen Diensten, wie sie beschaffen. 361
Opera in Wien ist sehr prächtig. 393
Orakels Sprüche, wie man solche herausgebracht. 218
Ovidius, dessen Dichter=Eigenschaften. 72

P.

Paris, Reise dahin, 442. Beschreibung dieser Stadt. 444
Paßions=Oratorien, 135. wenig Andacht dabey, 136
ihr Ursprung, 137. sind andächtige Spielwerke, 138
solte mit Andacht geschehen. 139
Persius, dessen Dichter=Eigenschaften. 79
Philosophia occulta, warum sich nicht wohl damit einzulassen. 236
Plautus, Proben seiner Poesie. 87
Plin, Muster von dessen Beredsamkeit. 32
Plutarch Gesundheits=Regeln. 168
Poeten, lateinische neuerer Zeiten. 89
= = Spanier und Franzosen. 89. 97
= = Italiäner. 94
= = Engelländer. 95
= = Holländer. 96
= = Teutsche, wie weit sie es gebracht haben. 93
Poetinnen, teutsche. 98
Polemische Lehrart. 203
Posten in Franckreich, wie sie beschaffen. 447
Prag, Beschreibung dieser Stadt. 455
Proceß in Wetzlar. 258
Prophezeyung des Bruder Sebalds, 215. 217. verschiedene Arten der Prophezeyungen. 224
Pythagoreer waren ehrliche Fantasten. 234
Pythia, Pristerin des Orakels. 218

R.

Rang unter Gelehrten, 336. unter den Soldaten. 338
Redekunst, was sie sey, 11. und von ihren Regeln, 12
23. Redekunst der Alten, 13. 28. ihre Fehler, 14
ihr würdiger Gebrauch. 22
Reiche Stifter in Schwaben. 370
Reise auf das Land. 347
= = nach Wetzlar. 356

Reise durch Schwaben, Bayern Francken und Sachsen. 360
= = durch Brandenburg, Schlesien und Mähren nach Wien. 375
= = in die Schweitz. 432
= = nach Genff. 436
= = nach Lion. 440
= = nach Paris. 442
= = nach Rissel. 446
= = nach Franckfurt. 449
= = nach Nürnberg. 452
= = nach Breslau, 456. von da nach Franckfurt im Winter, 397. nach den Niederlanden u. s. w. 400
Reisen in Holland sind gemächlich. 415
= = zu Wasser sind gefährlich. 416
= = durch das Sauerland nach Bremen ꝛc. 422. besondere Zufälle darauf. 423
Religion ist theoretisch oder practisch, 201. von der natürlichen Religion, 206. offenbare Religion, 207. Vertheidigung der christlichen Religion, 209. Religions-Kämpfe mit einem Emiss. Apost. 365. Religions-Vereinigung auf der Reise nach Wien. 385
Roselli, Caffee-Schenck im Haag, von dessen Roman. 412
Ruhr, wie solche curiret. 373
Rysel, Beschreibung davon. 448

S.

Sardinien, König von, liest die Uebersetzung eines teutschen Briefs. 20
Saurin, Prediger im Haag, ein groser Redner. 410
Schauspielkunst, worinn sie bestehet. 100. sie ist sehr alt, 101. derselben Ursprung, 102. Verfall, 206. wird zu unsern Zeiten hervor gebracht, 107. bey den Italiänern, 108. bey den Teutschen, Eb. das. bey Franzosen, 111. bey den Engelländern, 112. bey den Holländern. 113

Schmidt, Uebersetzung der Bücher Mosis. 38
Sebald, Bruder, ein Prophet. 215 217
Schrautenbach, Herr von, Schreiben an Sadler Rock. 240
Schweitz, Reise dahin. 432
Seneca, Muster von dessen Beredsamkeit. 28
Seneca Tragicus, 86. Proben von seiner Poesie, 87 dessen Schauspiele. 105
Silius italicus, dessen Dichter-Eigenschaften. 82
Speisen, welche schädlich sind. 167
Spieler im Haag. 413
Stadt- und Land-Leben gegeneinander gehalten, 318. Stadt-Leben. 321
Statius schreibt erhaben. 82
Strasburg, Beschreibung davon. 433
Sturmwind im Haag thut grosen Schaden. 414
Sympathetische Mittel und Curen, 236. Exempel in der Gicht. 237
Systematische Lehrart. 202

T.

Tanzkunst bey den Alten mit der Thonkunst begleitet. 120
Terenz, dessen römische Schauspiele. 86
Teutsche Sprach, ihre Vorzüge, 16. Fehler in der Beredsamkeit, 35. von ihren Schönheiten, 37. von ihrer Rechtschreiberei. 43
Theatre italien, Urtheil davon. 112
Theologie ist eine Wissenschaft. 201
Thonkunst und Dichtkunst gehören zusammen, 53. ihr Ursprung und Alterthum, 118. äusert sich in der Natur, 120. Thonkunst der Italiäner, 121. 124 der Teutschen, 111. der Frantzosen. 125
Thurn, Freyherr von, 361
Titel, derer Misbrauch, 18. und schädliche Wirkung. 21
Torgau, Hofsitz der Königin von Pohlen. 478

Träume, was sie sind. 226
Tugend, was sie sey. 235
Tugend und Weisheit sind im Grunde einerley, 247
Helden-Tugend ist verdächtig. 249
Tugendhafter Mensch, woran er zu erkennen. 250

V.

Velser, ein alt Geschlecht in Augsburg. 371
Vernunft macht mehr Verdruß als Vergnügen, 8
was sie Böses stiftet. 9
Virgil, dessen Stärcke in der Dichtkunst. 56
Ulm, hat wenig Merckwürdigkeiten. 372
Voltaire, Herr von, dessen vortrefliche Schauspiele, III. Urtheil von dem Buch Antimachiavel. 275
Vorahndungen, wie sie sich zu äusern pflegen. 227
Vorsehung, göttliche. 264

W.

Wahrsagerey, was davon zu halten, ist eine der ältesten Wissenschaften in der Welt, 217. hat ihren Grund in der Natur, 220. Betrug der mit unterlauft, 223. hat wenig Nutzen im gemeinen Leben. 240
Waltherin, Jungfr. geschickte Poesie. 51
Wasser ist der Gesundheit zuträglich. 171
Weisheit, was sie sey. 247
Wettin, Bergwercke von Steinkohlen. 376
Wetzlar, Abendtheuerliche Reise dahin, 356. Proceßkunst daselbst macht unglückliche Leute. 358
Wien, Beschreibung von dieser Stadt, 387. Schauspiele daselbst. 392
Wissenschaften, sind Merckmäler unser Unwissenheit. 230

Wolf, Herr von, macht die Kunstwörter teutsch. 41
Worsley Montagu, englischer Bottschafter nach der Türckey. 391

Z.

Zusammenhang der Dingen der Natur. 222
Zoller, Herr von, in Memmingen, dessen Freundschaft wird gerühmt. 367

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loen, Johann Michael <<von>>, / Müller, Johann Bernhard / Schneider, Johann Caspar,

Des Herrn von Loen gesammlete Kleine Schrifften

Bd.: 4

Franckfurt ; Leipzig 1752

Bamberg, Staatsbibliothek -- .9 E 4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11399288-1
VD18 80350151-001